Basler Jahrbuch

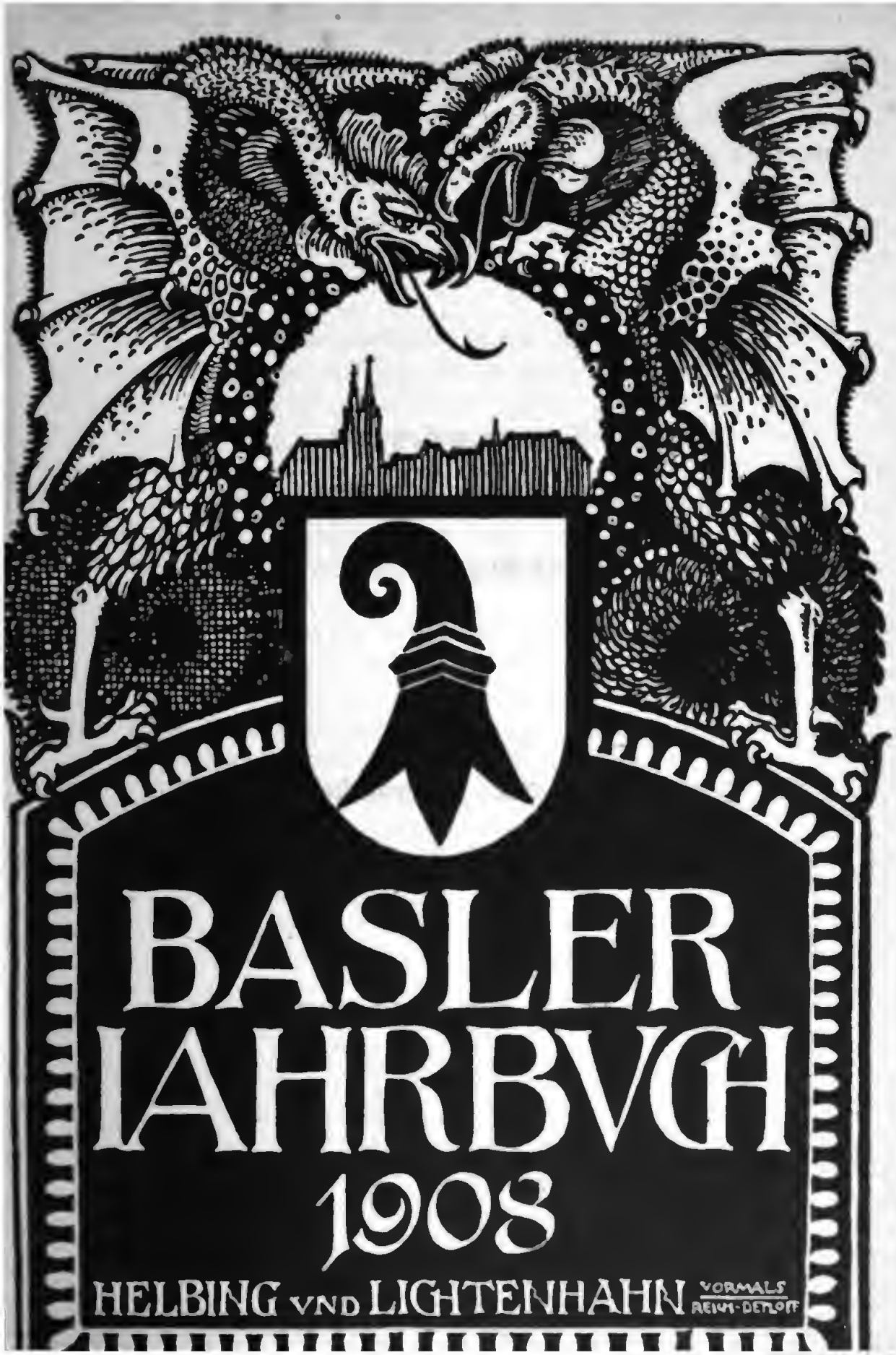
Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Steinenberg. **Am Blömlein.** Altes Theater.

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.


BASLER
IAHRBVCH
1908
HELBING VND LICHTENHAHN
VORMALS
REIM-DETLOFF

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 13 1974
DG381
B3
1915

Herausgegeben von

Albert Burckhardt-Finsler, Albert Geßler

und August Huber.

Buchschmuck von Ernst Rindersbacher (München).

Druck von Gasser & Cie., Basel.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort I

Ernst Jenny: Das alte Basler Theater auf dem Blömlein 1

Fritz Burckhardt: Zur Genealogie der Familie Euler in Basel 69

Paul Kölner: Vier Briefe Arnold Böcklins an einen Basler 106

August Huber: Der Aufenthalt des Conte di Broglio zu Basel 113

A. Bruckner: Aus zwei Jahrhunderten. Ein Stück altbaslerischer Kirchen- und Kulturgeschichte 138

C. Meyer: Die Stadt Basel von 1848—1858 172

N. N.: Zur Geschichte des Jahres 1842. Erinnerungen eines alten Baslers 212

Emil Schaub: Aus den Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon 216

Albert Geßler: Heinrich von Kleist und Basel 246

Alb. Burckhardt-Finsler: Beschreibungen der Stadt Basel aus dem 15. und 16. Jahrhundert 284

Albert Geßler, E. Th. Markees und A. Bischer van Gaasbeek: Das künstlerische Leben in Basel 314

Dr. Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. November 1906 bis 31. Oktober 1907 331

Vorwort.

Den Lesern und Freunden des Basler Jahrbuches müssen wir an dieser Stelle die Mitteilung machen, daß unser langjähriger Mitarbeiter und lieber Freund, Herr Staatsarchivar Dr. R. Wackernagel, als Herausgeber des Jahrbuches zurückgetreten ist. Seine amtliche Tätigkeit und seine große historische Arbeit nehmen ihn so sehr in Anspruch, daß er sich gezwungen sieht, solche Nebenbeschäftigungen aufzugeben. Der Leser des Jahrbuches und wir in erster Linie bedauern diesen Entschluß auf das Lebhafteste; allein es lag nicht in unsrer Macht, Herrn Wackernagel auf andre Gedanken zu bringen. Wir müssen uns daher begnügen, daß wir ihm auch an dieser Stelle den aufrichtigsten Dank aussprechen für seine erfolgreiche Tätigkeit, die er seit 1882 als Herausgeber dem Jahrbuch hat zuteil werden lassen, und ebenso danken wir und alle Freunde unsres Unternehmens dafür, daß er dieses im Laufe der Jahre durch so viele eigene wertvolle Beiträge bereichert hat.

In dieser Hinsicht nehmen wir auch von ihm nicht Abschied, hat er uns doch versprochen, fernerhin als Mitarbeiter dem Jahrbuche treu zu bleiben. Wir freuen uns, den Lesern des Basler Jahrbuches auch für die Zukunft Arbeiten unsres Kollegen in Aussicht stellen zu dürfen, und möchten ihm auch bei diesem Anlasse das Wohlergehen des Unternehmens, das er

während fünfundzwanzig Jahren ſo ſehr gehegt und gefördert hat, angelegentlich ans Herz legen.

Als Nachfolger des Herrn Dr. Wackernagel tritt in die Redaktion des Jahrbuches Herr Dr. Auguſt Huber, Aſſiſtent am Staatsarchiv, ein. Wir bitten unſre Freunde und Gönner, ihm das gleiche Zutrauen entgegenzubringen, das ſie den bisherigen Redaktoren gegenüber ſtets an den Tag gelegt haben.

Baſel, am St. Niklausentag 1907.

Die Herausgeber.

Das alte Basler Theater auf dem Blömlein.

Von Ernſt Jenny.

I.

Eine Geſchichte des Theaters zu Baſel zu ſchreiben, iſt eine dankbare und eine bemühende Aufgabe zugleich. Dankbar iſt ſie in literariſcher Hinſicht, weil ſie dem Darſteller Gelegenheit gibt zu beobachten, wie auch im Drama, nicht nur auf dem Felde des Romans, die Geſchichte der Literatur zugleich das Gericht iſt, wie der Geſchmack am Schönen ſich wandelt, wie alles von der Zeit durch ein immer engeres Sieb getrieben wird, bis ſchließlich nur noch das vorhanden iſt, was einen Ewigkeitswert beanſpruchen darf. Dankbar und lohnend iſt die Aufgabe ſodann auch, inſofern ſie einen Einblick gewährt in die alte Schauſpielkunſt, in die kleinen Verhältniſſe unſerer Vaterſtadt, in das äſthetiſche und geſellſchaftliche Leben ihrer Einwohner und in ihre Auffaſſung von Welt und Leben. Wer ſich's nicht verdrießen läßt, all den kleinen und kleinſten Äußerungen der Freude unſerer Väter an der Schauſpielkunſt oder auch ihren Bedenken dagegen nachzuſpüren, der gewinnt ein kleines Kultur- und Sittenbild jener Zeit. Bemühend aber wird die Aufgabe für den ſeine Vaterſtadt liebenden Darſteller,

wenn er in einem fort ſehen muß, wie die kleinen Verhältniſſe die ſchönſten Beſtrebungen nicht zum Ziele gelangen laſſen, wie ein kleinlicher Geiſt in den Behörden herrſcht, der wohl ein Theater haben, aber ſonſt möglichſt wenig damit zu tun haben möchte, dem auch mit den flehentlichſten Tönen nicht die kleinſten Beiträge können abgemarktet werden, der mit ſeinem Gewiſſen nie ganz ins Reine kommt darüber, ob ein Theater erlaubt ſei oder nicht. Es iſt vielfach bemühend zu ſehen, wie Rat und Bürgermeiſter Schauſtellungen erlauben, aber die Dinge eben ſo ihren Gang gehen laſſen; aus Bedenken nichts tun wollen, ſtatt einmal mit kräftigem Entſchluß und einem größern Opfer aus dem Orte unkontrollierbarer Vergnügungen ein großes wirkliches Kunſt- und Bildungsinſtitut zu machen, in dem das all ſolchen Unternehmungen anhaftende Unreine nach Menſchenmöglichkeit eingedämmt wäre.

* * *

Der Quellen, aus denen wir heute unſere Kenntnis des frühern Theaterweſens ſchöpfen, ſind mancherlei, aber ſie fließen oft recht ſpärlich. Da ſind zuerſt in den Polizeiakten die zahlloſen Geſuche wandernder Direktoren und einzelner Schauſpieler an den Stadtrat um Bewilligung von Vorſtellungen, die Schreiben des Rats an den Bürgermeiſter und deſſen Antworten, die Protokolle des Großen und die des Kleinen Stadtrates, einzelne Zirkulare der Theaterkommiſſion; dann kommen in Betracht: noch erhaltene Zeddel von Aufführungen, Journale, wie ſie meiſt die Souffleure nach Schluß der Saiſon als Andenken für die Theaterbeſucher zuſammenſtellten, einzelne Broſchüren, die ſich über den Wert des Theaters überhaupt auslaſſen oder ähnliche größere Aufſätze in den „Baslerischen Mitteilungen“ oder den Tagesblättern; dann eine Fülle von Anzeigen, Analyſen von Stücken, Referaten und Rezenſionen in den

damaligen Zeitungen. Da heißt es oft recht beharrlich mit dem Stabe an den Felsen schlagen, bis ein kleiner Quell herausspringt, denn die damaligen Tagesblätter haben weder eine so genaue fortlaufende Berichterstattung über die theatralischen Ereignisse gehabt, noch ist die aus Großstädten importierte Fixigkeit schon da, bei welcher man am Morgenkaffee, wenige Stunden nach dem Fallen des Vorhanges, schon lesen kann, wie's gestern gewesen ist. Oft hat ein Blatt keinen tüchtigen Referenten, dann verstummt es lange Zeit; oft verschlingen die politischen Ereignisse alles andere; oft läßt der beschränkte Raum der vier Quartblätter keinen solchen Luxus zu. Auch die bloßen Spielanzeigen folgen sich nicht völlig zuverlässig. Hat aber eine Zeitung eine Zeitlang einen sich für Theater interessierenden Mitarbeiter, so folgen sich ausführliche Besprechungen Schlag auf Schlag; so die Basler Zeitung Mitte der dreißiger, so das Intelligenzblatt am Anfang der vierziger Jahre. Auch das Tagblatt bringt manche einläßliche Schilderung theatralischer Zustände, besonders aber das satirische Blatt des Prof. Dr. J. Eckenstein, „Der Basilisk", das im Jahre 1839 jeweilen am Dienstag und am Freitag ausgegeben wurde und aus dem sich später die „Neue Basler Zeitung" als Oppositionsblatt herausgeschält hat.

Für dramatische Vorstellungen hatte man im 17. Jahrhundert eine eigene Bude, später fanden sie im sog. Ballenhaus statt.[1]) Dieses stand ehemals am Petersplatz, später in der Steinen, da wo sich jetzt zur Rechten die Turnhalle befindet. Als das Ballenhaus den mit der Zeit in jedem Betracht gewachsenen Anforderungen nicht mehr genügte, fand sich eine Aktiengesellschaft zusammen, die in den ersten Jahren des

[1]) S. d. Aufs. v. S. Aug. Burckhardt, J. U. D., „Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel" i. d. Beitr. z. vaterl. Gesch. Bd. 1. 1839.

vierten Dezenniums ein neues Theater „auf dem Blömlein zwiſchen dem Paradeplatz und dem Marſtall hinten an den Hof bei der Kaſerne der Standeskompagnie ſtoßend“ baute und es im Spätjahr 1834 eröffnen konnte. Das war der Muſentempel der Basler bis ins Jahr 1875, wo er vorne an den Steinenberg verlegt wurde. An der Stelle des ehemaligen Blömleintheaters aber ſteht jetzt der linke Flügel des Steinenſchulhauſes. Das Theaterleben Baſels, wie es ſich in den alten Räumen „am Blömlein“ abgeſpielt hat, iſt der Gegenſtand der folgenden Ausführungen, die in einem erſten Teile bis zu einer bedeutungsvollen Kriſis um 1850 herum geführt werden. Bevor wir aber auf das eigentliche Thema eintreten können, müſſen wir noch mit einem kurzen Wort von dem Treiben im alten Ballenhauſe ſprechen.

Der oben erwähnte Darſteller der dramatiſchen Kunſt zu Baſel konnte im Jahre 1839 ſeinen Aufſatz mit den Worten ſchließen, daß das Theater bis auf ſeine Zeit faſt geblieben, „wie es im vorigen Jahrhundert war“. Das mußte ihm, für den die Ballenhauszeit faſt noch lebendige Gegenwart war, ſo erſcheinen. Für uns Heutige zeigt ſich die Sache in weſentlich anderer Perſpektive. Über das Ballenhaus liegt ein ſo reichlicher Stoff vor, daß es eine ſelbſtändige Darſtellung verdiente. Zum Verſtändnis der Entwicklung dramatiſcher Aufführungen führen wir deshalb nur einige die Zuſtände des alten Ballenhauſes charakteriſierende Hauptzüge an.

Über dem Ballenhaus ſtand eine ſtädtiſche kleine Theaterkommiſſion. Dieſe empfahl das ihr am vorteilhafteſten erſcheinende Geſuch der wandernden Truppe dem großen Stadtrat, und der erteilte die Bewilligung zum Spiel, nachdem er die Genehmigung vom Bürgermeiſter und Kleinen Rat eingeholt hatte. Es ſind eine ganze Anzahl guter Truppen im Ballenhaus eingekehrt: ſo C. Ernſt Ackermann mit preußiſchen

Komödianten aus Königsberg in den Jahren 1757 und 1758; ſo die Truppe des Joh. H. Albrecht 1773; ſo die Illenbergſche Truppe 1797; ſo die Siegmund Binſtſche, die zwei Jahre hintereinander kam und ſich eines guten Repertoires mit zahlreichen Novitäten rühmte. Auch franzöſiſche Truppen kehrten ein; alle blieben ſie gerne eine Zeitlang in Baſel, ob ſie aus dem Elſaß oder aus dem Badiſchen oder aus franzöſiſchen Städten wie Dijon und Belfort kamen. Gewöhnlich erreichte ihre Kopfzahl die 20 kaum; die Illenbergſche z. B. zählte außer Direktor und Direktrice 9 Akteurs und 4 Aktricen. Gerne gab der Direktor in ſeinem Geſuch die Zahl der aufzuführenden Stücke an; ſo im Oktober 1826 Direktor Maurice von Belfort: 18 comédies, 12 opéras, vaudevilles etc. . . . oder Binſt 1828 die Novitäten und zwar lauter Opern: „Oberon“ von Weber, „Vampyr“ von Marſchner, „Othello“, „Barbier von Sevilla“, „Moſes“, „die Jungfrau vom See“ von Roſſini, „das Opferfeſt“ von Winter. Dabei traten meiſt, wenigſtens bei kleinen Truppen, die gleichen Darſteller in Schauſpiel und Oper auf. Die Geſuche ſind für unſern modernen Geſchmack nicht nur ſehr höflich, ſondern geradezu ſklaviſch devot abgefaßt, und Formeln wie „mit tiefſter Verehrung erſterbe ich Eines hochgeachten Praeſidium unterthänigſter X.“ finden ſich nicht allzu ſelten. Dazu hatten freilich die Schauſpieler von damals in einer frommen Stadt wie Baſel guten Grund; man ſah ihnen ſcharf auf die Finger; „moraliſch und artiſtiſch gute Perſonen“ werden vorgezogen, und wenn ein Direktor über die Moralität ſeiner Truppe gute Zeugniſſe zeigen kann, ſo iſt ihm ſchon geholfen. Ja, vor einem in allen deutſchen Gauen hochberühmten Gaſte, wie dem Komiker Alb. Al. Ferd. Wurm, dem glänzenden Vertreter jüdiſcher Chargen, hätte man 1822 erbarmungslos die Tore zugemacht, wenn ſich nicht der damalige Präſident der Theaterkommiſſion, Stadtrat Minder, zweimal in einem

höchſt demütigen Schreiben für ihn verwendet hätte. Wurm war nämlich eines unnatürlichen ſittlichen Vergehens wegen in Berlin beſtraft worden. Und dabei mußte Minder noch für ſich um Verzeihung bitten, daß er zweimal zu bitten ſich unterſtehe; man möge ihm doch ja dieſe Fürbitte nicht als „Lauigkeit gegenüber der Tugend“ auslegen. Die devote Dankbarkeit der Truppe machte ſich öfter, wenn der Vorhang zum letztenmal niederging, in bombaſtiſch geſchwollenen Verſen und Huldigungen an die Regierung Luft, Verſe, die mit pathetiſchem Bruſtton die Diva vortragen mußte. Zwei ſolcher ſelbſtverfaßter Dankeshymnen ſind uns aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts noch erhalten; eine Madame C. M. Dobler hat ſie geſprochen. Sie ſind ein Zeugnis dafür, wie ein an die feierliche Jambenſprache gewöhnter Komödiant für den einen Gedanken mehr als zwei Dutzende von Verſen bereit hat und ſich am ſchönen Klang hochtrabender leerer Worte ſinnlos berauſcht.

„Die goldne Zeit iſt uns zu ſchnell verſchwunden!
Wie traurig fühlen wir, was jener Weiſe ſpricht,
Vergänglich iſt, was unterm Monde liegt,
Doch unſer Dank, Ihr weiſe Väter, nicht.
Nein! Ewig wird für Euch auf heiligen Altären
Des Dankes frommer Weyhrauch glühn.
Bis Euch der Himmel in dem Tempel
Belohnender Unſterblichkeit,
Des Schweizers Nachwelt, zum Exempel
Euch ewig grüne Kränze weyht!“
u. ſ. f. . . . .

Beſonders feſtlich geſtalteten ſich die Aufführungen, wenn zu Ehren der neu gewählten Regierung geſpielt wurde. Da bietet z. B. die Albrechtſche Truppe anno 1773 ein „gehorſamſt gewidmetes Vorſpiel mit folgenden Perſonen: Thalia, die Dankbarkeit als eine Schäferin, Thirſis, Damoet, Seladon,

Margaris, Cloë.“ „Nach geendigtem dazu neucomponirtem großen Pantomimiſchen Schäfer-Ballett „Der verjüngte Greiß“ folget: Zayre, Ein Trauerſpiel des Herrn von Voltaire, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, Von Herrn Johann Joachim Schwaben in Leipzig.“ Nach Angabe der Perſonen heißt es dann am Schluß des Zettels: „Den Beſchluß machen die Kinder mit einem Ballett.“

Ein andermal wird ein vaterländiſches Schauſpiel des Luzerner Profeſſors Joſ. Ign. Zimmermann „Niclaus von Flue oder die gerettete Eidgenoſſenſchaft“ zu Ehren „ſeiner Exz. des Herrn Landammann und der hoh. Ehren Geſandten bey der hochlöbl. Tagſatzung“ gegeben. Den anweſenden ruſſiſchen Fürſtlichkeiten[1]) wurde auf ihr Begehren das „Gaugelſtück (sic!) der zwei Schweſtern von Prag“ geſpielt.[2])

Ein angenehmer Raum war das Ballenhaus keineswegs, weder für Darſteller noch für Zuſchauer. Die Mauern reichten an einigen Stellen nicht bis unters Dach; die Lücken waren nur mit einfachen Brettern verſchalt. Die Bühne und das Proſzenium hatten kein Deckengewölbe, ſondern waren offen bis unter die Dachſparren, ſo daß die Kälte dem Spiel wie dem Beſuch empfindlichen Eintrag tat. Die Logen waren im Innern nicht geweißelt; eine ſchöne, den Raum warm geſtaltende Tapete ſuchte man vergeblich; außen knarrten unter jedem Schritt die Dielen der Korridors, ſo daß der Zuſchauer leicht geſtört wurde. Die Winterkälte war ſo gefürchtet im Raum, daß „gute Heizung“ ſtets als ein Lockmittel auf dem Zettel wirken mußte, und daß ein Kommiſſionsmitglied auch einer Truppe abriet,

---

[1]) Der Reichenſteiner Hof zur Zeit der Alliierten 1813/18, S. 28 f. von E. Schlumberger-Viſcher.

[2]) Von dem 1767 geborenen Mähren Wenzel Müller, einem namentlich im volkstümlichen Singſpiel ſich auszeichnenden Schüler C. Ditterdorfs.

gleich nach Neujahr zu ſpielen; wegen der Kälte lohne es ſich nicht. An Plätzen unterſchied man darin 1. Ranglogen und Amphitheater; auf beiden zahlte die Perſon 12 Batzen, Kinder unter 10 Jahren 6 Batzen; ferner 2. Ranglogen und ein Parterre zu 8 Batzen, Kinder 5 Batzen; dazu kam noch die Gallerie oder der 3. Platz zu 5 Batzen. Der Beginn war gewöhnlich auf 6 Uhr abends angeſetzt; die Billets waren zu haben „bey Frau Wittib Streckeyſen an der Thorſteinen Nr. 852 und Abends an der Kaſſe, welche um ½ 5 Uhr geöffnet wird."

Über das Repertoire der Truppen, die das Ballenhaus in den letzten Jahrzehnten ſeines Beſtehens benützten, ſind wir leider nicht allzu gut unterrichtet. Aus zwei faſt dreißig Jahre auseinanderliegenden Theaterjournalen können wir uns jedoch ungefähr eine Vorſtellung machen von dem, was ſich die Basler um die Wende des Jahrhunderts und in den erſten Jahrzehnten des 19. vorſtellen ließen. Außer den gangbaren Opern nahmen anno 1797 die Stücke Ifflands und Kotzebues einen breiten Raum ein. Auch längſt in der allgemeinen Verſenkung verſchwundene Luſtſpielfabrikanten wie Beck und Ziegler kommen vor. Weiße ſcheint mit ſeiner Auflöſung des Shakeſpeareſchen Romeo und Julia in nüchterne Proſa noch gefallen zu haben; großer Beliebtheit erfreuten ſich „Ritter- oder altdeutſche Schauſpiele"; Autoren ſind dabei nicht immer angegeben; es genügt zu ſagen: „Aus Veit Webers Sagen der Vorzeit," und die Empfehlung muß ihre Wirkung tun.[1]) Shakeſpeare erſcheint ſonſt nur noch einmal mit dem Stücke, mit dem er lange allein bekannt war bei uns, mit „Hamlet", und von Schiller wird nur „Kabale und Liebe" aufgeführt. Nicht viel anders ſieht

[1]) Pſeudonym für Leonh. Wächter (1762—1837), einen der erſten Geſchichtsromanſchreiber.

Die „Sagen der Vorzeit" erſchienen in Berlin 1787—1798 in 7 Bdn.

der Spielplan der großen Bechtſchen Geſellſchaft von 1828 aus; Ritterſchauſpiele ſind noch ſehr beliebt; die ſchwachen Nachzügler von Goethes Götz nehmen romantiſch geſtimmte Gemüter immer noch gefangen. Außer für 8 Opernabende, die Mozart, Weber, Weigl beſtreiten, findet die Geſellſchaft vom 4. November bis 17. Dezember Zeit für 8 Schauſpiele und 15 Luſtſpiele und Poſſen; außer Holberg und Iffland iſt kaum ein Name von Klang und Dauer darunter; ſelbſt der „Hund des Aubri", jenes Melodram, das mit ſeiner Vorführung eines Hundes Goethe in Weimar die Theaterleitung verleidete, hat ſich in unſer Ballenhaus verirrt.

Der Theaterbetrieb im Ballenhaus mag manchmal gemütlich geweſen ſein; die kleinen Mittel ſchufen Verhältniſſe, die das Ganze hie und da als von einer beſſern Schmiere oder einem geringeren Sommertheater nicht allzuweit entfernt erſcheinen laſſen. An heitern Vorkommniſſen mag es nicht gefehlt haben; wir erfahren ſolche aus Quellen, die nicht jedermann zugänglich ſind. So wird uns in den Erinnerungsblättern an Frau Jul. Birmann geb. Viſcher von einer Vorſtellung erzählt, bei welcher ein Waſſerfall mittelſt eines breiten über einen Haſpel laufenden Bandes ſollte dargeſtellt werden. Der Haſpel wurde unrichtig gedreht, und der Waſſerfall ſchoß aufwärts. Solche Dinge können überall vorkommen, gewiß! Hat man doch ſchon an großen Hofbühnen die wilden Tiere in der „Zauberflöte" flach umfallen und in der Wolfsſchlucht des „Freiſchütz" die glühenden Augen der Wildſau infolge Verſagens des Mechanismus allein davon hüpfen ſehen. Allein, wenn man das an einer großen Bühne als etwas Ungehöriges ernſthaft tadelt, ſo ladet eine kleine damit nur den Fluch der Lächerlichkeit auf ſich. Die lächerlich kleinen Verhältniſſe ſind auch in der Biographie von Frau Eſther Burckhardt-Socin (S. 12) erwähnt.

Viel mehr als all das will es bedeuten, daß andere im

Ballenhaus ſich einniſtende Vergnügungsetabliſſements ſich eines viel größeren Zuſpruchs von Seiten des Publikums erfreuten, wie z. B. das „maleriſch-mechaniſche Welt-Theater“ des Prof. von Linski aus Warſchau mit ſeinen großen Abendunterhaltungen „in der egyptiſchen Magie“, und viel mehr bedeutet es, daß im dritten Jahrzehnt das Ballenhaus ſo ſchlechte Geſchäfte machte. Das zeigt, daß einem gebildeteren Publikum mit höheren Anſprüchen die dort gebotenen Genüſſe nicht mehr genügen konnten. Einige aus den Polizeiakten geſchöpfte Belege mögen die Situation andeuten. Schon aus dem Jahre 1824 datiert eine Bittſchrift des Direktors Belliard um Hilfe, da ſeine franzöſiſche Geſellſchaft ſchlechte Geſchäfte gemacht habe. Ein ſpäterer Direktor ſcheint verduftet, der beſte Teil der Akteurs ihm mit einem Teil der Garderobe gefolgt zu ſein. Ausgangs der zwanziger Jahre machte St. Gallen den Vorſchlag, gemeinſam mit Baſel eine Truppe zu halten, womit beiden Städten aufgeholfen werden ſollte. Ähnliche Dinge erfahren wir aus einem Aufſatz in den „Basl. Mitteilungen“ vom Jahre 1826. Der Einſender, dem es ſehr ernſt iſt, verbreitet ſich ſehr einläßlich über die Schwierigkeiten, mit denen das Theater in Baſel zu kämpfen habe. Schon oft ſeien die Geſchäfte ſo flau gegangen, daß eine Kollekte den Schauſpielern habe das zur Weiterreiſe nötige Geld verſchaffen müſſen. Der Basler, meinte er ferner, ſei an ſich kein Theaterbeſucher; die vielen Abendgeſellſchaften und „Familientage“ täten dem Theater Abbruch; nur ein Gaſt, wie der hochberühmte Wurm, ſei im Stande geweſen, das Haus wirklich zu füllen. Und ſei dann eine Einnahme da, ſo werde ſie durch die vielen Freibillets geſchmälert.

Zugleich erwuchs dem Theater in dem ſtark im Aufſchwung begriffenen Konzertweſen ein übermächtiger Konkurrent, ſo daß ſchon im Juni 1829 ein Mitarbeiter der „Basl. Mit-

teilungen“ den Gedanken äußern konnte, ein Theaterbau ſei notwendig; denn es ſei, ſo heißt es dort, einfach unbegreiflich, wie der ſonſt ſo reinliche, bequeme und auf eine gewiſſe Eleganz haltende Basler ein Schauſpielhaus betreten könne, das jede Forderung der Art „im höchſten Grade unbefriedigt“ laſſe; „vom Äſthetiſchen gar nicht zu reden!“

Und in der Tat, die Verhältniſſe waren ganz unhaltbare geworden. Wieſo das Inſtitut in den eben geſchilderten beklagenswerten Zuſtand geraten, erhellt aus dem Folgenden.

Das urſprünglich der E. E. Zunft zu Webern gehörende Haus hatte Stadtrat Oswald gemietet und einrichten laſſen; der ganze Einbau ſamt allen Dekorationen war ſein Eigentum. Er war der ſog. Beſtänder. So lag alſo der Theaterbetrieb zum Teil in den Händen eines Privaten. Als 1822 Oswalds Akkord ablief, benützte die Theaterkommiſſion den günſtigen Moment und kaufte der Webernzunft das Haus ab; der Stadtrat lieh dazu 8000 Fr. und brachte im Innern zur vermehrten Sicherheit allerhand kleine bauliche Änderungen an. Auch mit Oswald wurde in Betreff des Innern ein bedingter Kauf abgemacht; bar Geld bekam aber Oswald nie zu ſehen. Die Kommiſſion ließ deſſen ungeachtet weiter ſpielen und ſteckte einen Drittel der Einnahmen ein; Oswald aber, der für die Unterhaltung ſorgen mußte, blieb nichts anderes übrig, als ſich mit Bittſchriften an den Rat zu wenden, des Inhalts, man ſolle ihm entweder ſein Geld geben oder ihm käuflich das Ganze überlaſſen und zwar zum Ankaufspreis, damit einmal der heilloſe Zuſtand aufhöre. Aber auch die Kommiſſion beſtrebte ſich in ihrer Weiſe um eine Löſung der heiklen Angelegenheit, indem ſie ſchon im Hornung 1823 eine Aufforderung an das Publikum erließ „über eine verbeſſerte Einrichtung des Theaters“. Darin gab ſie Kenntnis von ihrer Abſicht, das Ballenhaus den Händen eines Privaten zu entziehen, es mit

dem kleinen nebenan befindlichen Schauhaus zu verbinden, es überall gut einzudecken, ferner eine ganze Anzahl Reparaturen vorzunehmen, und bat um freiwillige Beiträge, denn alles in allem berechne sie die Kosten auf 16,000 Fr. Eine spätere Schätzung vom November 1826 fand dann nur noch 12 bis 13,000 Fr. für nötig.

Alle diese Dinge, deren Verlauf im einzelnen nur noch mit Mühe zu entwirren ist, gingen aber einen sehr schleppenden Gang. So bildete sich im Stillen eine neue Gesellschaft von Theaterliebhabern, die dann auch ihrerseits an den Stadtrat gelangte. An ihrer Spitze stand eine Kommission, die „Commission zur Erbauung eines neuen Theaters", und an ihrer Spitze Bischoff-Respinger. Diese Gesellschaft von Aktionären betrachtete sich als konstituiert, sobald für 70,000 Fr. die Unterschriften beisammen und ein Reservefonds von 20,000 Fr. da waren. Ihr übergab nun der Stadtrat die Angelegenheit, überließ ihr das Ballenhaus unverzinslich und legte ihr ans Herz, mit Oswald sich gütlich abzufinden. Aus den Verhandlungen gewinnt man den Eindruck, der Stadtrat sei froh gewesen, nur möglichst bald die Sorge um diese Dinge los zu sein.

Nun waren also zwei Kommissionen da: die alte städtische und die neue private; wie hätte es da an Kompetenzstreitigkeiten mangeln sollen? Die städtische Kommission schlug denn auch kühn genug vor: die innern Verhältnisse der neuen Gesellschaft anzuordnen sei Sache der Herren Aktionäre selbst, jedoch behalte sie sich vor, die durch die neue Kommission mit Schauspieltruppen abgeschlossenen Verträge an den Stadtrat weiter zu leiten (so daß die Genehmignng durch ihre Hände gehen müsse), ebenso wie etwaige Streitigkeiten zwischen den Aktionären und den Schauspielern zu schlichten. Eine solche Bevormundung fand aber die neue Gesellschaft höchst überflüssig; hatte die alte Kommission nichts zuwege gebracht, was brauchte

ſie dann ihre Naſe in die Angelegenheiten der neuen zu ſtecken? Kurzer Hand lehnte die neue dieſe Vorſchläge ab und verlangte einfach: 1. Auflöſung der ſtädt. Theater-Kommiſſion, 2. freie Hand in der Wahl der Truppen, 3. Unterſtellung des geſamten Theaterweſens unter die Polizei. Und ebenſo raſch genehmigte am 30. Oktober 1833 der Stadtrat dieſe Vorlage; er fügte nur bei, daß, falls von den jetzigen Preiſen, Tagen und Stunden abgewichen werde, die Bewilligung erſt einzuholen ſei.

In den Jahren 1828—33 hatte die neue Geſellſchaft eifrig geſammelt. Aber das Ballenhaus ſchien ihr zur Exploitierung doch nicht mehr gut genug. Eine zeitlang tauchte auch der Gedanke an das „Mättlin beim Stachelſchützenhaus“ auf; er ſcheint aber nicht Anklang gefunden zu haben; hingegen paßte der Platz auf der ehemaligen Reitſchule am Blömlein. Den Plan, auf dem Areal des Ballenhauſes einen Neubau zu errichten, gab man hauptſächlich derhalb auf, weil der Platz auch gar keine Tiefe beſaß, mithin die ſo dringend nötige Verbreiterung des Zuſchauerraumes und die von vielen Beſuchern gewünſchte Zirkelförmigkeit nicht hätte ausgeführt werden können. Das Areal der alten Reitſchule bot dagegen alle möglichen Vorteile, auch den einen unſchätzbaren, daß mehr Notausgänge angebracht werden konnten. Dabei war nicht der Reitſchulplatz allein zur Verfügung geſtellt, ſondern noch ein Stück Allmend, auf dem ein Wagenſchopf abgebrochen und verſetzt werden mußte. Das koſtete die Stadt wieder gegen 3000 Fr. Dafür aber ließ ſie ſich das Ballenhaus zurückerſtatten. Das Schauhaus verblieb der Geſellſchaft als Requiſitenkammer; jedoch das Recht der Benützung von Treppen und Türen zwiſchen Schauhaus und Ballenhaus behielt ſich die Stadt vor.

So wurde denn auf dem Blömleinareal gebaut. Die Pläne hatte der damals noch jugendliche Architekt Melch. Berri geliefert.

Aber die Zeit war Theaterbauten nicht günſtig. Die beginnenden Wirren mit der Landſchaft trieben manchem die Luſt am Schauſpiel aus. Es muß ſo geweſen ſein, wie die Basler Zeitung ſich anfangs 1831 ausdrückte, daß „die unruhige Stimmung der Zeit die Leiſtungen der Kunſt weniger begünſtigte“. Nur mit größter Mühe und den „entmutigendſten Hinderniſſen entgegen“ brachte es die neue Kommiſſion ſoweit, das Theater zum November 1832 fertig erſtellt zu haben. Nun fehlten aber noch Möblierung, Maſchinerie und Dekorationen, Poſten von einem Geſamtbetrage von 16,000—20,000 Franken. Ein abermaliger Aufruf und Appell an das Publikum mußte erfolgen. Er ſchließt wehmutsvoll: „Wie ſchade, wenn das ſchöne Haus, — vielleicht für immer, müßte geſchloſſen werden!“ — Um die noch fehlenden Mittel zu erhalten, beſchloß die Geſellſchaft:

1. Ferneres Sammeln von ganzen und halben Aktien (eine Aktie = 400 Fr.).
2. Viertelsaktien zu errichten, die dem Inhaber das Recht auf einen Platz einer zweiten Rangloge geben.
3. Verloſen von ganzen, halben und Viertelsaktien.
4. Anſuchen um freiwillige Gaben.

Zugleich öffnete ſie das neue Haus an den drei letzten Nachmittagen des Novembers 1832 dem Publikum zur Beſichtigung.

Der Stadtrat hatte auf das Gebäude 20,000 Fr. zu 3 % verzinslich geliehen. Über die Art der Verzinſung und Amortiſation wurde ein äußerſt ſorgfältiges Memorial ausgefertigt. Im Spätjahr 1833 ſollte das Theater ſeine Tore öffnen; damit dies würdig vor ſich gehe, wollte die Kommiſſion ſchon im Frühjahr Umſchau nach einer paſſenden Truppe halten. Allein das böſe Jahr 1833 ſorgte ſchon für genügende Unterhaltung. So hatte denn die Geſellſchaft Muße, ſich über die Rechte zu

beſinnen, die ſie ſich ſelbſt in der Benützung des Theaters einräumen wollte. Man muß ſagen, daß ſie ſich Mühe gegeben hat, eine ſtrenge Kontrolle über die Aktionäre auszuüben. Jeder hat bis 12 Uhr mittags das Recht, Logen oder Sperrſitze zu belegen, d. h. eine Loge ganz oder teilweiſe oder pro Aktie zwei Sitze im Parkett. Die mittlere Loge im zweiten Rang blieb als Fremdenloge unmietbar. Mißbrauch treibende Aktionäre konnte die Kommiſſion bis Ende der Saiſon in ihren Rechten ſtille ſtellen. So beſtimmte das am 20. Dezember 1833 ausgegebene „Reglement für Vermietung der Logen und geſperrten Sitze."

Am 6. Oktober 1834 wurde das neue Theater eröffnet; ein Prolog weihte es ein, und dann ging der Vorhang über dem neuen Stück des bayriſchen Miniſters Ed. von Schenk „Die Krone von Cypern" auf.

* * *

Wie ſah es denn im neuen Hauſe aus? Grundriſſe, die unſere vaterländiſche Bibliothek aufbewahrt, laſſen eine ungefähre Vorſtellung des Innenraumes zu. Vorne an der Bühne befand ſich links und rechts je eine beſondere Loge: die Akteurloge und die Aufſichtsloge. Dann folgten die Eingänge in den Orcheſterraum, dann diejenigen ins Parterre (mit beſonderm Ausgange). Die Mitte füllte unten das Parkett aus mit 132 Sitzen, zu denen der Zutritt hinten in der Mitte der Rundung durch einen Mittelgang erfolgte. Um das Parkett waren die 10 Parkettlogen mit 72 Plätzen gelagert. Um ſie lief außen der Korridor mit fünf Ausgängen herum. Darüber befanden ſich vier ſogen. Avantſcenenlogen im erſten und zweiten Rang mit zuſammen 18 Plätzen, ferner die erſten Ranglogen mit 128 und die zweiten Ranglogen mit 50 Plätzen. So verfügte das Haus alſo, außer der Fremdenloge in der

Mitte, dem Parterre und der Galerie, über 400 ganz gute Sitzplätze. Im ganzen soll es nach Streuber 1200 Personen gefaßt haben. Die Preise blieben lange Zeit, das heißt bis zum Beginn der fünfziger Jahre, dieselben; eine kleine Tabelle mag dies beweisen; Schwankungen waren nur die Preise für erste Rangloge und Parkettloge unterworfen:

Plätze	1834	1841	1849
1. Rangloge u. Fremdenloge:	12 Batzen	14 Batzen	
Parkettloge u. Sitz u. Avantscenenloge:	12 „	12 „	10 Batzen
Loge und Sitz, 2. Rang:	8 „	8 „	
Parterre:	6 „	6 „	
Galerie:	3 „	3 „	

Nach der neuen Währung[1]) galten diese Preise dann wie folgt:

14	alte Batzen	= 20	neue	= 2	Fr.		
12	„ „	= 17	„	= 1	„	70	Cts.
8	„ „	= 11 ½	„	= 1	„	15	„
6	„ „	= 8 ½	„	=	—	85	„
3	„ „	= 5	„	=	—	50	„

Eine kleine Neuerung bringt erst das Jahr 1856 mit folgenden Preiserhöhungen: 3 Fr.; 2,25; 1,75; 1,25; 1; —.50.

Abonnements auf eine größere Anzahl von Vorstellungen wurden dem Publikum auf alle mögliche Art angeboten. Je flauer das Geschäft ging, desto eifriger war natürlich der Direktor dahinter her, Leute auch nur für ein kleines Abonnement zu gewinnen. So gab Direktor C. G. Hehl 30 Abonnementskarten zum Preise von Fr. 30 für den ersten Rang, Fr. 24 fürs Parkett, Fr. 16 für den zweiten Rang und Fr. 12 für das

[1]) Bd. 6 der Sammlung der Gesetze, als Fortsetzung der frühern Sammlung Bd. 13.

Parterre aus. Auch Perſonalkarten für alle Vorſtellungen wurden ausgegeben, auch Partout-Karten genannt. Bald kamen auch die beliebten Dutzendbillets auf, ja derſelbe Direktor Hehl ermöglichte halbe und Viertelsdutzendbillets. Es wird weiter unten zu zeigen ſein, wie weit die Geldnot ſtets ging; da war man froh über den kleinſten geſicherten Beitrag; daher kam es denn auch, daß Subſkribenten für den Beitrag von ſechs jährlich zu leiſtenden Franken ihre Abonnementserleichterung erhielten. Der Direktor ſelbſt hatte außer der Miete, der Brandaſſekuranz, der Heizung, der Beleuchtung, der Stempelgebühren noch ſo manches Pöſtlein zu berichtigen, daß man eigentlich die Unternehmerkühnheit dieſer Leute nicht genug beſtaunen kann. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Der Anfang der Vorſtellung war auf 6 Uhr angeſetzt; war das Stück weniger umfangreich, ſo konnte auch eine Viertelſtunde oder eine halbe Stunde ſpäter begonnen werden; jedenfalls durfte die Aufführung nicht über 9 Uhr hinaus dauern. Dieſe Verfügung des Rats wurde jedoch oft überſchritten, ſo daß das Juſtizkollegium, angewieſen, Vorſchläge zur beſſern Überwachung des Theaters zu machen, dieſen Punkt beſonders betonte und ein Überſchreiten der Zeit um $^1/_4$ Stunde mit 5 Fr., um mehr als eine $^1/_4$ Stunde mit 15 Fr. ahnden wollte. Einige der hohen Herren wollten ſogar eine Buße bis auf 50 Fr. ausſprechen; doch kam es nicht ſo weit. Jeweilen am Schluſſe der Vorſtellung wurde die nächſte vor heruntergelaſſenem Vorhange angekündigt. Das ſcheint bis 1846 der Brauch geweſen zu ſein, denn erſt im Oktober dieſes Jahres nimmt das kritiſche Intelligenzblatt mit Genugtuung Notiz davon, daß durch einen Zettel am Ausgang jeweils das nächſte Stück angezeigt werde, daß alſo das kleinſtädtiſche Weſen dem Zeitgeiſt gewichen und ſo „tatſächlich der Beweis geliefert ſei, daß die Direktion ſchon zwei Tage vorher wiſſe, was geſpielt werden

ſolle“. Der gedruckte Zettel ſelbſt war geſtempelt und wurde gratis abgegeben.

Die Vorſtellungen ſelbſt tragen nicht immer einen einheitlichen Charakter, geſchweige denn einen künſtleriſchen. Durchaus am Platze iſt es, wenn zwiſchen zwei kleine Luſtſpiele Lieder, Arien, Violin- oder Oboenſoli eingeſchoben werden. Gewagter iſt es ſchon, mitten zwiſchen zwei Akte von Rod. Benedix' „Doktor Weſpe“ ein Inſtrumentalſolo hineinzupflanzen, oder wenn verſchiedene Opern mit einzelnen Akten einen Abend ausfüllen müſſen, oder wenn ſich „Wallenſteins Lager“ eine ganz minderwertige Poſſennachbarſchaft gefallen laſſen muß! Völlig lächerlich wirkt es, wenn zum Schluß Athleten und Zauberkünſtler ihre Künſte produzieren müſſen, oder wenn der Direktor gar „mimiſch-plaſtiſche Tableaux“ (nach unſerm Sprachgebrauch: lebende Bilder) ausführen läßt, ſei's ſolche nach berühmten Meiſtern oder ſolche eigener Erfindung. Die Direktoren Kramer und Schmidt haben das in den vierziger Jahren etwa einmal gewagt und Raphaels „hl. Caecilia“ oder H. Vernets „Tod der Johanna Gray“ dargeſtellt, oder aber auch „die 7 Schwaben auf der Haſenjagd“ und „den Eſelsprozeß in Krähwinkel.“ Man ſieht deutlich das Lückenbüßerhafte und Jahrmarktmäßige ſolcher Veranſtaltungen; das Publikum ſollte auch etwas haben für ſein Geld, und die Maſſe ließ ſich gewiß dadurch anlocken. Von andern Lockmitteln wird unten noch zu reden ſein. Keinenfalls können wir uns zu der Anſicht eines Rezenſenten aufſchwingen, der in dieſen lebenden Bildern eine vortreffliche Übung der ſchönen Poſe für den Schauſpieler ſah. Doch gewiß eine ſeltene Reife und Tiefe dramaturgiſcher Einſicht!

Das Theater ſah übrigens auch noch andere Veranſtaltungen in ſeinen Mauern als nur Schauſpiele. Große Feſtanläſſe und muſikaliſche Ereigniſſe, die durch Zahl der Teilnehmer und hohe Bedeutung den Rahmen gewöhnlicher Kon-

zerte überſchritten, fanden im Theater ſtatt; ſo das große Feſtkonzert „zur Feier der Einweihung des erſten ſchweizeriſchen Eiſen-Bahnhofes“ am 11. Dezember 1845, ſo das Feſtkonzert zur Eröffnung des 10. Philologen- und Schulmännertages 1847. Und als Franz Liszt in Baſel weilte, gab er nur ſein erſtes Konzert im Saale des Stadtkaſinos, die andern zwei aber (23. Juni und 11. Juli 1845) im Theater; der mittlere Teil des Orcheſterraums wurde überbaut; darauf kam der Erard-Flügel zu ſtehen; die beiden übrig bleibenden Teile des Raumes wurden zu Sitzplätzen eingerichtet. Liszt folgte zum Entzücken der Basler ſchon am 25. November Thalberg.

Auch die Faſtnacht feierte im Theater ihre damals noch ziemlich zahmen Orgien. Nicht nur im Kaſino, ſondern auch im Theater fanden nach den Vorſtellungen Maskenbälle ſtatt. Wie heutzutage wurden die Stücke der Zeit entſprechend ausgewählt, und am Mittwochball wurde nachts um 12 Uhr ein „Glückshafen“ aufgeſtellt, aus dem ſich jeder ſein Präſent zog. Einmal wäre aus einem ſolchen Theaterball beinahe ein politiſch ernſter Handel geworden. Ein paar Mülhauſer Herren, vom Kaſinoball wegen ſchlechten Benehmens weggewieſen, hatten ihr böſes Treiben im Theater fortzuſetzen gewagt, wurden hier aber weidlich durchgebläut und eingeſteckt; die Schläge nahmen ſie hin, wegen der dieſelben melodiſch begleitenden Schimpfnamen aber wurden ſie beim Geſandten vorſtellig, doch ohne Erfolg, ſo ſehr auch der „Induſtriel Als.“ die Sache aufbauſchte. Ein Stück an einem Faſtnachtstage in umgekehrter Beſetzung zu geben, ſo daß die Männer die Frauenrollen übernahmen und die Frauen die der Männer, auch das kam vor und beliebte als Faſchingsſcherz.

War ſchon im alten Ballenhauſe die Temperatur keine gemütliche geweſen, und hatte oft die Begeiſterung für das Schöne den Zuſchauern auch den Leib warm halten müſſen,

ſo ſcheint auch in dem neuen Hauſe die Heizung nicht einwandfrei geweſen zu ſein. Was uns heute ſelbſtverſtändlich dünkt, das finden wir mehrfach mit der bekannten Deutehand auf dem Zettel extra vermerkt: „Das Theater wird gut geheizt“. Und das kam nicht etwa von ſchlecht ziehenden Öfen wie im Ballenhaus, ſondern es kam daher, daß der arme Direktor knauſerte, wo er nur konnte. Feuersgefahr durch zu ſtarkes Heizen war alſo ausgeſchloſſen. Wohl aber hat dem Theater einmal ein Brand durch den Leichtſinn des leichten Völkleins hinter den Couliſſen gedroht. Eines Februarmorgens anno 1846 bemerkte man beim Öffnen, daß der Boden des Bühnengarderobenzimmers über Nacht durchgebrannt war. Leider ſind die ergötzlichen Details nicht mehr aufzuſpüren, die dabei über dieſen Teil des innern Haushalts des Theaters ins Publikum drangen, wie das Intelligenzblatt berichtet. Das korrektionelle Gericht verurteilte den Theateraufſeher und die Kommiſſion zu einer Geldbuße von 20 Fr. Die Theaterkommiſſion aber rekurrierte wegen des im Urteil implicite ausgeſprochenen Grundſatzes, daß die Geſellſchaft haftbar ſei für Vergehen von Angeſtellten des Theatermieters. Das Appellationsgericht ſprach ſie frei.

Wollen wir aus dieſem mehr intimen Brünſtlein nicht viel Aufhebens machen, ſo ſind doch die Zuſtände, wie ſie einige Jahre nach dem Zeitraum, der hier zur Behandlung kommt, und wie ſie offenbar ſchon lange Jahre beſtanden haben, mithin noch in unſern Zeitraum hineinreichen, weit bedenklicher, und unſere ordnungsliebenden Altvordern würden ſich im Grabe umdrehen, erführen ſie davon. In den fünfziger Jahren äußerte die Löſchkommiſſion einmal ernſte Beſorgniſſe über die Feuerſicherheitsvorrichtungen im Theater; das Stadtbauamt erhielt in der Folge den Auftrag zur Unterſuchung; ſein Bericht deckte denn auch eine „weitgehende Vernachläſſigung und Sorgloſig-

keit in Betreff des Unterhaltes“ auf. Dem Berichte entnehmen wir folgende Einzelheiten. Im Souterrain wimmelte es beim Gasmeſſer von Holzſplittern, Kehricht, Gemengſel und Seilwerk; die Gashähne befanden ſich dicht am Holzwerk und hatten keine oder zerbrochene Gläſer; der Eſtrich war verſtellt mit unbrauchbar gewordenen Dekorationen. Löſchvorrichtungen und Reſervoirs waren wohl da, aber entweder unfertig oder unbrauchbar. Die hölzerne Nottreppe von der Bühne in den Hof war verfault und kaum mehr zu begehen; einzig ein Sprung hätte den Akteur in der Not gerettet; Handlaternen waren nicht vorhanden, man fuhr mit offenen Lichtern herum; auch die Garderoben ließen die nötige Sorgfalt vermiſſen; der obere Korridor war ſo eng, daß nur Mann für Mann ſich hätte retten können; eine richtige Spritze war auch nicht da! Kurzum, es kann einem grauſen beim Gedanken an einen Brand. Einzig beruhigend iſt, daß die untern Räume ſich mutmaßlich bald würden entleert haben, nicht zuletzt kraft des geſchickt angebrachten Parkettmittelganges.

Anfangs Oktober pflegte die Spielzeit zu beginnen. Im Lauf des Spätſommers kündigte ſich der Direktor an und forderte zu fleißigem Beſuche oder zum Abonnement auf. Je nachdem er noch anderweitige Verpflichtungen übernommen, blieb er bis Weihnachten oder bis Palmſonntag. Bis Weihnachten reichte die Zeit gewöhnlich zu 30 Vorſtellungen. Bis zum Jahre 1846 durfte acht Tage vor und acht Tage nach Weihnachten nicht geſpielt werden; da erſt ſchlug das Juſtizkollegium vor, ſtatt acht Tage, drei anzuſetzen. Um Freigabe des Spiels am Neujahrstage mußte man extra einkommen; der Auffahrtstag konnte, wenn er noch in die Spielzeit fiel, verboten werden. Und ſpäter, als das Theater auch am Sonntage offen war, da wurden auch noch die beiden großen Kommunionstage vor Bettag und vor Weihnachten ausgeſchieden. Man nannte das

die „geſchloſſenen Zeiten.“ Über Weihnachten und Neujahr ſuchte der Direktor dann in Nachbarſtädten für ſeine Truppe Beſchäftigung, etwa in Solothurn, Mülhauſen oder Sigmaringen.

Die Truppen ſelbſt waren von ſehr verſchiedener Größe und Güte. Als das Theater von Direktor Weinmüller eröffnet wurde, umfaßte ſein Perſonal 15 Herren und 14 Damen; im Orcheſter ſaßen 19 Muſiker. Die zahlreichſten und beſten Truppen ſahen die Jahre 1839/40, 1841/42, 1845/6 unter den Direktoren Schmidt und Hehl, wo die Zahl der Darſteller ſich zwiſchen 30 und 40 bewegt und die der Muſiker das zweite Dutzend voll macht. Je ſolider ein Unternehmer, deſto einfacher ſeine Sprache im Geſuch um Bewilligung von Vorſtellungen, deſto weniger verheißt er goldene Berge. Aber auch die naiven fehlen nicht, die in einem Atemzuge den Rat der „Solidität, Eleganz und eines ſittlichen Benehmens“ ihrer Truppe verſichern; „auch Koſtüme und das Damen-Perſonale wird ein ſolches Äußere biethen, daß es ſich ohne Beleuchtung auch bei Tage vorteilhaft präſentiere.“ Ein anderer verſpricht eine ſo ſchöne Schauſpielerin zu bringen, wie ſie Baſel gewiß noch nie geſehen, und hofft damit Behörden und Volk hoch zu ergötzen.

Im Orcheſter wirkten oft Dilettanten mit, und den Chor verſtärkten dann und wann Mitglieder hieſiger Geſangvereine. Choriſten und Statiſten waren übrigens bei der relativen Kleinheit jener Truppen anders geſchätzt als heute und ſtanden auf den Zetteln mit vollen Namen angeführt. Das techniſche Perſonal war verhältnismäßig klein, brauchte auch nicht groß zu ſein, denn es ſcheint, daß man ſich noch mit wenig Couliſſen beholfen hat, ſonſt hätte ſich nicht die Kritik über das ſtereotyp ſich gleich bleibende Zimmer im bürgerlichen Luſtſpiel luſtig gemacht, und hätte nicht ſchon 12 Jahre nach der Eröffnung in den Blättern ein Aufruf erſcheinen müſſen zur Sammlung freiwilliger Gaben für neue Couliſſen.

Von dem etwas ambulanten Charakter einer ſolchen Truppe erfahren wir allerhand. In den Theaterjournalen findet ſich unter den Perſonalnachrichten faſt ſtändig eine Notiz wie: „heimlich durchgegangen: Demoiſelle Podlewski“ oder ähnlich. Und man ſcheint ſich auch an Nachbarbühnen kein Gewiſſen daraus gemacht zu haben, uns gute und ſchöne Sängerinnen oder erſte Tenoriſten abſpenſtig zu machen. So behauptet wenigſtens die Basler Zeitung vom 17. Nov. 1834, Zürich ſtehe im Rufe, Baſel die entwichene Sängerin entführt zu haben, und knüpft daran die Mahnung, „nachbarliche Theater ſollten Rückſicht nehmen, ſonſt herrſche fortwährend Krieg um entſprungene Helenen.“ Zwar ſtellte der Zürcher Direktor die Sache beharrlich in Abrede, doch der Basler blieb dabei, es liege hier ein zürcheriſches Ehrenwort im Verſatz.

Jede, auch die beſte Truppe ſcheint unter der Konkurrenz der Basler Meſſe gelitten zu haben, was auf den Kunſtſinn der Beſucher ein ſeltſames Licht wirft. Zumal ein Zirkus war ein gefährlicher Rivale; ja es kam vor, daß der Theaterdirektor beim Stadtrat Verweigerung der Konzeſſion von Zirkusvorſtellungen nachſuchte, weil er ſonſt nicht beſtehen zu können glaubte.

Viele von den kleinen, die Basler Theaterverhältniſſe beleuchtenden Mitteilungen verdanken wir alten Journalbüchlein und Almanachen, die gewöhnlich die Souffleure zuſammenſtellten, wie es annoch geſchieht. Wenn ſchon dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, wie viel weniger dem Souffleur! Und doch verdankt die Nachwelt Euch ſo manches kleine Detail! Darum ſei Euch, die Ihr zum Spielplan und den Perſonalnotizen ſo manche Schauſpieleranekdote verewigt habt, aus Dankbarkeit vom Schreiber dies beſcheidene Denkmal errichtet! Und wenn Ihr Eure beigefügten verſifizierten Jeremiaden über Euren elenden Stand auch mit mehr Behagen als Witz zum

beſten gebt, ſo blickt doch überall ein ſo unverwüſtlicher, trockener Humor hervor, daß auch von Euch mit einem Wort darf die Rede ſein. Da ſtellt einer aus bekannten Opernſtellen ein Quodlibet auf den Souffleurſtand zuſammen .... Freiſchütz:

„Wie nahte mir der Schlummer,
Und ich wär' heiſer nicht ....,
Soufflieren bringt nur Kummer ..."

oder er traveſtiert Schillers „Handſchuh"; oder er ſtellt in bibliſchem Tone eine Proſabetrachtung über den „bitterböſen Stand" des Mannes an, der wie „ein miſerables Knollengewächs höchſtens einige Zoll aus dem Boden" rage, bei dem es heißt: „am Anfang war das Wort, und das Wort war beim Souffleur, und der Souffleur war das Wort" ....; oder er verſucht ſich gar im Diſtichon: „Auf der wirklichen Welt kommt alles Gute von oben, auf der bretternen nicht — da kommts von unten herauf." —

Die Palme aber gehört Dir, anbetungswürdige Viktoria Müller, mit Deinem „Abſchieds-Prolog" (sic!).

Geſpielt wurde lange Zeit nur am Montag, Mittwoch und Freitag. Der Sonntag wurde in einer frommen Stadt wie Baſel ſtrenge geheiligt. Nichtsdeſtoweniger gehörte die Frage des Sonntagsſpieles zu den meiſt umſtrittenen und beſprochenen. Das Sonntagsſpielverbot geht, wie in Dr. Streubers Schrift über „Den Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater mit beſonderer Beziehung auf Baſel" (Zürich 1846) zu leſen iſt, zurück bis auf die Villmergerkriege. Der Ernſt der Zeit brachte das erſte Verbot hervor am 9. Auguſt 1656. Hundert Jahre ſpäter machte die Geiſtlichkeit Baſels Vorſtellungen gegen das Theaterſpiel überhaupt, ja der damalige Antiſtes, Rud. Merian, faßte ſein dahingehendes Schreiben in einem ſo ſcharfen Tone ab, daß die „Dreizehner" ihm allen Ernſtes dieſen Ton der Behörde gegenüber verweiſen mußten.

Derſelbe Antiſtes Merian hintertrieb nochmals, im November 1764, eine gewiß recht harmloſe Sonntagsproduktion eines „frömden Mechanikus“. Eine nochmalige Beratung über den Gegenſtand, als die Doblerſche Geſellſchaft 1784 in Baſel weilte, endigte mit dem ſtrikten Verbot. Aber ſchon der genannte Artikelſchreiber der „Basl. Mitteilungen“ rief laut nach einer Aufhebung des Verbotes, und als man nun ein neues Haus und eine gute Truppe hatte, wurde naturgemäß die Frage wieder brennend.

Die erſte Eingabe um Freigeben des Sonntagsſpieles machte die Theaterkommiſſion unter der Direktion Schmidt am 2. Dezember 1842. Sie kam aus ökonomiſchen Gründen darum ein und führte aus, die Freigabe wäre ein Akt der Gerechtigkeit, da ja die Konzerte auch erlaubt ſeien. Mit dem Bau der Eiſenbahnen zögen die Nachbarſtädte mit ihren Beluſtigungen mehr und mehr das Volk Baſels und ſein Geld an ſich. Die Perſon des Direktors biete Gewähr dafür, daß kein Mißbrauch getrieben werde. Das Repertoire könne ja vorher vorgelegt werden und würde auch vorgelegt. Schließlich noch der Hinweis auf kleinere Schweizerſtädte mit größerer Freiheit und der Wunſch, es möchte § 33 b und § 52 der Polizeiordnung abgeändert werden. Die Eingabe trug 42 Namensunterſchriften hieſiger Bürger und den Zuſatz, mehrere hundert andere hätten der Eile halber nicht mehr originaliter für die nächſte Ratsſitzung können eingeholt werden. In der Tat zählt man auf einem ſpätern Bogen noch mehr als 200 andere Unterſchriften.

Offenbar war von der Kommiſſion ſtark „geweibelt“ worden, denn wir finden wenig ſpäter, daß einige ihre Namen wieder geſtrichen haben wollen, mit der Bemerkung, die Petition ſei ihnen völlig aufgedrungen worden, und ſie ſeien ganz und gar nicht Theaterfreunde.

Der Rat betrieb die Angelegenheit höchſt umſtändlich, aber auch mit löblicher Gewiſſenhaftigkeit. Er überwies ſie dem Juſtizkollegium zur Beratung und Begutachtung und „werden der E. Kirchenrat und der Stadtrat beauftragt, demſelben ihre Anſichten zu eröffnen.“ So der Kleine Stadtrat.

Für den Kirchenrat antwortete Antiſtes J. Burckhardt. Er meinte, eine Bewilligung würde zu noch „unſtatthafteren Begehren Veranlaſſung“ geben. Wenn ökonomiſche Gründe die Petenten zwängen, ſo müſſe dem entgegengehalten werden, daß nur Stücke von zweifelhaftem ſittlichen Werte die Kaſſe füllen könnten. „Unvermöglichere“ würden das Sonntagstheater beſuchen; der Wirtshausbeſuch würde dadurch erhöht; zudem ſei die Zahl der Petenten nicht ſo überwältigend, daß mit einem Entſprechen die religiöſen Gefühle der nicht Befragten verletzt werden dürften. Man müſſe die Sonntagsfeier ſchützen.

Weit eingehender noch und gründlicher prüfte der Stadtrat die Frage, gründlicher beſonders nach ihrer volkswirtſchaftlichen Bedeutung für die Stadt. Er iſt der Anſicht, daß die Perſönlichkeit eines Direktors allein nicht berechtige zu einer ſolchen Neuerung. Wer ſolle eine Zenſur üben, und wie? Er will nicht die Hand bieten, eine neue Quelle leichtſinniger Ausgaben der Bürger zu eröffnen und will nicht Anlaß geben zum Fernbleiben von der Familie. Namentlich im Handwerkerſtand würde ſich das fühlbar machen, wo vielfach noch der Geſell das Nachteſſen mit dem Meiſter teilte. Das familiäre Verhältnis zwiſchen Meiſter und Geſell würde geſtört, der Geſelle würde zum Wirtshausleben angeleitet, und Unordnung und Unfriede wären die Folgen. Noch viel weniger habe der Fabrikarbeiter es nötig, dem Hauſe entfremdet zu werden. Das Sonntagstheater würde den Sonntag ſeiner Feierlichkeit, ſeiner religiöſen Tendenz entkleiden und zu weitern Freigebungen führen, als da ſind: Tanz, Arbeit, Kauf und Verkauf. Zuletzt betont der

Rat ſeinen Standpunkt in der Beurteilung der Frage, es iſt nicht der äſthetiſche, noch der im engern Sinn religiöſe, ſondern einzig der: „Iſt ein Sonntagstheater der Wohlfahrt und dem Glück unſerer Bürgerſchaft förderlich, iſt es mit unſern Sitten und Gewohnheiten vereinbar?“

Angenehm berührt in dieſem ſtadträtlichen Gutachten auch die ruhige Art, womit die Frage einer ſtrengeren Zenſur der Sonntagsſtücke kritiſch geprüft wird. Immer und immer wieder tauchte dieſe Zenſurfrage auf. Die Freunde des Sonntagstheaters ſprachen gern von der Zenſur, weil ſie damit die ängſtlichen Gemüter beſchwichtigen und um ſo eher für ihre Sache ſtimmen zu können vermeinten. Zudem gedachten ſie mit einer beſonders ſtrengen Auswahl für den Sonntag die religiöſen Gefühle Andersdenkender zu ſchonen und es gut zu machen, weil ja vorauszuſehen war, daß das Sonntagsſpiel gerade von ſolchen Schichten der Bevölkerung würde beſucht werden, die einem allfälligen ſchlimmen Einfluß am widerſtandsloſeſten gegenüberſtänden. Das konnten aber die Gegner der Sache wieder dahin deuten, als ob ſomit für die Wochentage die Auswahl der Stücke in ſittlicher Hinſicht laxer vorgenommen würde. Man ſieht: an die Frage einer beſondern Sonntagszenſur zu rühren, war eine heikle Sache.

Als im Laufe der Saiſon 1842/43 der ablehnende Bericht des Stadtrats bekannt wurde, kam es einmal abends zu einem kleinen Krawall, einem „Gaſſenſpektakel“. Das Baſellandſchaftliche Volksblatt hatte gehetzt; da rotteten ſich eines Abends eine Anzahl Unzufriedener, meiſt Fabrikarbeiter, Handwerker und Dienſtboten, vor dem Kaſino zuſammen; Abſicht war, das Konzert zu ſtören, und die Meinung wurde laut, „die Vornehmen ſollen kein Privilegium genießen“; es wurde gepfiffen, auch ein Stein flog; da ſammelten ſich einige ordnungsliebende Bürger

und halfen der Polizei, die Hauptſchreier verhaften; ſchließlich trieb ein göttlicher Regen alles heim.

Das Juſtizkollegium war in ſeiner Mehrheit, geſtützt auf die zwei Gutachten, auch gegen die Bewilligung, und ſo verwarf der kleine Rat das Sonntagstheater. Als darauf die Sache im großen Stadtrat in Form eines Anzugs auf Abänderung der §§ 52 und 34 der Polizeiordnung noch einmal auftauchte, ging es ihr nicht beſſer. Den Mitgliedern des großen Rates hat übrigens auch ein Anonymus eine ſehr gediegene und auf Theaterverhältniſſe in Schweſterſtädten Bezug nehmende Broſchüre vorgelegt: „Die Sonntagsfeier und das Theater“ [1]), in der er ſehr ernſt die verſchiedenen Standpunkte der Anzüger und des Rats zeichnete; jene, heißt es da, gingen von der Forderung aus, daß man die bürgerliche Freiheit ſo wenig als möglich beſchränken dürfe; der Rat aber habe väterlich und erzieheriſch zu ſorgen und gelobe in ſeinem Eide, „Tugend und gute Sitten zu ſchützen“; die Anzüger ſtänden auf dem Boden: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein“, der Rat aber auf dem: „Wenn ein Glied leidet u. ſ. f.

Doch die Angelegenheit ruhte nicht lange. Ein beſcheidenes Geſuch des Direktors Hehl ſollte 1845 mehr Erfolg haben. Er kam nur darum ein, dreimal an den Sonntagen ſpielen zu dürfen, an denen keine Konzerte im Kaſino ſtattfänden. Diesmal begünſtigte der Stadtrat das Anſuchen, da es ſich ja um einen Verſuch handelte. Zudem mochte er einſehen, daß ein ſolches Geſuch doch nicht immer wieder werde abgewieſen werden können. Er ließ ſeine Rechnungskammer ein vorberatendes Gutachten abfaſſen, das ſechs einſchränkende Bedingungen ſtellte, worunter auch wieder die Totgeburt einer Zenſur der Sonntagsſtücke auftaucht, das im übrigen aber entgegenkommend

[1]) Vaterl. Bibl. Q 101[2].

lautete. Dieſem Gutachten ſchloß ſich das Juſtizkollegium im großen und ganzen an, wollte aber, daß zur Zenſur eine beſondere Aufſichtsbehörde beſtimmt werde, und daß die am Sonntag aufzuführenden Stücke nicht von der Theaterkommiſſion vorgeſchlagen würden; denn, ſo gab es durch die Blume zu verſtehen, dieſe ſei doch keine Sachverſtändigenkommiſſion!! Hehl erhielt ſeine drei Vorſtellungen bewilligt. Was er für dieſe denkwürdigen drei Sonntage des 9. November, 23. November und 7. Dezember auswählte, das waren ganz unanfechtbare Opern: „Die beiden Schützen" von Lortzing, Méhuls „Joſeph und ſeine Brüder" und die „Zauberflöte".

Indeſſen zog ſich die Sache noch etwas länger hin, da der Rat dem Juſtizkollegium die Materie nochmals zu beraten gab, „beſonders auch hinſichtlich der geſchloſſenen Zeiten". Dieſes blieb bei ſeinem Entſcheid und nahm die oben erwähnten feierlichen Sonntage von der Bewilligung aus. Der Kirchenrat war nicht ganz einverſtanden, doch kam am 27. Juni 1846 dann ein feſtes „Regulativ für Sonntagsvorſtellungen" zuſtande.

Mitten in die ſchwebenden Verhandlungen flogen zwei Broſchüren hinein. Die eine hatte den vielgenannten gelehrten Dr. W. T. Streuber, den Herausgeber des Taſchenbuchs und des vorzüglichen Büchleins über Baſel, zum Verfaſſer. Streuber gibt eine ganz ſachliche Unterſuchung der Geſchichte des Theaters und der Sonntagsheiligung und enthält ſich jeglichen Urteils. Vielleicht daß er mit ſeiner in ſchwerſter Rüſtung einhergehenden hiſtoriſchen Darlegung zeigen wollte: es kommt doch! Die Entwickelung der Stadt bringt es mit ſich! Die andere erſchien anonym in Bahnmaiers Buchhandlung (C. Detloff) und trug den Titel „Das Gaſtmahl des Herodes". Das Intelligenzblatt bemerkte in der Anzeige dazu, ſie ſei geeignet, den hohen Behörden die Frage gewiſſenhaft entſcheiden zu helfen, ob ein

S. Th. nützlich oder eine Seelenverderbnis ſei. Offenbar war ſie einſeitig religiöſen Standpunktes.

Und ſo war denn das Sonntagstheater doch da; es hat zunächſt einen offenbaren Aufſchwung gebracht.

Nun wäre aber nichts törichter, als vom Standpunkte des blaſierten Großſtädters aus die weiſe Bedächtigkeit unſerer Stadtväter mit ſchnellfertigem Jugendworte zu bekritteln! Wer ſich Mühe gibt, mit geſchichtlichem Blick die Situation in der Stadt, die einige zwanzigtauſend Einwohner zählte (anno 1840), zu erfaſſen, der kann nicht ohne hohe Anerkennung die wohlerwogenen Voten der Gegner anhören; er muß fühlen, daß ſie aus Herzen kommen, die von wahrer Liebe zur Vaterſtadt erfüllt ſind. Und er wird ſich ſagen müſſen, wenn er rückſchauend das Für und Wider der Sache überlegt, daß zu dem einheitlich religiöſen Charakter der kleinen Stadt das Sonntagstheater ſchlecht ſtimmte, daß aber mit dem raſchen Wachstum der Stadt, wie es die Eiſenbahn beförderte, dieſer einheitliche Charakter mehr und mehr dem Indifferentismus weicht und die Entwicklung, der Großſtadt entgegen, alle dieſe Dinge naturgemäß mit ſich bringt.

* * *

Haben wir ſo die Einrichtung des Theaters, die Art der Vorſtellungen und den Betrieb, ſo wie er ſich dem Publikum zeigte, geſchildert, ſo müſſen wir nun im Folgenden einen Blick hinter die Kuliſſen tun; wir werden da Intimitäten zu unterſuchen haben, die leider nur zu bald auch für das Publikum des pikanten Reizes nicht entbehrten. Um es gerade heraus zu ſagen: wir werden von den Nöten der Direktoren, ihrem unſicheren Verhältnis zur Theaterkommiſſion und dem noch fataleren von Direktor und Kommiſſion zur Regierung zu reden haben. Der Lauf eines Engagements war alſo der. Der

Direktor empfahl ſich der Theaterkommiſſion für Übernahme des Theaters; ſchien er ihr tauglich, ſo holte ſie ihm die Einwilligung des Stadtrats, die Genehmigung durch kleinen Rat und Bürgermeiſter vorausgeſetzt. Das mußte jedoch im Laufe der Sommermonate oder beſſer noch im Frühjahr geſchehen, damit dem Direktor genügend Zeit zur Anwerbung von Schauſpielern blieb; erfolgte dieſe ſpät, ſo fand er natürlich nur mehr einen feilen Bodenſatz vor. War die Friſt zwiſchen dem Eintreffen des Geſuchs und der angeſetzten Vorſtellung nicht groß genug, als daß der Stadtrat in aller Ruhe in ſeiner nächſten Sitzung die Sache beſprechen konnte, ſo wies er ſie kühl ab: „wir laden ſie wiederholt ein, künftig in gehöriger Zeit um die Bewilligung einzukommen.“ Hatte die Sache große Eile wie im Juli 1848, wo die berühmte Rachel vom théâtre français mit einem Gaſtſpiel auftreten wollte, ſo mußte der Stadtrat per Zirkular ſeine Meinung abgeben. War die Saiſon im Gange, ſo trat alle 14 Tage eine Aufſichtskommiſſion der Aktionäre zuſammen, um ſich das Repertoire vorlegen zu laſſen. Außer in dieſem einen Punkte der Zenſur ſtand der Direktor ganz auf eigenen Füßen; nur zu ſehr! Er bezog eine Subvention von der Aktiengeſellſchaft und ſpäter auch einen Beitrag von der Konzertdirektion, hatte aber Miete, Beleuchtung, Heizung, Stempelgebühren, Reparaturen, Gagen, Reiſekoſten, Orcheſter, laufende Tageskoſten, kurz alles zu tragen; er mochte zuſehen, wie er da zu Rande kam. Es war alſo eine ganz fatale Stellung, die des Direktors, und dem beſten unter allen, C. G. Hehl, iſt es nicht viel beſſer ergangen als den ungeſchickteren; daß er trotzdem immer wieder kam, iſt ein Beweis der Zähigkeit dieſes Völkleins und ein Kompliment an unſer Haus, von dem er ſelbſt zu einer Zeit, wo jeder andere die Schuld an ſeinem Pech auf die Verhältniſſe geſchoben hätte, es gelten ließ, es ſei ein ſchönes Haus.

Es mag hier zunächſt eine kleine Überſicht über die Direktoren folgen, wie wir ſie aus den Journalen und der Preſſe zuſammengeſtellt haben:

Saiſon:	Direktor.	Gäſte.
1834/5	Weinmüller	
1835/6	Stöger	nach Oſtern: Hehl; i. Mai: Eßlair.
1836/7	Hehl	
1837/8	Hehl bis Weihn.; Jan.—März H. i. Freibg.	i. März: Hehl.
1838/9	Hehl	
1839/40	Hehl	
1840/41	W. Deahna u. J. Schnepf	i. Aug. 1841: Harel.
1841/42	Schmidt	i. Sept. 1842: Trouillet.
1842/43	Schmidt	
1843/44	Zoller	
1844/45	kein Theater	i. Apr. 1845: Hehl a. d. Durchreiſe.
1845/46	Hehl. Erſte Sonntagsaufführungen.	
1846/47	Edele bis Weihnachten, nach Neuj. Kramer.	
1847/48	Hehl hört auf i. Nov. 1847	i. Juli 1848: Rachel.
1848/49	nach Neuj.: Frey.	

Daß von allen dieſen Direktoren ſeit der Erbauung des Theaters Hehl der tüchtigſte geweſen, gab ſogar der Rat ſchriftlich zu. Hehl iſt auch nach dieſem Zeitraum bis zu ſeinem 1853 erfolgten Tode wieder in Baſel geweſen. Und nachher übertrug der Rat ſeiner Schwiegermutter, Frau Unzelmann, die aus der berühmten Familie U. aus Goethes Weimarer Schule ſtammte, die Leitung.

Die erſte Saiſon verlief gut; der Reiz der Neuheit ſorgte für ein volles Haus. Aber ſchon 1836/7 hatte Hehl einen Verluſt von Fr. 4500, und 1838/9 bat er ſchon in einem Zirkular um Unterſtützung durch freiwillige Beiträge. Um eine

Vorſtellung von der Größe oder Kleinheit des Betriebs und der Koſten zu geben, führen wir aus zwei zehn Jahre auseinanderliegenden Rechnungen Hehls einzelne Poſten an. Seine Einnahmen betrugen 1838/39 für 59 Vorſtellungen Franken 23,928.60 und 1845/46 für 68 Vorſtellungen Fr. 32,157.55. Für Gagen bezahlte er 1838/9: 10,620,25 Fr., für Miete und Tageskoſten 5083,25 Fr., dem Orcheſter: 3472,75 Fr., für Beleuchtung: 1484,57 Fr., für Heizung 440,85 Fr.; außerdem hatte er noch eine ſchwere Menge anderer Koſten, z. B. Reiſegelder, ſo daß er einen Verluſt von 1200 Fr. gehabt hätte, wäre nicht die Subvention zu Hilfe gekommen. Sein Geſamtverdienſt in dem guten Jahr 1845/6 beſtand aus 750 Fr. Honorar und 1606,10 Fr. Benefiz. Die Einnahmen eines Tages ſchwankten eben damals zwiſchen Fr. 113.40 und Fr. 981.15!

Hatte aber der Direktor kein Geld, ſo mußten es, wie ein Bürger im Intelligenzblatt (19. Dezember 1846) klagt, hieſige Muſiker büßen und hieſige Bürger, bei denen die leichtlebigen Jünger der Kunſt logierten; ſo ſuchten denn die Direktoren Geld zu machen, wo ſie nur konnten; ſie „betrachteten die Schauſpielkunſt als fette Milchkuh, die übrigens dann doch nur kärgliche Butter gibt." (Intelligenzblatt 1849, 6. Dez.).

So ſuchten die Direktoren vor allem durch vorteilhafte Abonnementsbeſtimmungen das Publikum heranzuziehen. Sodann erhöhten ſie bei Opern wie Meyerbeers „Robert der Teufel" oder den „Hugenotten", die einige ſzeniſche Anſchaffungen erforderten, die Preiſe aller Plätze. Dann kamen die Aktionäre im November 1838 um die Erlaubnis ein, die Preiſe überhaupt zu erhöhen und baten um eine Geldunterſtützung zur ſchnelleren Tilgung der Schulden. Sie wieſen dabei auf die relativ viel höheren Preiſe in Zürich, Bern, Genf und Lauſanne hin und bemerkten, die vom Direktor bezahlte Miete reiche ge-

rade hin für Reparaturen und für die Assekuranz. Der Rat aber lehnte das Gesuch auf Bericht der Rechnungskammer hin ab, die schlechte Finanzlage überhaupt und etwaige Konsequenzen vorschützend; außerdem meinte er, der schlechte Besuch des Theaters zeige zur Genüge, daß es kein Bedürfnis sei.

Wenn man alle die Antworten des Rats liest, so bekommt man den Eindruck, er würde auch bei den besten finanziellen Verhältnissen eine „schlechte Finanzlage" vorgehalten haben. Er hatte den Grund und Boden gegeben zum Bau, dazu das kleine Schauhaus als Requisitenkammer überlassen und eine Anleihe gewährt; jetzt wollte er nichts mehr tun. Ja, er ging noch weiter; er wollte einmal das Spiel überhaupt nur erlauben, wenn die Kommission für eine Monatsgage Garantie leiste. Doch das war zu viel verlangt. Die Kommission drohte mit Demission, und so gab der Rat klein bei.

Bei andern Begehren aber blieb er hart und unerbittlich. Und es waren doch kleine Lasten, die die Kommission abzuladen wünschte, klein für den Stadtrat, drückend aber für den Unternehmer.

Auf den Zetteln haftete eine Stempelgebühr von 1 resp. 2 Rappen. Da man die Zettel gratis abgab, wünschte die Kommission Erlaß der Gebühr, machte sich aber anheischig, dafür in der Art der Zeitungen eine 5 prozentige Abgabe des Gesamtbetrages zu liefern. Das Finanzkollegium sah ein, daß ein ohnehin schon schwer lebendes Unternehmen durch solche Posten noch mehr bedrückt werde, allein es kam doch zum Schlusse: „es ließe sich ein solcher Bruch des Gesetzes vor dem Gesetzgeber kaum verantworten!" Um dieselbe Sache kam später Direktor Edele ein; er wurde auch abgewiesen. Wir bemerken nur beiläufig, daß die Stempelgebühren auf Drucksachen und Visa dem Staate z. B. 1828 Fr. 6600 eintrugen!

War es nicht wie eine Ahnung kommenden Unheils, daß

Direktor Hehl in dem böſen Jahr 1847 vor Beginn der ſtecken-gebliebenen Saiſon von Zürich aus den Rat um Übernahme von Gas und Heizung und um Erleichterung der Stempel-gebühr bat? Es grenzt eigentlich an Generoſität, daß er als Gegenleiſtung dem Stadtrat 5% der Bruttoeinnahme von Kaſſa und Abonnement oder 800 Fr. anbietet! Sein Geſuch wurde vom früheren Präſidenten der Theaterkommiſſion, Saraſin, leb-haft unterſtützt. Doch nur die kleinſte Leiſtung übernahm der Stadtrat: Hehl wurde angewieſen, auf ſeine Koſten 15 Klafter Eichenholz im Werkhof zu holen. Die Kataſtrophe konnte auch durch die 15 Klafter Eichenholz nicht aufgehalten werden; ſie wurde durch die Sonderbundsaufregung herbeigeführt, welche die Leute vom Theater fernhielt. Hehl ſtak in böſen Schuhen; eine Subſkription ergab nicht viel; er konnte nicht ſchließen, weil er ſeine Schauſpieler nicht bezahlen konnte, und mußte doch am 22. November 1847 aufhören zu ſpielen. Was halfen ihm jetzt die 15 Klafter Eichenholz? Er konnte damit ſeine Leute nicht ablöhnen! So kam er denn nochmals vor den Rat und bat in flehentlichſtem Tone um eine Barunterſtützung für den Reſt des nicht gebrauchten Holzes! Und der Rat zeigte ſich nobel: „wird die Land- und Waldinſpection ermächtigt, den Wert des unverbrauchten Holzes abzuſchätzen und zu ſpendiren.“ —

Das reichte natürlich noch nicht für Hehls Leute; dieſe er-hielten darum die Erlaubnis, zu ihrem eigenen Vorteil noch drei Vorſtellungen zu geben; ihre dahingehende Erklärung auf dem Zettel iſt durch den köſtlichen Komödiantenſtil eine luſtige Note in dieſem traurigen Muſikſtück, ſodaß wir ſie herſetzen: „Die eigene Überzeugung der verehrten Theaterfreunde, welche über die traurigen Zeitverhältniſſe dem Theater ihre Teilnahme nicht ganz entzogen haben; ſind durch eigene Anſchauung der leeren Räume im Schauſpielhaus überzeugt worden, daß die ſich ergebenen Einnahmen zur Deckung der Koſten eines ſo

zahlreichen Perſonals, als es hier verſammelt war, nicht hinreichen konnte . . . . .“

Ging es Hehl ſo, deſſen umſichtiger Geſchäftsführung und ausgezeichneten Leiſtungen die Kommiſſion volle Anerkennung zollte, wie viel eher einem andern! Als Direktor Schmidt 1843 Baſel verließ, klagte er ebenfalls, ſeine hieſige Entrepriſe ſei ein zweijähriger Kampf mit Verpflichtungen und drückenden Nahrungsſorgen geweſen. Er habe immerwährende Verluſte gehabt; das hieſige Theaterpublikum ſei zu klein; ein guter Schauſpieler bringe nicht einmal die Abendkoſten ein. Und er habe ſich doch Mühe gegeben; 32 Novitäten, oder doch Novitäten für Baſel, habe er herausgebracht! „Die Lokalverhältniſſe laſten wie ein ſchwerer Felsblock auf der hieſigen Direktion . . . . .“ „Um nicht, außer Verluſt des Vermögens, noch den ſchwer zu erwerbenden Ruf eines wortliebenden und ſoliden Direktors zu verlieren, lege ich mein dornenumwundenes Diadem für hier nieder. Ob ich im Verluſte bin, können meine vor- und dießjährigen Bücher beweiſen . . . . .“

So begreift man auch die ſogar an Geſchäftsleuten außergewöhnlich große Höflichkeit der Direktoren dem Publikum gegenüber; an allen Ecken und Enden ſchaut die Ängſtlichkeit, ſeine Zufriedenheit zu verlieren, hervor. Sogar die Mahnung, die Bühne nicht zu betreten, wird ſo hin- und hergedreht, daß ſie mehr wie eine höflich vorgebrachte Bitte als wie ein Verbot „für Unbefugte“ ausſieht. Von dieſem Geſichtspunkt aus muß man auch das Repertoire beurteilen. Doch davon ſpäter!

So war es zu Zeiten um die Stellung des Direktors zur Regierung beſtellt. Daß ſie auch gegenüber der Theaterkommiſſion nicht ſehr angenehm ſein konnte, beweiſen uns eine Reihe von Streitartikeln im Intelligenzblatt des Winters 1846/7. Wir wollen die Angelegenheit kurz den Edele-Handel nennen. Direktor Edele hatte ſeine Spielzeit 1646 mit großem Verluſt

geſchloſſen. Am letzten Tage hatte gar wegen Teilnahmloſigkeit des Publikums nicht geſpielt werden können. Da verlautete, nach Neujahr komme Direktor Kramer mit ſeiner Truppe. Unter den obwaltenden Verhältniſſen ohne irgend eine Garantie gar noch eine zweite Truppe herzuziehen, fand ein Einſender im Intelligenzblatt nun doch „etwas zu bunt". Damit war das Signal zu einer kleinen Zeitungsfehde gegeben, die ſchließlich in einer Auseinanderſetzung zwiſchen Kommiſſion und Direktor Edele endigte. Unter dem Motto: „In Baſel iſt man gewohnt, was man genießt, zu bezahlen . . ." weiß dann einer ziemlich eingehend zu berichten, wie Direktor Edele von der Theaterkommiſſion beinahe gezwungen worden ſei, nach Baſel zu kommen. Sie habe ihm bei ſchlechten Geſchäften eine Subvention von 1600 Fr. verſprochen und für den Fall, daß ſein Verluſt größer ſein ſollte, ſich anerboten, freiwillige Beiträge zu ſammeln. Nun habe Edele aber trotz der Subvention noch 1400 Fr. Verluſt, den zu decken die Kommiſſion keine Anſtrengung mache. Sie habe den Anſchein erweckt, als flöſſen dieſe 1600 Fr. aus einem Fond, habe aber Edele bekennen müſſen, daß das ſchon geſammeltes Geld ſei, und daß es nicht angehe, ein zweites Mal zu ſammeln. Darauf erwiderte die Theaterkommiſſion ſcharf und grob, Edele ſei wohl ein guter muſikaliſcher Leiter, aber ein untüchtiger Schauſpieldirektor geweſen; er habe nichts getan, keine neuen Opern einſtudiert und ſei nachmittags auf die Spatzenjagd gegangen. Ein Spielverbot in Bern, wohin er urſprünglich habe gehen wollen, käme ihm nun gerade gelegen, ſeine Leute raſch loszubekommen; er hätte ihnen Vorſchüſſe aufs mal abgezogen; die Kommiſſion habe Rechnungsſtellung verlangt; ſeither habe Edele ſich nicht mehr blicken laſſen; er könne eben ſeinen Verluſt nicht beweiſen. Sie, die Kommiſſion, habe 700 Fr. freiwillige Beiträge erhalten, verliere alſo 900 Fr. — aus ihrer Kaſſe! —

Das ſind entſchieden Vorwürfe, wie ſie ſchwerer und beleidigender gegen einen ſoliden Geſchäftsführer nicht erhoben werden können. Sehr zu Gunſten Edeles ſpricht aber, daß er ſich gegenüber dem gereizten Ton, den die Kommiſſion anſchlug, ruhig und ſachlich rechtfertigte. Aus ſeinem Artikel geht hervor, daß er von Herrn Meyer-Biſchoff im Namen der Kommiſſion eigentlich gedrängt worden iſt, nach Baſel zu kommen, daß 800 Fr., die die Kommiſſion privatim, offenbar als eine Art Vorſchuß, an einzelne Mitglieder geliehen, ihm wieder an den Abonnementsgeldern abgezogen wurden, die die Kommiſſion einzuziehen pflegte. Die Anſchuldigungen wegen der Berneraffäre und ſeines Spatzenſchießens wies er ruhig von ſich, jene als gröbliche Verläumdung; dieſes hielt er für eine beſſere Erholung als das Herumſitzen in Kaffeehäuſern. Ein ganz ſeltſames Licht auf das Vorgehen der Kommiſſion wirft aber ſeine beſtimmte Erklärung, daß er ſämtliche Opernpartituren, ſeine Garderobe und ſeine übrigen Requiſiten angeboten habe gegen einen Vorſchuß von 600 L., daß aber die Kommiſſion darauf nur 400 bis 500 habe geben wollen mit dem Beding, erſt noch einen Revers zu unterzeichnen, laut welchem Edele „keine rechtliche Forderung mehr“ an die Kaſſe zu ſtellen hätte! Aus der beigedruckten Rechnung ſei angeführt, daß Edele an Abonnements- und Dutzendbillets Fr. 5433.19, an der Kaſſa (bei 42 Vorſtellungen) Fr. 7045.55 einnahm, dafür allein für Gagen Fr. 9650.75 ausgab!

Die Kommiſſion hatte offenbar, wie der Basler ſagt, etwas Dreck am Stecken, und wenn es auch nur hinſichtlich der ihr von Edele vorgehaltenen „nicht zu verantwortenden Gleichgültigkeit und Herzloſigkeit“ der Fall geweſen iſt. Das mußte man auch in weitern Kreiſen der Bürgerſchaft merken, als ſie zwei Rechnungen im Tagblatt erſcheinen ließ, die 1400 Fr. von einander abwichen! Und man muß auch in weitern

Kreiſen dieſen Eindruck gehabt haben, ſonſt hätten nicht (laut Intelligenz-Blatt vom 8. Januar 1847) mehrere Bürger und Theaterliebhaber eine Liſte für freiwillige Beiträge in Umlauf geſetzt. Es ſpricht aus den Zeilen, mit welchen ſie die Liſte ankündigten, ein ſchönes Gerechtigkeitsgefühl und eine edle Bürgergeſinnung: man ſolle Edele nicht ſtecken laſſen; die Theaterkommiſſion habe das Intereſſe der Aktionäre im Auge, „wir die Ehre Baſels, die durch ſolche Handlungen leidet.“

Auch im Schoße der Kommiſſion war man nicht einhellig; man hätte die paar hundert Franken ſpenden ſollen, ohne die Rechnung auf ihre Richtigkeit hin lange zu prüfen, meinte ein Mitglied zu gleicher Zeit. Was dieſes dagegen Edele über das Äußere der Rechnungsſtellung bemerkt, lautet nicht gerade günſtig: Edeles Rechnung ſei ein Wiſch geweſen, links in Franken, rechts in Gulden; von der ihm bei der Verrechnerei angebotenen Hilfe habe er keinen Gebrauch gemacht. Daraufhin druckte Edele die im Tagblatt veröffentlichte Rechnung der Kommiſſion ab, zeigte ihre Unrichtigkeit, ſtellte ſeine eigene notariell beglaubigte daneben, und die Sache war erledigt. Wie weit die Unterſtützung dann noch gedieh, entzieht ſich unſern Blicken.

Wir verſtehen es, daß ſich unter dieſen Umſtänden im Publikum eine immer größer werdende Verſtimmung gegen das Theaterweſen zeigte, und daß der Rat eine Verlängerung der künſtleriſch mageren Vorſtellungen des Direktors Frei im Winter 1849 nur unter der Bedingung geſtattete, daß „ungeſäumt“ die 500 Fr. Kaution bezahlt würden. Eine ſolche Kaution nahm der Rat auch fürderhin gerne an, mußte er doch in erſter Linie darauf bedacht ſein, daß ſeine Bürgerſchaft nicht in Verluſte geriet, und zwar machte ſich die Sache ſpäter etwa ſo, daß das Handlungshaus Gebr. Oswald die etwaigen Verbindlichkeiten des Direktors bis zur Höhe von 3000 Fr. zu erfüllen verſprach.

Am meiſten aber hatte die Geſellſchaft der Aktionäre die ganze Angelegenheit ſatt. Der Ruin des Theaters ſchien ihnen unausbleiblich, die einzige Rettung von der Stadt zu kommen; ſo beſchloſſen ſie in einer Sitzung vom 25. November 1848, Unterhandlungen anzubahnen, daß aus dem Aktientheater ein Stadttheater werde. Eine dahin zielende Eingabe an die Regierung ſpricht von 25 000 Fr. Schulden, inbegriffen das Guthaben der Stadtkaſſa von Fr. 12 325; nicht inbegriffen waren die verfallenen mehrjährigen Zinſen dieſer 12,325 Fr. Dieſes am 4. Dezember 1848 eingereichte Memorial mußte die Rechnungskammer prüfen und darüber Bericht erſtatten. Zufällig waren aber alle Mitglieder derſelben bis auf zwei ſelber Aktionäre, befanden ſich demnach als nicht ſtimmberechtigt im Austritt. Eine Meinung ging dahin, überhaupt nicht auf die Angelegenheit einzutreten, weil ſie eine Privatſache ſei und für den Staat nur eine Laſt bedeuten würde. Andere waren für Eintreten und genaues Unterſuchen der Schuldenlaſt des Unternehmens; andere wieder wollten den arg vernachläſſigten Bau in Stand ſetzen und nach Sicherung von privaten Beiträgen es jederzeit dem Stadtrat überlaſſen, bei Nichtbedürfnis eines Theaters über das Gebäude anderweitig zu verfügen. Da die Dinge ſo lagen, beſtimmte die Regierung, d. h. der Kleine Stadtrat zwei Männer aus ſeiner Mitte, A. Sulger und E. Kern-de Crouſaz, als Delegierte; dieſe ſollten mit den Delegierten der Theaterkommiſſion, Appellationsrat Eml. Hoffmann und E. Burckhardt-Schrickel, verhandeln. Die Verhandlungen legten die ſeit Jahren böſen Zuſtände der Aktiengeſellſchaft bloß. Seit Jahren war man es gewohnt, in den allgemeinen Sitzungen nie mehr als neun oder zehn Mitglieder zu ſehen. Allerſeits war das Vertrauen geſchwunden; eine neue Kommiſſion kam nicht zuſtande; die Gläubiger drängten; das Anſehen des Theaters ſchien verloren; ſchon regte ſich die Idee der Neubildung einer Aktiengeſellſchaft,

und doch glaubte keiner, daß die alten Aktionäre zu Gunsten einer neuen Gesellschaft verzichteten, wohl aber zu Gunsten des Staates. Der Bericht der Delegierten vom 30. Mai 1849 an ihren Rat nannte dann folgendes als die Punkte, die das Budget besonders beschwerten und für die sie Hilfe haben müßten:

1. Die Feuerversicherung; (diese machte ca. 420 Fr. aus, (wobei zu bemerken ist, daß die Gesellschaft von der kantonalen Assekuranz ausgeschlossen war!)
2. Die Heizung. Es werde pro Vorstellung gebraucht $^1/_4$ Klafter, d. i. für 60 Vorstellungen 15 Klafter, oder den Klafter zu 18 Fr. berechnet, in bar 270 Fr.
3. Die Beleuchtung. Sie koste pro Abend je nach dem Stand der Oelpreise, je nach dem aufgeführten Stück und je nachdem Oel gestohlen werde (!) 24—36 Fr. Hievon beanspruchten sie die Hälfte vom Staat, d. i. 900 Fr.

Dazu:

4. ferner Überlassung des Ballenhauses ohne Zins und „Verzicht auf den Zins des der Stadt schuldenden Kapitals", d. i. ca. 700 Fr.
5. äußere Instandstellung.

Was den letzten Punkt betrifft, so hielten ihn die Delegierten für sehr wesentlich; das Gebäude war offenbar arg verlottert; es heißt, man „könne nicht daran vorbeigehen, ohne den Kopf wegzuwenden." Die Reparaturen, meinten sie, würden im ersten Jahre ein Erkleckliches kosten, dann aber mit jährlichen 100 Fr. abgethan sein. So beliefen sich die Forderungen einer stadträtlichen Unterstützung auf jährlich 2400 Fr.

Die Delegierten waren ferner der Ansicht, wenn der Stadtrat alles von der Hand weise, so müsse er schließlich zur Deckung seiner Forderung das Gebäude übernehmen und dann müsse er darin spielen lassen. Durch eine rechtzeitige Hilfe könnten aber

größere Auslagen vermieden werden. Freilich müßte eine ſolche ſtaatliche Hilfe an Bedingungen geknüpft ſein wie:

1. daß eine feſte Kommiſſion ſtatutengemäß 3 Jahre lang amtete;
2. daß eine Jahresrechnung vorgelegt würde;
3. ſolle der Unternehmer nicht mehr Zins zahlen müſſen, als zum innern Unterhalt nötig ſei, wenn der Stadtrat ſo Namhaftes leiſte;
4. müßte eine Gratisvorſtellung zu Gunſten der Armen der Stadt gegeben werden;
5. müßte ſich der Stadtrat die Ratifikation der Direktionsverträge ſowie die Kontrolle des Rechnungsweſens vorbehalten und müßten zwei Delegierte der Regierung in der Theaterkommiſſion ſitzen.

Soweit Bericht und Gutachten der Delegierten des kleinen Stadtrats zur Beſprechung der Theaterfrage.

Dieſen Bericht zog der kleine Stadtrat in Erwägung und beſchloß zu übernehmen und zu leiſten:

1. Die Feuerverſicherung. Er fand, daß die Stadt ja als Hypothekargläubigerin ſo wie ſo daran intereſſiert ſei.
2. Die Heizung.
3. Verzicht auf den Zins des der Stadt geſchuldeten Kapitals von 12325 Fr. (NB. 6 Jahreszinſe waren im Rückſtand!)
4. Äußere Inſtandſtellung und Bedachung.

Dieſer Ratſchlag des kleinen Rats wurde zur Beſtürzung aller Theaterfreunde vom großen Stadtrat verworfen! So waren denn all die großen Bemühungen, die ausgiebigen Unterhandlungen und fürchterlich eingehenden Gutachten ohne Erfolg geblieben; man war nicht weiter als vor Jahren; dafür aber war der Boden jetzt wieder geſchaffen, auf dem jeder Biedermann ſich gern des Langen und Breiten erging, die Bahn war wieder offen für alle die, welche ihr Steckenpferd der Be-

ſprechung des prinzipiellen Teils der Theaterfrage wieder zu reiten Luſt hatten. Jetzt konnte man wieder Artikel lancieren darüber, ob ein Theater in Baſel überhaupt exiſtenzberechtigt ſei oder nicht, welche Bedeutung es für das Volksleben habe, wie ein neues Unternehmen ausſehen müßte und ob ein „öffentliches Vergnügen“ durch das Gemeindevermögen unterſtützt werden dürfe oder nicht. Der unſterbliche Schiller wird wegen ſeines Aufſatzes „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“ hin und her zitiert. Da predigt ein windſchiefer Idealiſt, wie der Arbeiter durch das Theater Luſt am Leſen und Wiſſen bekomme, wie nur ſchlechte Bühnen ſchlechte Wirkungen ausübten, wie allein der ethiſche Wert die Auswahl der Stücke beſtimmen ſollte und der ſchlechte Beſuch nur von einer ungeeigneten Auswahl der Stücke herkomme. Dieſen mit vollen Backen in die Welt hinausposaunten idealen Forderungen und Behauptungen gegenüber ſagt ein andrer mit dürren Worten die volle Wahrheit. Leider ſei die dramatiſche Literatur zum großen Teile auch bei bloßem Leſen nicht gerade geſund; väterliche Autorität und eheliche Treue ſeien oft lächerlich gemacht; ein ſittliches Theater ſei ein Unding, denn Leichtfertigkeit ſei bis auf den heutigen Tag eine Hauptwürze des Theaterweſens geweſen; übrigens würde auch „ein guter Teil der Theaterfreunde ein ſog. „ſittliches Theater“ als langweilig perhorreszieren.“ Ein anderer aufrichtiger Trockenbrödler wendet ſich gegen die verſtiegenen Anſchauungen, die im Theater *nur* das erhabene Volksbildungsinſtitut und nicht den Vergnügungsort ſehen wollen. Es ſei barer Unſinn, zu glauben, das Theater — nur das Sonntagstheater komme in Betracht für den Arbeiter — *erſetze* dem Volk ſeine ordinären Vergnügen; im Gegenteil, es vermehre ſie; die Flaſche Wein werde nur ſchneller geſtürzt, denn die ſchönſte Vorſtellung ſchmecke einem nicht bei trockenem Gaumen; in dem Fall aber könnte man neben dem Theater gleich ein Pfandhaus

errichten. Ein Beſonnener aber ließ im Intelligenzblatt (Dezember 1849) unter der Überſchrift „Ein Wink“ zwei Artikel erſcheinen, in denen er bei Gelegenheit der Gründung des Muſeumsvereins die Frage aufwarf, ob nicht auf ähnliche Weiſe, durch Gründung eines Theatervereins, der Theatermiſere könnte abgeholfen werden, und entwickelte im Verlauf ſehr vernünftige und praktiſche Gedanken hinſichtlich der Fundierung und des erſprießlichen Betriebs des Ganzen. Er iſt der Anſicht, daß ein ſchlechtes Theater ſchlimmer iſt als gar keines, weil es „die ganze Angelegenheit und ſogar den Begriff der dramatiſchen Kunſt in Mißkredit bringt.“

Schließlich begegnen ſich auch gegneriſche Artikel in der Idee eines Theatervereins. Hat ein ſolcher durch ſein Zuſtandekommen ſchon gezeigt, daß das Theater ein Bedürfnis iſt, ſo werden auch die privaten Beiträge reichlich fließen, und dann darf auch ſtaatliche Beihülfe erwartet werden. An dieſem Punkte ſchließt die Redaktion des Intelligenzblattes, wo zum guten Teil der Meinungsaustauſch ſtattfand, die öffentliche Diskuſſion.

* * *

Einen großen Teil der Schuld am Basler Theaterelend trägt auch das Publikum. Es glänzte ſehr oft durch Abweſenheit und zwar nicht nur in Zeiten politiſcher Aufregung, ſondern auch in ganz friedlichen, ja es war ſelbſt in ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe und Zuneigung zu Opern ſtarken Schwankungen unterworfen. Gewöhnlich machte der „Freiſchütz“ ein volles Haus, gelegentlich fand er aber auch einmal ein leeres; ähnlich geht es andern Stücken auch; lebhaft wurde einmal die Wiederholung einer Belliniſchen Oper verlangt, und als die Direktion dem Wunſche entgegenkam und auf ein volles Haus hoffte, fand ſie ein mager beſetztes. Solche unerklärliche Zufälle kämen überall, ſelbſt an großen Bühnen, vor, wird man

uns einwenden. Wir geben es zu; eine genauere Prüfung des Spielplanes, ſoweit er uns für dieſe Zeit noch erhalten iſt, wird aber zeigen, daß es mit dem Publikum in Baſel noch ſeine beſondere Bewandtnis hatte; es war überhaupt noch nicht recht theaterreif oder für die beſcheidenen Darbietungen zu reif. Ob wir ein Recht zu dieſer harten Behauptung haben, muß eben dieſe Unterſuchung zeigen.

Schon im Verlauf des erſten Winters konnte der Theaterreferent der Basler Zeitung konſtatieren, daß das Schauſpiel nicht die gleiche Teilnahme finde wie die Oper. Entſchuldigend führt er aus, das ſei keinesfalls dem ſinnlichen Geiſte der Zeit zuzuſchreiben, die die Genüſſe von Auge und Ohr denen des Geiſtes vorziehe. Schuld daran ſei vielfach die ſchlechte Auswahl der Stücke! Das war ein feiner Beobachter ſeiner Zeit, dieſer Referent; es iſt doch klar, daß er gerade mit dieſer negativen Form das Augenmerk ſeiner Leſer auf die wahren Gründe hinlenken wollte.

Ein Überblick über die vorhandenen Repertoire der Jahre 1834—1849 zeigt denn auch, daß die Oper allmählich alles andere überwuchert. Der erſte Winter bedachte jedes Fach gleich; er brachte ſowohl zwei Dutzend Opern als auch Schauſpiele und Luſtſpiele; in den folgenden Jahren aber befeſtigt ſich die Vorherrſchaft der Oper immer mehr; 1835/36 ſind es 30 Opern neben etwas mehr als halb ſo vielen Schauſpielen und Luſtſpielen; 1841/2 neben 35 Opern 17 Schauſpiele und 18 Luſtſpiele; 1845/6 gar 47 Opern und nur 7 Schauſpiele und 16 Luſtſpiele; in dem halben Winter unter Edeles Direktion 23 Opern neben 6 Schauſpielen und 15 Luſtſpielen. Etwa einmal dominiert das Luſtſpiel überhaupt wie im zweiten Winter des Direktors Schmidt oder wie unter den Direktoren Kramer und Frey (ſ. d. Tabelle); dieſe hatten eben kleinere Truppen und waren ſo naturgemäß auf das Luſtſpiel ange-

wieſen. Jedenfalls aber tritt das ernſte Schauſpiel ſtark zurück, und auch beim Luſtſpiel wiegt nicht das feine Luſtſpiel vor — Leſſings Minna iſt uns kein einziges Mal begegnet — ſondern der Schwank, die Poſſe, das Singſpiel oder das beliebte meiſt nach franzöſiſchen Muſtern gearbeitete Vaudeville. Man darf alſo ruhig ſagen, die Direktoren, denen es nicht nur um ihre Kaſſe, ſondern auch um die Kunſt zu tun war, haben bald herausgebracht, daß ihnen und dem Publikum mit Opern am beſten gedient war. Und ſo gab man Opern über Opern; wir haben in den 13 Saiſons — ein Winter ging leer aus und von einem andern war das Repertoire nicht mehr zu finden — weit über 300 Opernabende gezählt! Von dieſen beſtritten allein 80 die Italiener Roſſini, Bellini, Donizetti. Doch ſehen wir uns zunächſt einmal das Schauſpiel-Repertoire an!

Schiller erſcheint im ganzen 22 mal auf der Bühne; die „Räuber", „Tell", „Kabale und Liebe", „die Jungfrau von Orleans", „Don Carlos" und „Wallenſteins Lager" werden geſpielt. Goethe bringt es mit „Götz" und „Egmont" kaum zu einem halben Dutzend Vorſtellungen. Ein auch von der Kritik gebührend hervorgehobenes Ereignis war die Aufführung des „Fauſt" vom 18. November 1846; ſie iſt das Verdienſt des geſchmähten Direktors Edele und zweier Benefizianten, Heinr. und Caroline Schmitz. Fauſt wurde nach der Bühneneinrichtung Seydelmanns und nach den „Umrißzeichnungen zu Goethes Fauſt" von Retzſch inſzeniert. Die Kritik lobte auch die Darſtellung; ſie fand nur den Erdgeiſt ſchlecht und Mephiſto zu ſehr nach der Art eines alten Gecken gegeben.

Shakeſpeare iſt nahezu ein halbes Dutzend mal mit „Hamlet" über die Bühne gegangen oder mit „König Lear" in der Bearbeitung des öſterreichiſchen Schauſpielers Zahlhaas; Kleiſt natürlich nur mit ſeinem „Käthchen", und dieſes gab man noch in der Bearbeitung des Theaterdirektors Holbein, der, ein Wiener,

zahlreiche Stücke für ſeinen Bedarf zurechtgeſtutzt und eine Menge eigner „gedichtet“ hat. Von Leſſing erſcheint nur einmal meteorartig der „Nathan“, als der große Eßlair ſein Basler Gaſtſpiel abſolvierte; Grillparzer kennt man ſchon gar nicht. Von großen Ausländern tauchen etwa Molière, Dumas mit „Kean“, oder Calderon auf. Im Schauſpiel herrſchen die Jambendramatiker, d. h. diejenigen Dramendichter, die ſich für die würdigen Fortſetzer des Schillerſchen Dramas halten, weil ihnen geſchichtliche Bildung und Verſegewandtheit ermöglichen, ein Drama zu ſchreiben, das mit möglichſt ſchönen Verſen und viel äußerm Prunk wenig geiſtigen Gehalt und dramatiſches Leben verbindet. Des bayriſchen Miniſters v. Schenk vielbewunderter „Beliſar“, oder ſeine „Krone von Zypern“ wurden auch in Baſel gegeben, ſowie Auffenbergs „Löwe von Kurdiſtan“, den der badiſche Hofmarſchall nach Scotts Talisman gedichtet; auch Raupach, der Verfaſſer der 16 Hohenſtaufendramen, und Fr. Halm mit ſeiner „Griſeldis“ beſchritten unſere Bühne, ſelbſtverſtändlich auch noch Körner mit „Zriny“, Roſamunde“ und „Hedwig“, und der raſſelnde Nachzügler von Goethes Götz, der „Otto von Wittelsbach“ Babos war perſe noch gerne geſehen. Dann mögen auch die Schickſalsdramatiker Gruſeln erregt haben, ſo Z. Werner und Houwald mit ſeinem uns heute ſinnlos vorkommenden „Bild“, in dem, eine beſondere Attraktion, „Frau Profeſſorin Eckenſtein“ einmal die blinde Camilla ſpielte. Daneben genoſſen die Basler des 4. Jahrzehnts auch noch Caſtellis Melodramen — Caſtelli, auch ein Dichter, der noch in älteren Leſebüchern umgeht, — oder Zſchokkes „Abällino, der große Bandit“, Deinhardſteins „Hans Sachs“, den noch der alte Goethe freundlich wohlwollend begrüßt hat, Raimunds poetiſche Zauberſtücke, Bauernfelds feinere Konverſationsluſtſpiele, vor allem aber noch Iffflands Sittengemälde. In den ſpätern vierziger Jahren begegnet man auch Laubes „Karls-

ſchülern", Zedlitzens „Herr und Sklave" und Gutzkows „Urbild des Tartüffe" und „Ein weißes Blatt", mithin Stücken, die bis jetzt höhern Anforderungen ſtandzuhalten vermocht haben.

Dieſe Schauſpiele und gehaltvollern Luſtſpiele haben wir mit Namen genannt, damit es nicht den Anſchein habe, als wollten wir die Basler jener Zeit gar nur zu Liebhabern der Schundſtücke ſtempeln. Die genannten Stücke verſchwinden aber freilich vor der erdrückenden Maſſe der bloßen Unterhaltungsware. Bekanntlich ſchritt die dramatiſche Literatur nach Schillers Tode nur nach Zahl und Maſſe dramatiſcher Stücke jeder Gattung weiter, und genaue Kenner jener faſt unüberſehbaren Literatur, wie die älteren Literarhiſtoriker Koberſtein und Hillebrand ſind, halten ſich in ihren Darſtellungen nicht allzulange bei ihr auf.[1]) Die Verſe, mit denen einſt Schiller in ſeinem Gedicht „Shakeſpeares Schatten" das Treiben der kleinen Dramenſchreiber um ſich herum ſo grauſam verhöhnt hat,

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt" . . . . .

können auch für die zahlreichen für den Tagesbedarf arbeitenden Fabrikanten der folgenden Jahrzehnte gelten, nur daß die vielen Schauſpieler und Theaterdirektoren unter ihnen vielleicht weniger noch die alltägliche Natur „Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt" auf die Bretter brachten, ſondern vielleicht eben ſo viel noch aus dem alten, konventionellen Luſtſpielarſenal ſchöpften, wo die ſeit Menſchengedenken immer wieder brauchbaren Requiſiten ſtecken. Solche Schauſpielerſtücke hat Baſel viele zu ſehen bekommen. Da marſchieren auf: der Schauſpieler Beck aus Gotha, der Schauſpieler Lebrun aus Halberſtadt, der Schauſpieler Ziegler aus Braunſchweig, der Berliner

[1]) Vgl. z. B. J. Hillebrand „Die deutſche Nationalliteratur", Bd. 3, S. 594.

Blum, der unter dem Namen Albini ſchreibende Steiermärker Meddlhammer, der ſchon genannte Wiener Theaterdirektor Holbein, der Philologe und Schauſpieler Dr. R. Töpfer, der Münchener Jude und Wiener Dramaturg Feldmann; ferner neben dem alten Schröder und neben Holtei und Amalie von Sachſen die gewandten Bearbeiter und Lieferanten von Operntexten Theod. Hell und Dräxler-Manfred; als harmloſere und zugleich feinere Talente ſeien genannt die Frau von Weißenthurn und Aug. Freih. von Steigenteſch, der durch Eug. d'Alberts reizende Muſik („die Abreiſe") vor einigen Jahren nach langem Todesſchlafe wieder zu einem kurzen Leben auferweckt worden iſt. Eine hervorragende Rolle ſpielen zu Baſel auch die Poſſendichter der Zeit; Angely, dem die Berliner Poſſe, und Bäuerle [1]), dem die Wiener Poſſe ihr Leben verdankt, nicht zu vergeſſen den Hauptpoſſenreißer des ganzen Jahrhunderts, Joh. Neſtroy, deſſen „Lumpacivagabundus" ſeit ſeinem Erſcheinen 1833 bis auf den heutigen Tag, wie überall, ſo auch in Baſel, ſein unverwüſtliches Leben gelebt hat. Von 1841 an meldet ſich dann auch einer der Haupt-Bühnengewaltigen ſeiner Zeit bei uns zum Wort: Rod. Benedix; er wird von der Kritik mit dem gebührenden Spruch empfangen. Das Intelligenzblatt widmet dem „Doktor Weſpe" eine eingehende Beſprechung, in der bedauert wird, daß für unſere Basler Verhältniſſe das Thema etwas weit abliege; unſere emanzipierten Frauen, heißt es da, begnügten ſich mit dem häuslichen Pantoffelregiment, mit einer glücklichen oder unglücklichen Kavalkade oder einem Attentat auf eine beſcheidene Zigarre. Aber Benedix war erſt in ſeinen Anfängen, nicht als Dichter, wohl aber als Liebling des Theaterpublikums; zwei andere aber ſtanden noch in voller Gunſt oder traten ihre

[1]) In Baſel geſtorben.

Herrſchaft über die Bretter erſt recht an: Kotzebue und die Birch-Pfeiffer. Über den erſten brauchen wir kein Wort zu verlieren, da das Urteil über ihn längſt feſtſteht. Die Basler Kritik aber hat ſich mit ihm merkwürdig leicht abgefunden, als ob die vernichtenden Urteile Goethes, Jean Pauls, Grillparzers und anderer nie geſprochen worden wären; ja es fehlt ſogar nicht an höflichen Verbeugungen vor dem Toten, der es in Baſel während der 15 Jahre zu reichlich zwei Dutzend Abenden gebracht hat; man verſchafft ihm ſogar — merkwürdigerweiſe — ſehr vornehme Nachbarſchaft, indem man von ſeinen kleineren Stücken welche neben Boieldieus „Johann von Paris“ und neben den „Titus“ Mozarts ſtellte, am ſelben Abend!

Noch mehr Abende aber füllte die Birch-Pfeiffer mit ihren meiſt nach fremden Romanen gearbeiteten Rührſtücken, nämlich 34! In der Kritik regte ſich aber in Baſel gleichzeitig ein ſcharfer Widerſtand. Während ſich Profeſſor Eckenſtein in ſeinem Blatte „Der Baſilisk“ in luſtiger Weiſe um ein gerades Urteil herumdrückt und mit ſeinen Leſern Verſteckens ſpielt, das Intelligenzblatt die Dame ritterlich etwas in Schutz zu nehmen ſcheint, benützt die Basler Zeitung gerne jede Gelegenheit, ihr eins aufzubrennen. Eckenſtein wagte nur, eine ihrer Dramatiſierungen (den nach V. Hugo gearbeiteten „Glöckner v. Notre Dame“) einen „Muſenbaſtard“ zu nennen; der Rezenſent der Basler Zeitung aber ſagte ſchon 1836: „Mad. Birch-Pfeiffer badet ſich gerne im Schlaglicht des Theatereffekts, einer Zigeunerſonne, die zwar die Haut des Dramas bräunen, aber nie das Herz desſelben erwärmen kann.“ Und ein andermal meint er, ſie „eſſenziere“ alte Stoffe ſo, daß ſie dramatiſch belebt erſchienen; man finde in ihren Stücken ſo viele alte Bekannte, daß, wenn man jeden derſelben grüßen wollte, nur die Hutmacher dabei gewinnen würden! Dieſe Feindſeligkeit iſt aber vielleicht nicht ehrlicher äſthetiſcher Überzeugung entſprungen,

ſondern vielleicht ebenſoviel einer gewiſſen Rivalität der Theater, denn ungefähr in jener Zeit hat die gewandte und viel gewanderte Dame ihre Zürcher Stellung als Leiterin des Stadttheaters angetreten. Und ſollte dieſe Vermutung auch ganz haltlos ſein, ſo darf gerade der Birch-Pfeiffer gegenüber die Unſicherheit des Urteils nicht ſo ſehr wunder nehmen, hat doch ſelbſt ein Rezenſent von der tiefen Eigenart eines Fontane in den langen Jahren, während welcher er ſein kritiſches Amt für die Voſſiſche Zeitung ausübte, verſchieden über ihre Leiſtungen geurteilt. Erſt hatte er nur Hohn über die Geiſtesverwandte der langfädigen Romanſchriftſtellerin Friederike Bremer, ja er ſeufzte humorvoll: „O Birch-Pfeiffer, gib mir meine Bremer wieder!“ Er ruft gelegentlich komiſch-pathetiſch, die Hauptwerke der Birch zitierend, aus: „Ilion ſank, auch Hinko und Pfefferröſel!“ Aber er hat ihrem ſichern Blick für das Bühnenwirkſame, ihrem Geſchick im Aufbau und Motivieren ſpäter doch Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ihr die bekannten Sünden verziehen.

Und ähnlich müſſen wir heute über dieſe beiden Mächte der Bretterwelt der vierziger und fünfziger Jahre, über Benedix und die Birch, urteilen. Was ſeither auf dem Gebiete des bürgerlichen Schauſpiels und des Luſtſpiels geleiſtet worden iſt, läßt uns jene beiden Bühnenſchriftſteller in einem milden, vielleicht allzumilden Lichte ſehen.

Für das Schauſpiel großen Stils war alſo in Baſel wenig oder kein Boden. Anders ſteht es mit der Oper. Unter den mehr als 300 Opern jener 16 Jahre ſind alle gangbaren Werke der Zeit enthalten. Da ſteht neben Mozart und Beethoven C. M. von Weber mit ſeinen deutſchen Ergänzern und Fortſetzern Marſchner und K. Kreutzer, Flotow und Lortzing. Da ſind alle die beliebten Franzoſen und Italiener der Zeit anzutreffen: Cherubini und ſein Schüler Halévy, Méhul, Boieldieu

und der zu Unrecht in Vergeſſenheit geratene Iſouard, deſſen „Aſchenbrödel“ und „Lotteriebillet“ einſt vielbewundert waren und der unſerer Zeit höchſtens noch durch einzelne Koloraturarien aus Albums bekannt iſt; Roſſini und Auber werden ſehr gerne gehört; Meyerbeer bringt eigentlich einen Rauſch hervor mit ſeinem „Robert dem Teufel“ und mit den „Hugenotten“, einen Rauſch, den, wie überall, ſogar die Kritik ſtark teilt; viele Jahre hinter einander kommen immer wieder Hérolds „Zampa oder die Marmorbraut“ und Adams liebenswürdiger „Poſtillon“; dann mit maſſenhaften Aufführungen Bellini und Donizetti. Daneben ſind ältere oder auch weniger wertvolle Werke zu nennen: des mähriſchen Komponiſten Kauer „Donauweibchen“ und Weigls einſt viel gegebene „Schweizerfamilie“ leben immer noch; auch der Neapolitaner Caraffa, der in Rom geborene, in Paris und Neapel heimiſche Operettenkomponiſt Fioravanti, der Kopenhagener Kapellmeiſter Gläſer (von ihm die einſt viel gegebene Oper „Des Adlers Horſt“), der den Beethovenkennern durch ſein zum Teil gefälſchtes Werk über Beethovens kontrapunktiſche Studien bekannte Ignaz Ritter von Seyfried und der einſt überfruchtbare Wenzel Müller, der Komponiſt unzähliger trivialgefälliger Singſpiele (von ihm das Lied: „Wer niemals einen Rauſch gehabt“) ſind mit einzelnen Stücken vertreten. Die leichtere Ware, die bloße Singſpielmuſik, tritt ganz zurück hinter der Menge anerkannt guter Opern; die Statiſtik ergibt auf dieſem Gebiete ein erfreuliches Bild, ſie zeigt die ausgebildete Witterung des Baslers für das muſikaliſch Wertvolle. Mozart bringt es auf 30 Aufführungen, darunter nicht nur „Don Juan“ und „Zauberflöte“ und „Figaro“, ſondern auch „Entführung“ und „Titus“; Weber auf 17, Kreutzer auf 7, Lortzing auf ein Dutzend Abende. Die feine komiſche Oper eines Boieldieu und die große Oper Aubers, „Die Stumme von Portici“, dann deſſen ſpätere, etwas gröbere Koſt fand ſtarken Anklang, und das iſt alles ſehr er-

freulich. Aber Sinn für muſikaliſch gute Muſik und Sinn für dramatiſch lebensvolle und bedeutende Muſik iſt zweierlei, und dieſen zuletzt genannten Sinn läßt das Basler Theaterpublikum vermiſſen. Es ſteht ganz und gar auf dem alten Standpunkt der Muſik, die vergnügen, nicht ergreifen will; es hat noch keine Ahnung davon, daß Opernmuſik dramatiſch wahr und ergreifend ſein muß; die Oper iſt ihm der Ort, wo es noch ausgiebiger als im Konzertſaal ſein naives Bedürfnis nach ſinnlich muſikaliſchem Genuß befriedigen kann; Opernmuſik iſt ihm Ohrenſchmaus ſchlechthin; es hat mithin große Ähnlichkeit mit dem Opernpublikum, das wir aus dem Wien des jungen Grillparzer, dem Wien des zweiten und dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, kennen. Das war in der ganzen Welt ſo; es ſcheint aber, daß der Gedanke an das Muſikdrama dem Basler ferner gelegen habe als andern Opernfreunden, ſo tief ſteckt er in der Opernmuſik alten, am liebſten italieniſchen Stils. Denn das hatten alle Theater-Direktoren in Baſel bald heraus, daß dem Basler Theaterpublikum am beſten mit Italienern gedient war: Beethoven, deſſen „Fidelio“ dem Muſikdrama am nächſten ſteht, kommt nur an ſieben Abenden zum Wort, wobei erſt noch die Egmontmuſik mitgezählt iſt, während Roſſini, Bellini und Donizetti zuſammen etwa 80 Abende in Beſchlag nehmen. Von dieſen dreien hat in Baſel jeder ſeine Zeit; erſt iſt Roſſini der ausgeſprochene Liebling, dann folgt Bellini, um bald Donizetti den Platz zu überlaſſen. Kein Wunder, daß dem ausgeſprochen muſikaliſch-melodiöſen Genuß verlangenden Basler dieſe drei ſo ſehr zuſagten; eines wie des andern Werke ſind wahre Eldorados des Sologeſanges; und zwar wurden von Roſſini außer den heute noch gegebenen Opern „Tell“ und „Barbier“ auch die ſchon ſeltenern oder ganz außer Kurs geratenen, wie „Othello“, „Diebiſche Elſter“, „Moſes“, „Jungfrau vom See“, und von Donizetti außer ſeiner „Regimentstochter“,

„Lucrezia Borgia“ und „Lucia von Lammermoor“ auch der „Beliſar“, der „Liebestrank“ und „Linda von Chamounix“ gegeben. Einmal iſt dabei ein Kritiker im Intelligenzblatt (30. Januar 1846) ſeiner Zeit (das heißt der Basler Ortszeit) vorausgeeilt und hat ſich über die Diskrepanz zwiſchen Text und Muſik der Donizettiſchen Opern luſtig gemacht.

„Es brütet Rache und ſchwarzer Verrat
Als Walzer unverholen,
Es hauchen die Menſchen die Seele aus
Unter Terzen und Triolen . . . .“

Und dieſe poetiſch abgefaßte Abrechnung mit des Komponiſten luſtigen Weiſen zu ſeinem tragiſchen Stoff („Beliſar“ iſt gemeint) iſt noch harmlos gegen eine grimmige in Proſa und gegen eine andere, die, in eine Kritik des Konzerts einer italieniſchen Primadonna hinein verwoben, ſich alſo ausläßt: Dieſe Sängerin müſſe man verweiſen in das verſpottete Gebiet der trillernden und trällernden Italomanie; „im Lande, wo die Zitronen, Flöhe, Bellinis und Donizettis blühen, iſt ihr Paradies und alle ihre Lorbeeren aus dieſem Garten . . . .“ Aber das iſt eine Stimme. Es iſt der Geſchmack der Zeit, die für das Muſikdrama erſt reifen muß, ein Geſchmack, dem auch der junge Julius Stockhauſen bei ſeinem Auftreten zu Baſel in den erſten fünfziger Jahren huldigt. Wenn man die Konzertprogramme jener Jahre durchgeht, ſo findet man, daß er, allein oder in Duetten mit Frau Reiter-Bildſtein, Stücke aus den Opern von Adam, Herold, Boieldieu, Fioravanti, Roſſini und Donizetti vorgetragen hat. Um ſo höher iſt es dem jungen Muſikdirektor Reiter anzurechnen, daß er es gewagt hat, am 27. Februar 1837 Beethovens „Fidelio“ zu ſeinem Benefiz zu wählen!

Nach den genannten Italienern ſcheint gleich beliebt wie Mozart Auber; ſeine „Stumme von Portici“ kehrt mit großer Regelmäßigkeit wieder, und es iſt vielleicht ein kleiner Beweis

der Beliebtheit ſeiner Melodien in Baſel, daß J. J. Schäublin die bekannte Barcarole Maſaniellos mit untergelegtem Text von Thierſch in eine ſpätere Auflage ſeiner „Lieder für Jung und Alt“ aufnehmen konnte. (Siehe Nr. 38 „Sommerlied“).

Wenn die Kritik gegen die Vorführung von Opern etwas einzuwenden wagte, ſo galt ihre feindliche Haltung mit Ausnahme jener einen Stimme gegen Donizetti nicht der muſikaliſchen Richtung, ſondern der Oper überhaupt. Von Anfang an ertönt da und dort ein Weheruf, daß die Oper alles freſſe, daß man in Baſel daheimbleibe, ſobald „nur“ ein Schauſpiel auf dem Zettel angezeigt ſei, daß das Publikum eigentlich „opernſüchtig“ werde. Man nimmt berechtigten Anſtoß an dem oft unzulänglichen Textbuch; Halévys „Jüdin“ findet deshalb eine kühle Aufnahme, weil der Eindruck des Textes ſo peinlich ſei wie das „ſtundenlange Galvaniſieren eines Froſches.“ Um ſo leichter verſteht man die einhellige Begeiſterung für Meyerbeer. Bei erhöhten Preiſen wurde 1835/6 viermal hintereinander ſein „Robert der Teufel“ gegeben; um 5 Uhr begann man ſchon, um vor 10 Uhr ſchließen zu können! Und als dann 1839/40 noch die „Hugenotten“ dazu kamen, wurde der Komponiſt auch in Baſel ſo beliebt, daß er es mit dieſen zwei Opern allein auf 20 Vorſtellungen brachte! Trotz der langen Dauer und trotz erhöhten Preiſen, alſo trotz zwei Umſtänden, die im damaligen Baſel ſchwer ins Gewicht fielen.

Eine wertvolle Abwechslung brachten einige berühmte Gäſte ins Repertoire. Von den vielen Gaſtſpielen, die Mitglieder benachbarter Bühnen bei uns abſolvierten, teils als wirkliche Gäſte, teils als ſchnell herbeigeholte Erſatzmänner bei plötzlichen Erkrankungen hieſiger Künſtler, teils als Spieler auf Engagement hin, wollen wir nicht reden, wohl aber von einigen bedeutenden Erſcheinungen. Direktor Hehl gab von Freiburg aus ſchon nach Oſtern 1836 mit ſeiner Truppe einige Gaſtvorſtellungen; von

Werken, die den Baslern neu waren, brachte er Spontinis „Veſtalin“, Webers „Oberon“ und Roſſinis „Moſes“; ſeine Frau, eine geborene Unzelmann, hat es den Zuſchauern durch ihr diſtinguiertes künſtleriſches Weſen bald angetan. Gleich darauf, im Mai des nämlichen Jahres, öffnete ſich das Haus nochmals; die St. Galler Direktrice Nanette Ringelmann zog mit einer Truppe ein und brachte den berühmten Eßlair mit. Außer Raupachs „Bettler“ und Ifflands „Jägern“ bot die Truppe „Nathan den Weiſen“ und „Wallenſteins Tod“; Eßlair war aber damals ſchon ein alternder Mann (geb. 1772); viereinhalb Jahre ſpäter iſt er geſtorben; ſein Gaſtſpiel in Baſel fällt mithin ſchon in ſeine letzte Zeit, wo nicht mehr mit Vorliebe das klaſſiſche Drama, ſondern das bürgerliche von ihm gepflegt wurde. Die Titelrolle des auch in Baſel gegebenen „Eſſighändlers“ von Mercier war damals ſeine Glanzpartie.[1]) In der zweiten Hälfte des Monats März 1838 kommt Direktor Hehl, der nur die erſte Hälfte des Spielwinters 1837/8 in Baſel zugebracht hat, nochmals mit ſeiner Truppe von Freiburg. Was er damals von Vorſtellungen brachte, war ſehr verſchiedener Natur; „Der Pariſer Taugenichts“ von Töpfer und Babos „Otto von Wittelsbach“, dann Aubers „Guſtav III. oder der Maskenball“, das war noch kein beſonderes Verdienſt; daneben aber führte er auch die „Räuber“ auf und den „Hamlet“, ja er brachte, zum erſtenmal in Baſel, den „Figaro“ heraus, vor allem aber brachte er einen hochberühmten Darſteller mit, Wilh. Kunſt. Das iſt jener außergewöhnlich veranlagt geweſene Kunſt,

[1]) Eigentlich „la brouette du vinaigrier“, Drama in 3 Akten von Louis-Sébaſtien Mercier (1740—1814), dem Verfaſſer des einſt berühmten Werkes „le tableau de Paris“ und bekannten Bekämpfer Racines und Boileaus. Sein namentlich auf franzöſiſchen Provinztheatern vielgeſpieltes Stück iſt wahrſcheinlich in der Übertragung des Stuttgarter Schauſpielers Grunert gegeben worden.

der, eine Zeitlang mit Sophie Schröder verehelicht, in allen Anſtellungen das „Durchgehen“ oder plötzliche Abreiſen ganz eigentlich als Sport betrieben hat und dann in eine tragiſche Verſimpelung hineingeriet, aus der ihn zum Glück der Tod in Wien ſchon 1859 erlöſte. Sehr anerkennend ſprach ſich die Kritik auch über die Gaſtſpielabende der durchreiſenden Trouillet-ſchen Truppe aus, die ſich „compagnie française du théâtre de la cour R. et J. de Vienne“ nannte und in der erſten Oktoberhälfte des Jahres 1842 hier ſpielte. Luſtſpiele von Scribe und opéra-vaudevilles bildeten ihren Spielplan und feine Komik ſoll ihre Stärke ausgemacht haben. Ob es gerade feinere Komik geweſen iſt, können wir heute nicht mehr beurteilen; gelinde Zweifel daran weckt ſchon der Titel eines ſolchen Vaudevilles: „Passé minuit, folie vaudeville“ ꝛc.....!

Wenn von den Gäſten der Bühne die Rede iſt, ſo darf auch Frau Reiter-Bildſtein nicht vergeſſen werden, der wir unterm 12. November 1845 auch im Theater begegnen, wo ſie die Prinzeſſin Iſabella in Meyerbeers „Robert d. Teufel“ gab. Und ſchließlich läßt man ſich auch in der kritiſchen Zeit des Jahres 1848 den hohen Kunſtgenuß, die Rachel zu ſehen, nicht nehmen, trotzdem ein Rat mahnend ausſprach, es ſcheine ihm, daß „des Trauerſpiels genug ſeye“. Sie berührte Baſel auf einer ihrer zahlreichen Gaſtſpielreiſen mit einer Truppe vom „théâtre français“ und gab am 4. Juli Racines „Phädra“. Es geſchah dabei das für Baſel Unerhörte, daß man erſt um $7^1/_2$ Uhr begann und die Preiſe auf 5, 4, 3, 2 und 1 Franken erhöhte. Das Intelligenzblatt widmete ihrer künſtleriſchen Perſönlichkeit eine ausführliche Beſprechung und pries die gebürtige Aargauerin begeiſtert als die letzte Erbin der klaſſiſchen franzöſiſchen Tradition nach Talma. Die Rachel wiſſe vorzüglich dämoniſche Naturen darzuſtellen; es fehle ihr aber die lyriſche Seite, die jungfräuliche Innigkeit; doch falle dieſer Fehler auf

den Dichter, deſſen Figuren keine Entwicklungsmöglichkeiten zuließen außer einer „Perlenſchnur geſteigerter Effekte“.

* * *

Und nun noch ein Wort vom Publikum! Zwar hat es ſich indirekt ſchon genügend gekennzeichnet, wie wir oben ſahen. Die Bevorzugung der Oper, der Komödie leichteſter Art und des Singſpiels laſſen ſchon mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen, mit was für Leuten es die damaligen Theaterunternehmer zu tun hatten. Einige kleine Züge jedoch, die beim durchblättern alter Theaterzettel auffallen, müſſen noch erwähnt werden. Dabei drängt ſich ſtets wieder die ſchwere Frage auf: aus welchen Schichten der Basler Bevölkerung ſetzte ſich denn zumeiſt die Zuhörerſchaft zuſammen?

Wenn wir, wie oben ſchon angedeutet wurde, leſen, daß Vorführungen der nämlichen Stücke einmal vortrefflich beſucht waren, das andremal ein faſt leeres Haus fanden, ſo ſchließen wir heute ganz einfach daraus, daß ein feſtes Theaterpublikum noch gar nicht vorhanden war. Dieſe Beobachtung hat ſchon der gründliche Kenner der Theaterverhältniſſe in den „Basl. Mitteilungen“ von 1826 gemacht. Es fehle Baſel, meinte er mit Recht, der feſte Theaterbeſucherſtand, der ſich in ebenſo kleinen deutſchen Städten aus dem Offizierskorps, aus Studenten und beſſer ſituierten Kaufleuten zuſammenſetzte. Und wenn wir von einer Tellaufführung des Jahres 1839 hören, daß auf dem 1. Platz ganze vier Perſonen, in den Parkettlogen im ganzen zehn Perſonen zu ſehen, Parterre, 2. und 3. Rang aber ordentlich beſetzt waren, und dabei an den Kampf um das Sonntagstheater denken, ſo dürfen wir annehmen, daß das „beſſere“, ſtreng kirchlich geſinnte Baſel nicht durch allzugroße Teilnahme hervortrat. Wir wiſſen zwar wohl, daß der Beſuch einer Klaſſikervorſtellung zu keiner Zeit den Maßſtab für die

Beurteilung des Beſuchs überhaupt geben kann; trotzdem ſind dieſe Zahlen ſprechend, wenn man ſich erinnert, daß alle Direktoren über mangelhafte Beſetzung gerade der beſten Plätze klagten. Zu dem Schluß, daß nicht äſthetiſches Intereſſe, ſondern das Verlangen nach barer Kurzweil viele Leute ins Schauſpiel (hier denken wir nicht an die Oper!) trieb, und daß dieſe Leute den untern Ständen angehörten, berechtigen auch die zahlreichen Lockmittel, die die Direktoren anwandten, um die Zuſchauer heranzuziehen. Wenn Tänzer und Taſchenſpieler zur Mithilfe herbeigezogen wurden, wenn es etwa heißt: „Im 1. Akte, bei Gelegenheit des vorkommenden Maskenballs, werden Ad. und Roſa Klaß die Naſen-Galoppade tanzen“, oder wenn das Erſcheinen Geßlers und Berthas hoch zu Roß feierlich angezeigt wird; wenn man für die Wolfsſchlucht im Freiſchütz einen „brillanten Feuerregen“, und für ein Stück Neſtroys ein Spiel auf einer zweiſtöckigen Bühne in Ausſicht ſtellen muß, wenn bei Benedix' Luſtſpiel „Der Vetter“ der Direktor faſt entſchuldigend beifügt, der Titel ſei ſo einfach, das Perſonalverzeichnis ſo kurz, er dürfe „trotzdem“ einen vergnügten Abend verſprechen, ſo zeigt das alles doch, mit was für einem Bildungsniveau der Zuſchauer der Direktor zu rechnen hatte. Triumphierend zeigt z. B. Hehl im September 1847 an, daß er ſich einen vortrefflichen Maler und Maſchiniſten aus Lübeck verſchrieben habe. Daß bei einem feinern, kunſtſinnigen Publikum das Anpreiſen ſolcher Attraktionen nicht verfangen würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Das Publikum zeigte ſich denn auch gelegentlich ſolcher Lockmittel nicht unwürdig. Als Direktor Kramer in Laubes „Karlsſchülern“ Schiller darſtellte und die Maske in etwas verfehlte — die Naſe ſcheint etwas zu krumm geweſen zu ſein — wurde er mit ſeiner ganzen Leiſtung erbarmungslos ausgepfiffen. Daneben zeigt es ſich wieder von beneidenswerter

Naivität. Daß man Akteurs und Aktricen für gute Leiſtungen in den Tagesblättern beſingt und andichtet, iſt nichts Unerhörtes, ja einer ſchwingt ſich nach den „Hugenotten“ zu folgender Strophe auf:

„Drum auch den Männern, die mit edlem Streben
Gewirket, ſei ein Lebehoch geweiht;
Vor allem aber Meyerbeer ſoll leben,
Er ſchrieb für uns und für die Ewigkeit!“

Dabei wurde der „Lumpacivagabundus“ mit dröhnendem Beifall überſchüttet; einmal wurden dazu 50 Parterrebillets mehr ausgegeben, als der Raum eigentlich faſſen konnte! So geberdet ſich doch nur ein Publikum, das noch ganz und gar in den Anfängen der Erziehung zur Kunſt ſteckt, ein Publikum, das im Weſentlichen eine Vorſtellung doch nur als eine Reihe mehr oder weniger anziehender „lebender Bilder“ betrachtet. Da iſt es weiter gar nicht mehr verwunderlich, wenn ein Zirkus wie der berühmte Baſtien-Franconi im Klingenthal, der auch ein abwechslungsreiches Programm aufweiſt, dem Theater unerhörte Konkurrenz machte. Wenn aber dem ſo war, haben dann die Theaterfeinde ſo gar Unrecht gehabt, wenn ſie ſagten, das Basler Theater ſei nichts als ein Ort des plumpen Vergnügens? Man kann ſie verſtehen!

Der Liebling des Publikums war, wie überall und zu allen Zeiten, der Komiker. Baſel ſcheint in der beſchriebenen Zeit mehrere gute Kräfte dieſes Fachs gehabt zu haben wie Karſchin und Habakuk Blick. Sie luden etwa zu ihren Benefizvorſtellungen das Publikum in launigen Verſen ein, wie wir es auch noch in jüngſter Zeit erlebt haben. Improviſieren und Extemporieren war ihnen erlaubt; ſie haben davon reichlich Gebrauch gemacht; das beweiſen einzelne Scherze, die in mündlicher Überlieferung bis auf uns gekommen ſind. So ſoll Blick einmal mit Kreide einen Halbkreis um den Souffleurkaſten ge-

zogen und dazu geſagt haben: „Wenn den der Teufel holt, ſo ſind wir alle miteinander verloren!“ Man mußte ihnen auch vieles Anſtößige nachſehen. So bemerkt ein ſkeptiſcher Stadtrat bei Behandlung der Zenſurfrage, die vielen „extemporierten Anſtößigkeiten“ würden auch durch eine ſtrenge Zenſur der Stücke nicht aus der Welt geſchafft. Höchſt ungenierte Anzüglichkeiten des Komikers G. Karſchin gaben mehrmals zu Rügen und Reklamationen in den Tagesblättern Anlaß. Einmal leiſtete ſich Karſchin einen Witz über Eckenſteins „Baſilisken“. Profeſſor Eckenſtein rächte ſich dafür, indem er in der nächſten Nummer einfach von der nackten Tatſache der Anrempelung Notiz nahm und den Lällenkönig daneben druckte. Ein andermal gab dem Komödianten eine düſtere Schatzgräbergeſchichte vom St. Johann-Schwibbogen Anlaß zu allerhand frechen Anſpielungen auf Wucher und Geiz, die ſehr übel aufgenommen und bös gedeutet wurden. Karſchin beteuerte natürlich ſeine gänzliche Unſchuld. Eine dritte Geſchichte endete in einer erregten Zeitungsfehde. Karſchin hatte zu ſeiner Benefizvorſtellung beim Maler Haas einen Hintergrund mit baſleriſchen Motiven beſtellt. Die Zeit reichte dem Maler nicht hin, die Arbeit wurde nicht geliefert. Deshalb ſtellte der Komödiant an ſeinem Ehrenabend den Bürger vor allem Volk in gehäſſiger und ehrenrühriger Weiſe bloß; Maler Haas drohte mit gerichtlicher Klage und gab es dem „Poſſenreißer“ einſtweilen in derben Ausdrücken zurück; diesmal ſcheint Karſchin im Recht geweſen zu ſein; ſchließlich blieb keiner dem andern etwas ſchuldig. —

Soll ein Geſamturteil über Baſels Theaterbeſucherſchaft abgegeben werden, ſo müſſen wir ſchließlich nochmals auf die Spielpläne zurückweiſen und wollen es mit aller Vorſicht dahin faſſen, daß die Beſucherſchaft dem größten Teile nach muſikaliſches Opernpublikum war. Soweit ſie ins Schauſpiel ging,

zeigt ſie wenig Sinn für das literariſch Wertvolle; die Unzahl von leichten Stücken mit typiſchen Geſtalten und traditionellen Verwicklungen läßt eben auf die breite Menge, der es beim Herkömmlichen durchaus wohl iſt, ſchließen. Die Folgen dieſes Theaterbetriebs ſind heute noch da: man darf ruhig ſagen, daß noch heute das breite muſikaliſche Intereſſe auf Koſten des literariſchen lebt; unſere muſikaliſche Kultur iſt bedeutend größer als unſere literariſche.

* * *

Einen Teil der Schuld an den geſchilderten theatraliſchen Verhältniſſen trägt auch die Kritik in der Basler Preſſe jener Jahre. Nicht daß wir der naiven Anſchauung huldigten, als ob die Kritik jemals irgendwo direkt auf die Schauſpielkunſt gewirkt hätte! Dazu iſt der Schauſpieler im allgemeinen viel zu ſehr von ſeiner eigenen Unfehlbarkeit und dem Unverſtand des Kritikers überzeugt! Nicht daß Baſel in jener Zeit keine Theaterkritik beſeſſen hätte! Baſel und kritikloſes äſthetiſches Genießen iſt eine unvollziehbare Vorſtellung, und dieſer Satz ſelbſt eine ſo gemeine Dutzendwahrheit, daß man ſich ſcheut, ſie nochmals auszuſprechen. Die Schuld, die hier gemeint iſt, liegt nicht im Mangel an Kritik oder in ihrer beſondern Bösartigkeit; ſie liegt anderswo.

Die bedeutenderen Basler Blätter wie das „Intelligenzblatt", die „Basler Zeitung" und das „Tagblatt" bringen häufig eingehende Beſprechungen der Vorſtellungen. Vielfach geht wichtigen Erſtaufführungen auch eine Analyſe des Stückes voraus; ſie ſoll das Publikum zu einem verſtändnisvollen Anſchauen anleiten. So haben die Gutzkowſchen Stücke in den ſpätern vierziger Jahren vortreffliche Anzeigen erhalten; eine kurze Notiz über des damaligen Literaturpotentaten Leben und ſchriftſtelleriſche Tätigkeit hebt in einer ſo ausgezeichneten

Weiſe das Dialektiſch-Kritiſche in der Begabung des jungdeutſchen Führers und den Mangel an eigentlich dichteriſchem Schwung, dafür aber wieder das Talent zur Darſtellung der ſozialen Verhältniſſe ſeiner Zeit hervor, daß ſich noch ein Literarhiſtoriker von heute dieſes Eſſais nicht zu ſchämen brauchte. Die Beſprechungen der einzelnen Vorſtellungen ſind oft ſehr eingehend; ſelten wird das darſtellende Perſonal ſummariſch beurteilt. Die meiſten Kritiker fallen etwa über die Leiſtungen des oft ſchwachen Orcheſters her, tadeln die Säumigkeit des Maſchiniſten oder die Armſeligkeit der ſzeniſchen Ausſtattung. Meiſt geſchieht es artig, auf ſpaßhafte Weiſe, mit Witz, wenigſtens wo es einzelne trifft; auf den Chor darf man ſchon etwas derber einhauen. Einer rügt die „höchſt zweideutigen Trompeterſtückchen", ein andrer bittet das Fagott, keine improviſierten Soloſtellen anzubringen; der Maſchiniſt ſolle ſeine Schnüre *vor* der Vorſtellung, nicht in derſelben probieren; „den Baß des Herrn B. laſſen wir in Ehren; nur ſchreckt uns das Schütteln des Kopfes und das Aufreißen des Mundes, beſonders wenn eine jener donnernden, tremolierenden Intonationen erfolgt, deren ſeine mächtige Stimme ſowenig bedarf als unſre Nerven! Auch finden wir es bei einer gewiſſen Korpulenz nicht geeignet, ſich auf dem Boden zu wälzen . . ." Ein andrer greift zu dem Mittel poetiſcher Satire:

„Das Orcheſter ſeh ich vor Eifer glühn,
Die wackern Muſiker dampfen;
Der Direktor brauchte ſo laut doch nicht
Den Takt mit dem Fuße zu ſtampfen!"

Im ganzen wird die Kritik wohlwollend aber offen geübt; in jener Zeit hätte noch kein Schauſpieler wegen einer abfälligen Äußerung den Kritiker vor Gericht zu ziehen gewagt! Dafür ſcheint aber auch allgemein als Grundſatz gegolten zu haben, daß nur das Maß von öffentlicher Teilnahme den Maßſtab

für die zu ſtellenden Anforderungen ergeben dürfe, wenn ſchon einer einmal ausnahmsweiſe probiert, „heute nicht vom Standpunkte Baſels, ſondern von dem der Kunſt“ die Leiſtungen ins Auge zu faſſen. Wo die Kritik aber ganz alltägliche Faulheit wittert, da kann ſie auch mehr als deutlich werden.[1]) So rüffelt ſie einmal einen Muſikdirektor, der nicht einmal die Orcheſterſtimmen korrigiert hat, ganz gründlich und ſpricht von ihm als einem „Subjekt, das aller Energie und alles Selbſtgefühls ermangelt, deſſen Nachläſſigkeit und Lauigkeit alle Begriffe überſteigt.“ . . . In der Sprache hält ſie ſich meiſt nüchtern und verſtändig, und nie trifft man auf jenen übertriebenen pſychologiſierend-geiſtreichelnden Ton, wie er heutzutage beſonders ſemitiſchen Rezenſenten eignet. Um ſo mehr fällt einmal eine verhimmelnde Beſprechung der Madame Hehl in der Basler Zeitung auf, wo ganz und gar der Ton gewiſſer Blätter vom Ende des Jahrhunderts vorauszuklingen ſcheint: „Sie iſt Meiſterin jener Kontrapunktlichkeiten der Empfindungen, aus denen das Herz des Weibes ſeine Folie baut, die nie ein kleines Irrenhaus werden darf, die ſich vielmehr als Nachbildung der altteſtamentlichen Stiftshütte, als ein tragbares Gotteshäuslein giebt, in dem der Notbedarf des Lebens durch Roſenbrot, ein Surrogat des alten Tempel- oder Schaubrotes, repräſentiert, unter den Fittigen des Eros und Antieros ruhete, die hier das Wächteramt des altteſtamentariſchen Cherubim verrichten . . .“

Durchweg ſcheint die Kritik ſich des Ernſtes und der Bedeutung ihrer Aufgabe bewußt zu ſein; ſie hat keine Angſt vor dem Publikum; dröhnendem Beifall gegenüber betont ſie kühl das „testimonia non sunt numeranda, sed ponderanda“, ja ſie überſchüttet es beiläufig mit Spott, wenn es ſich alles

[1]) Vgl. Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ vom 13. Oktober 1907 „Aus den Tagebüchern des Basler Muſikdirektors Ernſt Reiter“ von Karl Nef. Der Gerüffelte iſt offenbar Reiters Vorgänger.

bieten läßt: ſie rät ſolchen, die auf Freiersfüßen gehen, angelegentlich, ſich eine Frau aus dieſem Publikum zu wählen, weil dieſe jedenfalls alles ertrage . . .

Durchweg ſucht die Kritik erzieheriſch zu wirken; ſie will das Intereſſe von dem „wahren Krebsſchaden“ koſtſpieliger Opern mit abſurden Texten ablenken und mehr dem Schauſpiel zuleiten. Für eine klaſſiſche Vorſtellung, wie z. B. für den „Fauſt“, machte das Intelligenzblatt die lebhafteſte Reklame; die Ratſchläge eines Rezenſenten der Basler Zeitung dagegen waren nicht durchaus glücklich. Der nannte Kotzebues Luſtſpiel in Bezug auf ſeinen feinen Weltton, die Menſchenkenntnis, die leichte Verwicklung der Handlung, die gefälligen dramatiſchen Effekte, „den hinreißenden Dialog voll raſcher, natürlicher Handlung“ geradezu klaſſiſch und empfahl dieſen Dichter und den in Situationskomik zwiſchen Weiße und Kotzebue ſtehenden Zeitgenoſſen Schillers, J. Fr. Jünger, den Verfaſſer des komiſchen Romans von „Huldreich Wurmſamen“, zur Aufführung; die Stücke dieſer beiden Dichter ſollten den Wienerſtücken die Wage halten!

Doch das ſind einzelne Verſtöße der Kritik, und ſie haben kaum Schaden angerichtet. Viel fataler iſt ihr periodiſches völliges Verſtummen, und zwar nicht nur in den Zeiten politiſcher Erregung wie bei der Verfaſſungsreviſion von 1846 oder beim Sonderbundskrieg, ſondern auch ſonſt. Hierin ſehen wir die „unſchuldige Mitſchuld“ der Kritik und der Preſſe an den theatraliſchen Zuſtänden. Die damalige Theaterkritik erſcheint durchaus abhängig von den zufälligen Perſonalverhältniſſen der Redaktionen. Hat ein Blatt einen Mitarbeiter, der zufällig etwas davon verſteht, ſo muß er tüchtig ins Zeug; nimmt er, wie z. B. der treffliche Berichterſtatter der Basler Zeitung anno 1836, ſeinen Abſchied, ſo verſtummt das Blatt für geraume Zeit. Daraus erwächſt aber dem Theaterweſen ein be-

deutender Nachteil. Jede Beſprechung, auch die kritiſch ſchärfſte, iſt für das Unternehmen eine Reklame. Das weiß jeder Direktor und jeder Schauſpieler; er will lieber heruntergemacht als totgeſchwiegen ſein. Und wo ein Publikum nicht ununterbrochen über das Theater auf dem Laufenden gehalten wird durch die Preſſe, da ſchläft auch das Intereſſe ein. Es iſt dies beim Theater nicht anders als auf dem literariſchen Markt: das ſtete Anpreiſen der Ware wirkt hypnotiſch auf die Menge; ein geiſtvoller Kritiker unſerer Zeit hat dieſe Machenſchaft das „Odolprincip in der Literatur" genannt.

Erſt nach und nach wird in theatraliſchen Dingen jene Lückenloſigkeit der Berichterſtattung Bedürfnis und Mode, die wir heute als etwas ſo Selbſtverſtändliches anſehen. —

* * *

In den obigen Ausführungen iſt verſucht worden, ein Bild Baſleriſchen Theaterlebens in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu entwerfen. Die Geſchichte des alten Theaters am Blömlein war der Hauptgegenſtand der Unterſuchung, die in dieſem erſten Teile bis zu der Kriſis um 1850 geführt iſt; ein ſpäterer zweiter Teil ſoll womöglich die Geſchichte bis zum Bezug des neuen 1875 begonnenen und 1904 abgebrannten Hauſes am Steinenberg weiterführen; vielleicht findet ſich auch einmal ein Darſteller für die Schickſale Thaliens im alten Ballenhauſe, die wir nur berühren konnten; unſer Staatsarchiv bietet dafür reichen Stoff.

Mancher hätte in der Darſtellung vielleicht einen andern Weg eingeſchlagen; bequemer wäre ein chronologiſches, den Spieljahren folgendes Beſchreiben geweſen; wir haben eine zuſammenfaſſende Darſtellung nach Stoffgebieten und Geſichtspunkten vorgezogen und glauben damit dem Leſer, dem der Stoff neu iſt, die Verhältniſſe überſichtlicher gemacht zu haben, zumal von

manchem kleinen Nebengebiet nur durch mosaikartiges Zusammentragen kleiner und kleinster Züge ein Bild zu gewinnen war.

Und wenn wir zum Schlusse die Entwicklung des Theaterwesens in dem geschilderten Zeitraum nochmals überblicken, so fallen uns zwei Dinge auf, die sich die ganze Zeit über wie zwei Gespenster im Basler Theaterwesen umtreiben: einmal die Ängstlichkeit und die prinzipiellen Bedenken so vieler Einwohner, die gerne ein Theater hätten und es gerne besuchten und dann der schlechte Besuch des Hauses. Und zwar hat es den Anschein, als ob diese beiden Faktoren sich gegenseitig bedingten: Aus Skrupelhaftigkeit wagt man es in weiten Kreisen der Bevölkerung nicht recht, für das Theater einzutreten oder es gar zu besuchen; und ist der Besuch schlecht, so zieht der Ängstliche für seine Bedenken wieder neue Nahrung daraus: „Der schlechte Besuch beweist eben doch, daß" u.s.w. . . . So kommt die dramatische Kunst selbst in Mißkredit, wie der Verfasser des Artikels „Ein Wink" im Intelligenzblatt bemerkte (4. Dez. 1849). „War das Theater doch hier bisher nur ein umgekehrtes Armenhaus, worin nicht die Armen gepflegt, sondern die Pfleger arm wurden . . ."

Basels Theatergeschichte stellt ein Stücklein baslerische Kultur- und Sittengeschichte dar; im Kampf für und wider das Theater zeigt sich ein guter Teil des Basler Charakters, zeigen sich baslerische Lebensanschauung und Lebenshaltung: Man möchte fortschreiten mit der Zeit, man möchte sich begeistern für alles Große und hinter andern nicht zurückstehen in der Pflege des Schönen; aber da sind Berge von orthodoxen und pietistischen Hindernissen zu beseitigen; und sind die religiösen Bedenken niedergekämpft, so steht dem ungetrübten Genuß noch anderes im Wege: die schwerfällige, nicht zu naivem Lebensgenuß geschaffene Art, der haushälterisch-utilitaristische Sinn, der überall meßbaren Gewinn sehen will, aber auch der gründliche kritische Sinn, dem es nicht leicht wird, über kleinere Unvollkommenheiten hin-

wegzuſehen. Denn das dürfen wir doch auch ohne weiteres annehmen, daß mancher Gebildete, der draußen an großen Theatern gute Vorſtellungen geſehen hatte, an den mittelmäßigen Leiſtungen Anſtoß nahm und deshalb lieber mit ſeinem Kunſtverſtand zu Hauſe blieb, als durch die prekären Verhältniſſe ſeine Luſt zur Kritik fortwährend herausgefordert zu ſehen.

Die Entwicklung der Stadt bringt es aber mit ſich, daß dieſer Kampf allmählich aufhört; ſchließlich iſt gar kein Kampf mehr da. Seine Hitze iſt vorüber, ſowie das Sonntagstheater einmal da iſt. Die größeren Verhältniſſe, in die das geſamte Leben einläuft, nehmen all dieſen Dingen ihre Schärfe. Und je größer die Verhältniſſe werden, deſto ſelbſtverſtändlicher findet man es, daß das ganze geiſtige Leben aus dem engen Rahmen des Hauſes hinausſtrebt. Es mag hier noch eine Anekdote vom alten Frommel Platz finden, die hiefür ein typiſcher Beleg iſt. Frommel hat ſie ſelbſt einem in Baſel eingebürgerten Landsmann erzählt. Kaiſer Wilhelm I. ſoll einſt ſeinen Hofprediger in erſtauntem Ton darüber zur Rede geſtellt haben, daß der fromme Mann am Sonntag Abend das Theater beſuche. Da ſoll Frommel etwa geantwortet haben: „Majeſtät, ich habe die Wahl zwiſchen dem Theater und der Nötigung zu Berlinerthee und Geſchwätz: da ziehe ich mit den Meinigen das Theater vor.“

Wir haben uns deshalb auch bei der Schilderung des Kampfes abſichtlich weder auf die Seite der Freunde, noch auf die Seite der Gegner des Theaters geſchlagen. Es kam uns nicht darauf an, zu urteilen, ſondern darzuſtellen und aus der Zeit heraus zu verſtehen. Auch für dieſes beſcheidene Forſchungsgebiet mag H. Taines Wort gelten: „La science ne proscrit ni ne pardonne; elle constate et explique.“ —

Zur Genealogie der Familie Euler in Basel.

Von Prof. Fr. Burckhardt.

Als man sich in Basel anschickte, den Tag festlich zu begehen, an dem vor zwei Jahrhunderten Leonhard Euler geboren wurde, wünschte ich zunächst für mich und zufolge freundschaftlicher Aufforderung auch für Andere, die sich für diese gewaltige Persönlichkeit interessieren, mit den Voreltern des Großen bekannt zu werden. Das ist nun an sich nicht schwierig, wenn man sich auf die Voreltern in einfach aufsteigender Linie beschränken will, da Leonhard nur um vier Generationen vom Stammvater entfernt ist; da aber diese Vorfahren sich in eine Verzweigung einreihen, die sich weit ausdehnt und die wieder recht ungewöhnliche Verhältnisse ausweist, so konnte ich mich mit dem beschränkten Resultate nicht zufrieden geben. Anderseits aber hat der Stammbaum solche Dimensionen angenommen, daß schon die Zusammenstellung der männlichen Sprosse, die den Namen vererbt haben, zu einer mit unübersteiglichen Hindernissen umgebenen Arbeit würde, die kaum einem der aufgewandten Mühe entsprechenden Interesse begegnete. Es handelt sich also darum, die Arbeit einzuschränken, ohne ganz Wesentliches zu übergehen.

Zu diesen Hindernissen sind zu rechnen die Zerstreuung der Familie in verschiedene Länder, namentlich nach der Pfalz

und deren Umgebung, die in Kriegsläuften ganz oder teilweiſe zerſtörten Kirchenbücher, anderſeits die mangelhafte Führung der Bücher, ſodann der Umſtand, daß zugleich Glieder verſchiedener Stämme mit dem nicht ſeltenen Namen Euler am gleichen Orte wohnten, endlich die häufige Wiederholung der gleichen Taufnamen.

Für das Folgende konnten neben den auf dem Civilſtandsamte Baſel vorhandenen Kopien der Kirchenbücher der verſchiedenen Gemeinden der Stadt, neben den Angaben von Leu-Holzhalb, den Verzeichniſſen von Mag. Weiß, den Ratsprotokollen, einigen Schriftſtücken im Beſitze von Frau E. Euler-Barth und den Arbeiten von Dekan J. J. Huber in Lauſen, hauptſächlich folgende Materialien benützt werden:

1. Der Original-Stammbaum der Euler'ſchen Familie, beſtehend aus acht großen Blättern, bearbeitet von Johannes Nicolaus Euler ([26]), Kapitän im Régiment royal Alsacien, im Jahre 1740, dermalen im Beſitze ſeiner Exc. des Generalleutenants Rigas von Euler-Chelpin in München.

   Für die gefällige Überlaſſung dieſer wichtigen Urkunde, die mir über verſchiedene Schwierigkeiten hinweggeholfen hat, bin ich dem Beſitzer zu tiefſtem Danke verpflichtet. Dieſer Stammbaum bildet auch die Grundlage der nachfolgend zu nennenden Schriften, die daraus richtige, aber auch unrichtige Angaben geſchöpft haben. Der Stammbaum trägt folgende nähere Bezeichnung:

   Genealogia Familiae Euler. De ejus stirpe in Helvetia et quomodo haec stirps se extendit in Palatiam ut et in Principatum Bipontinum, ut et ex hisce duobus locis ac Helvetia in alias proximas Regiones. Cu-

---

Anmerkung: Die den einzelnen Namen beigefügten Zahlen weiſen auf Tafel I.

jus ordo juxta genus et stirpem per Nicolaum Eulerum, Centurionem Alsaciae regiminis Gallici ostensus ac manifestus. Anno M.DCCXL.

2. Ein Aufſatz von Dr. jur. L. Heinrich Euler: Mitteilungen zur Frankfurter Familiengeſchichte in Mitteilungen des Vereins für Geſchichte in Frankfurt a/M. III S. 479—480.
3. Franz Euler: Genealogie der aus der Schweiz ſtammenden, von da in die Pfalz und andere Länder ſich verbreiteten Euler'ſchen Familie. St. Goar a. Rh.; Druck von Wilhelm Hemmerle, 1878.
4. Ein Auszug aus den Basler Kirchenbüchern, den Dr. Aug. Huber gemacht hat behufs Feſtſtellung der Vorfahren von Leonhard Euler zu Handen eines fernen Verwandten.
5. Ein Auszug aus den Zweibrückiſchen Kirchenbüchern, aufgeſtellt zu Handen von Dr. Auguſt Burckhardt von Joſ. Müller, Stadtſchreiber von Zweibrücken, am 16. Februar 1904.

Nachdem ich ſelbſt durch Auszüge aus den verſchiedenen zur Verfügung geweſenen Büchern und Protokollen meine Zuſammenſtellungen gemacht hatte, konnte ich mit Hilfe der genannten Dokumente meine Ergebniſſe kontrollieren und in nicht wenigen Punkten korrigieren, zugleich aber auch bei den Andern meine Korekturen anbringen.

Um eine Überſicht über die Verzweigung der Familie Euler in Baſel zu geben, habe ich dieſem Aufſatz eine Tafel I beigegeben, die keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit macht, ſondern nur einen orientierenden Zweck hat und neben einigen andern alle die Perſönlichkeiten enthält, die in der Arbeit erwähnt werden.

Im Laufe meiner Unterſuchung hat ſich die Notwendigkeit ergeben, einem Teil der Familie Euler in Baſel beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken und ihm eine Tafel III zu widmen.

Welches iſt der Urſprung des Namens Euler? Stammt er von einem Orte oder von einer Beſchäftigung, einem Amt, einer ſozialen Stellung? etwa wie Berner, oder wie Schneider, oder wie Ammann, oder Graf?

Es gibt ja, wie die Verzeichniſſe der neueſten Atlanten aufweiſen, einen kleinen Ort Euler in Böhmen und vielleicht noch in andern Gegenden und es haben ſchon Sprachkundige eine Ableitung von einem ſolchen Orte gewagt, jedoch ohne großen Anklang zu finden. Nach Grimms Wörterbuch der deutſchen Sprache heißt Euler nichts anderes als Töpfer, Hafner, figulus; der Name ſtammt ſonach vom Beruf. Die ältere deutſche Sprache kannte ein Wort Aul, im Lateiniſchen und Italieniſchen olla, Topf, und wohl auch verwandt mit *αὐλός* (eine große, runde, halsartige Öffnung); man lieſt z. B. ein weit Milchdöpfen, ein Aul! Mit dieſem Worte Aul wird man auch in Verbindung bringen können das Wort: der Oel als Hohlmaß; der Bernauer Oel hielt acht Napf; auch wird mit dieſem Wort ein ausgehöhlter Baumſtamm, ſowie ein Bienenkorb bezeichnet. Eine Würzburger Polizeiverordnung aus dem Ende des 14. Jahrhunderts ſagt: den Oelbeſchauern ſoll man geben von den ulen ein pf. Iſt auch der Gebrauch des Wortes Aul geſchwunden, ſo hat es doch ſeine Spur hinterlaſſen in Ortsnamen, beſonders in der Wetterau, wo die Eigennamen Aulenpfad, Aulweg (Weg nach den Lehmgruben), obere und niedere Aula heute noch vorkommen; und wenn wir in der Matrikel der theologiſchen Fakultät in Baſel Studierenden mit dem Namen Aulenbachius Bipontinus (1721 V. 17.) und Aulenbachius Offenbacco-Bipontinus (1726 II. 28.) eingeſchrieben finden, ſo werden wir uns auch an einem Orte Aulenbach zu denken haben. Nach Grimm ſoll das Wort in Schwaben und in der Schweiz verſchwunden ſein; da aber in Oberſchwaben ein Dorf Aulerdorf exiſtiert, in dem früher in ſtärkerem und bis in die

Lichtdruckanstalt Alfred Dittisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.

neue Zeit in geringerem Maße Töpferei betrieben worden iſt, wie mir der Ortsvorſteher berichtet hat, ſo dürfte die Behauptung Grimms etwas eingeſchränkt werden. In der Schweiz aber ſcheint mir ein Wort in dieſe Geſellſchaft zu gehören, nämlich der Auleſteg, eine kleine Brücke über die Thur bei Lichtenſteig, wo dieſer Fluß die Nagelfluhfelſen durchbricht und eine topfförmige Ausbuchtung bildet.

Derjenige, der den Aul bildete, hieß Aulner, Ulner, Eulner oder Euler[1]). Sollte dieſe Ableitung des Namens Euler noch bezweifelt werden, ſo führen wir ihn nach Frankfurt, aus welcher Stadt Dr. juris L. H. Euler in den Mitteilungen zur Frankfurter Familiengeſchichte folgendes berichtet:

Hier, wie in der ganzen Umgegend, kommt dieſer Name ſehr häufig vor, da er urſprünglich ein Handwerksname war, wie Schmidt oder Müller. Die Töpfer oder Hafner hießen nämlich auch Ulner, die Gegend am Weckmarkt hieß unter den Ulnern, das ſchmale Gäßlein dem Saalhof gegenüber wurde vor Zeiten vicus ollarum, die Ulnergaſſe genannt. Ebenſo führten mehrere Häuſer den Namen zum Ulner, zum alten oder halben Ulner und das Haus K 129 auf dem Römerberg liefert den Beweis, wie allmählich der alte in den neuen Namen überging. Es hieß 1494 noch zum Ulner, 1545 zum Eulner, ſpäter zum Euler, wie es noch jetzt genannt wird. So werden auch in Siegburg die Kannenbecker, welche Töpfe und beſonders die Mineralwaſſerkrüge aus der dortigen eiſenhaltigen Erde fertigen, in den ältern Urkunden Eulner genannt, ihre Zunft hieß 1552 die Aulnerzunft, und die Gegend, in der ſie beiſammen wohnten, die Euel- oder Aulgaſſe.

---

[1]) Eine große Zahl von Belegen, die ich hier nicht aufführen kann, verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn. Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer.

Man hat in ſpäterer Zeit auch den Verſuch gemacht, den Namen Euler mit Eule zuſammenzubringen, wobei man ſich wahrſcheinlich eine Ableitung wie Falkner von Falke gedacht hat, und mit dieſem Verſuche hat man das Familienwappen dieſer Ableitung einigermaßen angepaßt, wovon ſpäter die Rede ſein wird; ja man hat ſogar den Namen mit dem Worte Eile in Verbindung gebracht und behauptet, der Wahrſpruch der Familie ſei deshalb: Eile mit Weile! und dieſe Eile werde durch das ſpringende Reh angedeutet. Mir iſt dieſer Spruch doch wirklich nur als Wortſpiel am Ende der Leichenpredigt eines Familiengliedes Paulus ([15]) begegnet, wo es heißt:

Hätten unſer aller Wünſche die Würkung haben können, daß derſelbe noch eine zeitlang bei uns Fleiſch geblieben wäre, wir würden ihm gewüßlich das festina lente, das iſt: Herr Euler, eile mit Weile! zugerufen haben.

Da der Familienname in früherer Zeit Öwler geheißen hat, ſo iſt an eine Ableitung von Eile nicht zu denken.

In das Bürgerrecht der Stadt Baſel ſind folgende Perſonen aufgenommen worden:

1. Wolfgang Euler, aus Straßburg, am 12. Januar 1502, lt. Öffnungsbuch VII, Fol. 84.

   Von deſſen Familie iſt mir nichts bekannt; auch finde ich in den höchſt lückenhaften Kirchenbüchern keine Verzweigung dieſes Stammes, wobei ich nicht verhehlen will, daß am Anfang des folgenden Jahrhunderts Bürger mit dem Namen Euler bekannt werden, die ſich der folgenden Familie nicht einreihen laſſen. So begegnet uns ein Hieronymus Euler-Krug, der mit ſeiner Frau im Jahre 1610, wahrſcheinlich an der Peſt geſtorben iſt, und ein Hans Georg Euler, der 1611 ſich mit Eva Reekh (oder Riekh) verehelicht und von deren Verwandtſchaft ich keine beſtimmte Angabe machen kann.

2. Mittwoch, den 10. Aprilis Anno 1594: Sind Hans Georg Öwler (1) genannt Schölpin, von Lindaw, der Strehlmacher, und Chriſtoff Müller, der Schryner, von Hattſtatt, zu Bürgern angenommen, lt. Öffnungsbuch IX, 126.
3. Wendel Euler, Steinmetz von Aufhofen, iſt aufgenommen worden am 25. Februar 1611, wobei die beiden Mädchen Anna (geb. 1606 III. 13.) und Maria (geb. 1608 X. 31.) nicht aufgenommen wurden, während der Knabe Hans Jakob (geb. 1604 VI. 17.) in das Bürgerrecht eingeſchloſſen war. Dieſer Wendel Euler wurde am 14. April 1611 in die Spinnwetternzunft aufgenommen (Wendel yller der Steinmetz). Eine weitere Verzweigung dieſes Stammes iſt mir nicht bekannt. Aufhofen iſt ein kleiner Ort nördlich von Biberach, Würtemberg, Donaukreis.
4. Johann (Joan) Eyler, der Schneider, von Gambach usz der Wetteraw, kauft Bürgerrecht 1630, IV. 19. Gambach iſt ein Pfarrdorf nicht weit von Gießen. Wir wiſſen von dieſem neuen Bürger nicht viel.

Aus dem Protokoll der Schneidernzunft erfahren wir unter dem 3. Januar 1630, daß Meiſter Heinrich Kauff, der Schreiber, gegen Johannes Eyler, den Schneider, klagt wegen etlicher Scheltworte, die Eyler gegen ihn gebraucht. Demütig bat der Beklagte um Verzeihung ſeines höchlichen Verfählens; es ſei aus Unwiſſenheit und Weinfeuchte geſchehen; da er aber ſchon gewarnt war, wurde er zu drei Gulden verurteilt. Schon am 18. April fragt er bei der Zunft an, ob ſie ihn wolle als Bruder aufnehmen. Er erhielt den Beſcheid, daß die Zunft ſeiner in Gnaden gedenken werde, wenn er das Bürgerrecht werde erhalten haben; das geſchah am folgenden Tage gegen eine Gebühr von 25 Pfd. Nachdem er nun am 28. April ſein Probe- und Meiſterſtück gemacht, meldete er ſich wieder am 29. April und wurde zu Gnaden angenommen. Bald

darauf verheiratete er ſich mit Urſula Mäuchlin (am 1. Mai 1630); am 3. Auguſt hat er den Zunfteid geſchworen. Im Jahre 1674 iſt Johannes Euler, der Schneider, Eigentümer von Nr. 8 Gerbergaſſe.

Von größter Bedeutung iſt die Einwanderung des zweiten: **Hans Georg Oewler.** Da angegeben wird, daß er von Lindau her nach Baſel gekommen ſei, ſo iſt zu erwarten, daß über ihn nähere Auskunft aus Lindau erhalten werde. Die Informationen, die man früher und gegenwärtig dorther erhalten hat, ſtimmen miteinander nur teilweiſe überein; man wird den Unterſchied aus den Mitteilungen, die auf Anfragen hin erhalten worden ſind, leicht erkennen.

Auszug aus dem bei dem kgl. proteſt. Pfarramte zu Lindau befindlichen Geſchlechtsregiſter:

Daß das Familiengeſchlecht der Euler ſchon ſeit den Zeiten der Reformation großenteils als Landbewohner, zum Teil auch hie und da als Bürger in der Stadt anſäſſig geweſen ſei, das beweiſen unſere alten Kirchenagenden. Sie finden ſich folgendermaßen chronologiſch verzeichnet:

Anno 1576 Hs Jörg Ewler — Margar. Gablerin.

Anno 1578 Hans Ewler mit dem Zunamen Schelpin von Schechen, Anna Bernarin anhier.

Anno 1636 22. Maerz Hs. David Ewler, Bürger, Margar. Schalin, deren Kinder: 1. Hans Jörg 1640 25. Oktober u. ſ. w.

In fidem extractus. Lindau, den 2. September 1853.

Kgl. Landgericht.
Eckart, Landrichter.

Da aber der Stammbaum von 1740 die Angaben enthält: Hans Georg Öwler, genannt Chelpin, zu Lindau, uxor Catharina Schnell

und

Hans Georg Öwler, genannt Chelpin, bekam das Bürgerrecht zu Baſel und wohnte daſelbſt Anno 1594 (1572 wahrſcheinlich Geburtsjahr),

ſo erkundigte ich mich beim evangeliſchen Pfarramt in Lindau über die Verhältniſſe des Hans Georg Oewler und erhielt von Herrn Dr. Wolfart, Pfarrer, folgende Mitteilung, die ich in abgekürzter Form wiedergebe:

Die Familie Öwler (Euler) genannt Schelpin, Schölpin, Schölpe (Chelpin habe ich nie geleſen) kommt in jener Zeit (16. Jahrhundert) häufig vor, und die Zuſammenhänge ſind deshalb nie ſicher, weil die Kirchenbücher bei den Trauungen nie die Namen der Eltern angeben; man iſt daher auf Vermutung angewieſen. Unter dieſem Vorbehalt hat ſich ergeben:

Hans Schölpe, von Schachen, getr. mit Barbara Keſin, haben einen Sohn Johannes (geb. 1536 II. 17.), dieſer wieder einen Sohn Hans Oewler, genannt Schölpi, von Schachen, getr. mit Katharina Brombiſin (1558 VI. 26.), dieſe haben mehrere Kinder, darunter Georg (geb. 1565 I. 5.), dieſer kann der 1594 nach Baſel übergeſiedelte ſein. Ein Hans Georg kommt weder 1572 noch ſonſtwo vor.

Zweifellos richtig iſt das Datum der Aufnahme in das Basler Bürgerrecht: (1594 IV. 10); den Vater erwähne ich nach dem Originalſtammbaum ohne die Richtigkeit der Angabe belegen zu können. Nur leſe ich den Namen der Mutter nicht Schurg, ſondern Schnell, im Gegenſatz zu frühern Benützern. Und wenn von anderer Hand auf jenem Stammbaum hinzugefügt iſt, „vorher Canonicus und Capitular zu Conſtanz“, ſo möchte ſich dieſe Funktion kaum vereinigen laſſen mit dem

Berufe des Strählmachers, den Hans Georg, der Stammvater, ſein Leben lang getrieben hat.

Bevor wir deſſen Familienangelegenheiten weiter verfolgen, haben wir ein Wort der Erklärung des Ausdruckes Schölpi (ſpäter, wie wir erfahren werden, ins Franzöſiſche übertragen: Chelpin) zu ſagen.

Das Wort ſchelb hat immer die Bedeutung ſchief, krumm und hängt ſprachlich zuſammen mit ſcheel und ſchielen. Bei uns iſt es nicht mehr im allgemeinen Gebrauch, während es in der Sammlung für das ſchweizeriſche Idiotikon aus allen deutſchen Kantonen der Schweiz belegt iſt. Daß es in unſerer nächſten Nähe nicht ganz außer Gebrauch geſetzt iſt, beweiſt uns Jonas Breitenſtein in ſeinem Her Ehrli, wo er erzählt:

d'Schriber hai's woll gſeh und ummegſchelbet wie d'Schelme

d. h. hinübergeſchielt wie die Schelme. Anderwärts, ſo meldet man mir aus Lindau, ſo erfahre ich aus der Herrſchaft in Maienfeld, iſt das Wort ſchelb noch im Gebrauch: Er hat den Hut ſchelb auf. Es war alſo Schölpi ein Epitheton, nicht eben ornans, das einen Euler und ſeine Nachkommen vielleicht von andern Eulern als krummen oder ſchielenden unterſchied. In Baſel hat ſich der Beiname nicht erhalten; wie und wann er auswärts wieder auflebte, wird ſpäter berichtet werden.

Nachdem Hans Georg Oewler in das Bürgerrecht der Stadt Baſel und 1594 VI. 2. in die Zunft zu Safran aufgenommen war, beeilte er ſich, eine Familie zu gründen, indem er ſich ſchon 1594 VI. 17. vermählte mit Urſula Ringsgwandt (geb. 1573 VIII. 23.), der Tochter des Strählmachers Paul Ringsgwandt und der Anna Hügler. Er wohnte im Grünpfahlgäßchen in der Nähe der „Rimmelismühle". Seine Gemahlin ſtarb 1624 im Mai; er aber lebte über 90 Jahre und ſtarb 1663. In den Taufregiſtern ſind als Kinder dieſes Ehe-

paares sieben eingeschrieben, zu denen noch ein achtes gehört, dessen Fehlen ich nicht zu erklären vermag.

Sie sind dem Geburts- oder Tauftag nach geordnet folgende:

Hans Georg	1595	IX.	20.	Abraham	1602	XII.	19.
Remundt	1597		?	Susanna	1605	V.	2.
Anna	1598	X.	31.	Isaak	1608	II.	7.
Paul	1600	X.	26.	Jakob	1610	I.	8.

Vier der männlichen Nachkommen haben den Namen fortgepflanzt, nämlich:

I. **Hans Georg** (3), II. **Remundt** (4), III. **Paul** (4), IV. **Jakob** (5); von besonderer Bedeutung sind am Stammbaum die Aeste II. und III. (Beiläufig bemerkt ist der später vielfach vorkommende Name Paul in die Familie gekommen durch den Schwiegervater des Stammvaters, Paul Ringsgwandt).

Von diesen Söhnen wissen wir nicht viel; sie haben alle den Beruf des Vaters und Großvaters mütterlicher Seite angenommen, wurden also Strählmacher und zwei von ihnen haben in Zünften abwartende Stellungen angenommen, wie sich aus den Zunftprotokollen entnehmen läßt. Sie haben diesen Beruf getrieben unter den einengenden Bestimmungen einer Zunftordnung, die zu ewigen Reibereien und Zunftverhandlungen wegen der Übergriffe in fremdes Gebiet führten, selbst unter den nächsten Verwandten Zank und Unfrieden erzeugte und Verhandlungen von den richterliche Gewalt ausübenden Zunftvorgesetzten veranlaßte. Beginnen wir mit:

I. **Hans Georg** (3) dem Strälmacher, dessen Gattin ich nicht mit voller Sicherheit angeben kann, die aber wahrscheinlich Anna von Bruck hieß. In die Zunft seines Vaters wurde er aufgenommen 1620 III. 12., daneben aber erscheint er, was bei der häufig vorkommenden Zweizünftigkeit der Bürger wohl möglich war, als Stubenknecht auf der Zunft der Schifflit

vndt Fiſchkeiffer, in deren Protokoll am 18. Mai 1665 eingetragen iſt: Haben die Gn. Meiſtern mit dem Stubenknecht von zwey Jahren, als per 1663—1664 vnd biß Pfingſten 1665, Einnamb und Ausgab verrechnet, ingleichen ſeine zween Jahrlöhne, als Sechzig Pfundt gelts, vnd verbleibt d. Stubenknecht an Paarem Gelt, ſo er in Handen hatt, Eine Ehrenzunft ſchuldig: viertzig vnd zwey Pfundt, dreyzechen Schilling undt zween Pfenn.

bekenn Hans Georg Ewler, der älter.

(Da zu gleicher Zeit noch wenigſtens drei jüngere Hans Georg lebten, der Vater aber geſtorben war, ſo konnte ſich der Stubenknecht „der älter" nennen).

Ein kurzes Wort zur Erklärung des Amtes Stubenknecht, und zu Safran Oberknecht, mag hier am Platze ſein; wer mehr davon zu erfahren wünſcht, findet Solches im Basler Jahrbuch 1880, wo Prof. A. Burckhardt die Funktionen des Stubenknechts zu Weinleuten beſpricht, oder bei Dr. Traug. Geering: Leben und Treiben auf den Basler Zünften im Mittelalter 1886.

Jede Zunft hatte einen niederen Beamten, Stubenknecht oder Oberknecht genannt, dem eine Reihe von Funktionen übertragen war, ſo die Beſorgung des Zunfthauſes, Heizung, Reinigung, die Verwahrung der Geräte, worunter beſonders das Silberzeug, Becher, Löffel und Gabeln, die oft einen hohen Wert beſaßen, ferner des Leinenzeuges, des Tafelgeſchirres. Man war ſehr vorſichtig in der Wahl der Knechte und beſtrafte jeden Mangel an Sorgfalt durch Kündigung.

Da auf den Zunftſtuben Geſelligkeit gepflegt und mannigfache Feſtlichkeiten abgehalten wurden, ſo fiel dem Stubenknecht die Aufgabe zu, für alle Anordnungen zu ſorgen, den Gang zu überwachen, aufzupaſſen, daß der Ton in Rede und Tun ein anſtändiger blieb, die Beiträge einzuziehen und von Zeit zu Zeit mit dem Seckelmeiſter der Zunft abzurechnen. Auch

die Vorladungen zu zunftgerichtlichen Verhandlungen und Anordnung der von jeder einzelnen Zunft zu ſtellenden Wacht an den Ringmauern der Stadt gehörte in ſein Pflichtenheft. Die Stellen waren geſucht wegen der Naturalbeſoldung in Wohnung, Heizung und Salz nebſt einer je nach den Zünften verſchiedenen Baarbeſoldung; außerdem fielen dem Inhaber des Amtes bei verſchiedenen Anläſſen gewiſſe Gebühren zu.

In einem leidigen Streit erſcheint Hans Georg vor dem Zunftgericht (Schiffl. Buch 4, Prot. 1639—1670, S. 50):

Ebenmäßig hat Georg Euler, der Stubenknächt, klagend für- und angebracht, wie daß er vohr etwaß zeits mit Jacob Bettenhuſer in zween weidlingen nocher Straßburg fahren ſollen; als er nun in den weidling ſtehen wollen, wahr Jerg Klein herrvir Raſender weiß gekohmmen vndt ihm aus dem weidling geſtoßen undt er, Jerg Klein, mit Jacob Bettenhuſer weggefahren, als ſey nun wieder heim khommen vnd etwas wenig Zeit nocherwertz von Ihme, als er von einem druncKh khommen, Ihme ohne einige gebene vrſach angefallen: O du Strelmacher, du ſchelm vndt dieb, wollteſt du fahren u. ſ. w. Darüber er geandtwortet, es ſeige nit ohn, daß er in das gefehrt geſtanden, aber von den Scheltworden, ſo er gegen ihme ſoldt gethan haben, wiſſe er nit.

Iber ſein gethonen abdrit hat Herr Meiſter Munzinger angezeigt, er wiſſe wol zu erinnern, daß er Jerg Klein geſchmecht, vndt habe imme deßwegen frindlich abgemandt unt vermeldten, werde es ſchwerlich verandtworten khenen. Nach gethonem abdrit haben meine Hoch. Ehr. Herreen geraten vndt erkannt, daß er, Jerg Klein, wegen ſeines ungewaſchenen mulß, mit dem er menlich leſteret und ſchendt: Ihme Stubenknecht die Handt geben, vm verzichen betten, wiſſe nit als liebes vndt gutes, vnd ſo ihr in das künftig mit ihwerm leſterlichen Mull furdt faren, dergleichen klegden wieder kummen werden, ſolle

eih beydte Ehrenzunft abgeſchlagen vnd nimmer zugelaſſen werden. Gott wolle eich gutten Sinn vndt verſtandt verlihen, daß es dieſes nit wieders bedarf.

Hans Georg hatte zwar zwei Knaben, die aber früh ſtarben und demnach den Namen nicht fortpflanzten. Bedeutender war der Aſt

II. **Remundt** (3), geboren mutmaßlich 1597, im Basler Taufregiſter nicht enthalten, verheiratet 1622 mit Barbara Hofer (geb. 1599 XI. 27.), und verſtorben um 1665. Im großen Originalſtammbaum iſt von fremder Hand hinzugefügt: Starb als churpfälz. Kirchenrat in Heidelberg 1667. Wie wenig zutreffend dieſe Angabe iſt, wird nach dem folgenden einleuchten. Er war, wie ſein Vater und ſeine Brüder, Strälmacher, und als ſolcher in die Safranzunft aufgenommen (1620 XII. 24.), als deren Oberknecht er im Jahre 1649 IX. 23. von den Hochg. E. Herren aufgenommen und beeidigt wurde. In einem Rechtsſtreite mit der Familie Fäſch nennt ihn das Ratsprotokoll 1660 Strälmacher und 1661 Oberknecht zu Safran und in dem Heizrodel der Safranzunft, welcher die Beiträge der Zunftbrüder an die Heizung der Zunftſtube aufzählt, bleibt die Kolonne bei Remund offen, weil er als Oberknecht keinen Beitrag zu zahlen hatte, da er ſelbſt die Heizung beſorgte. Beim Jahrgang 1665 ſteht: Remund todt. Von ſeinen Nachkommen wird ſpäter gehandelt werden. Folgende Verhandlung, die im Erkanntnisbuch der Saffranzunft 5. II. 1534—1654, S. 110 enthalten iſt, führt uns zum dritten Bruder Paulus hinüber:

Strälmacher klagen wider einander.

Mitwochen den 24. Auguſti Anno 1631 ſeindt vor Rathsherrn, Meiſter vnd Sechſern erſchienen: Hans Georg Ewler der Jünger, und Paulus Ringsgwandt ſein Vetter, beed Strälmacher, vnd haben klagendt fürgebracht, das H. Georg Ewler der Elter, und ſeine zween Söhne, mit namen Remont vnd Paulus

Ewler, auch alle 3 Strälmacher, ſie der Ehren angezogen und geſchulten, Ihnen das Handwerck nidergelegt vnd den Geſellen verbotten, daß ſie Ihnen nicht meer arbeiten ſollen; dahero ſie nothalben verurſacht worden, für meine gn. Herren eines Ehrſamen Roth zu kerren, anzuheren, was ſie gegen Ihnen fürzuwenden: Hierüber Hans Georg Ewler mit ſampt ſeinen zween Söhnen dieſe Antwort geben, daß ſie wider ein ehren Handwerck handlen, ſie kaufen in der Metzg die Horn auff, ziehen junge Knaben teglich zu ſich, die ihnen die Horn in ihre Häuſer bringen, ja leſens auff vff der gaſſen, wie die Bettler. Das ſtande nun keinem ehrlichen Meiſter zu, dan ihr Ordnung außweiße, daß kein Meiſter ohn den andern Horn kauffen, ſondern handwercksgebrauch nach umbſagen ſollen, damit gemeinlich vnd vnerſchiedenlich ſolche underm ehren Handwerck verkaufft und außgetheilt werden, wie dan der 5 Punkten Ihrer bei Hand habenden Ordnung . ſolches außweiſt; bey welcher Ordnung ſie bis dato verplieben, der tröſtlichen Hoffnung, meine Gn. Herren werden ſie darbey handthaben ſchützen vnd ſchirmen vnd den Verbrechern den Lohn geben. Nachdem meine Gn. Herren klag vnd Antwort der lenge nach angehört und befunden, daß es nicht rümblich, daß Vater vnd Sohn alſo miteinander Streitten, weßwegen Ihnen mit allem Ernſte zugeſprochen worden vnd hierüber Erkant, daß ſie allerſeitz zufrieden ſein ſollen vnd ſol dies eine aufgehebte Sach ſein vnd keinem an ſeiner Ehren nicht ſchaden. Actum wie vorſteht.

In der Erwartung, daß durch dieſen ſalomoniſchen Spruch der Friede in der Familie wieder werde hergeſtellt worden ſein, wenden wir uns dem folgenden Aſte zu:

III. **Paulus** (4), der in frühern genealogiſchen Schriften als angeſehener Kaufmann bezeichnet wird, den wir oben ſoeben auch als Strälmacher kennen gelernt haben, und ebenſo als Angehörigen der Safran-Zunft; er iſt geboren 1600 X. 26.

und hat sich mit Anna Hoch (geb. 1606 XII. 15.) im Jahre 1623 vermählt. Dieser Ast an dem Stammbaum hat sich in den nächsten Generationen nicht stark verzweigt, ist aber darum für uns von hervorragender Bedeutung, weil ihm der große Mathematiker entsprossen ist.

IV. **Jakob** oder **Johann Jakob** (5), geb. 1610 I. 8, vermählt (1635) mit Cathar. Stähelin (geb. 1616 IV. 2.), war auch Strälmacher, wurde 1635 V. 3. auf die Zunft zu Safran aufgenommen und starb, nach der eintretenden Lücke im Heizrodel zu schließen, 1665/1666.

Während die ganze erste Generation nach dem Stammvater, als welchen wir Hans Georg, genannt Schölpin (1), anzusehen haben, sich den Beruf des Vaters wählte, tritt in der folgenden eine wesentliche und für die ganze Entwicklung des Stammbaumes bedeutungsvolle Veränderung ein.

Von dem ersten Aste, Hans Georg (2), ist nur wenig zu sagen; schon nach einer weitern Generation starb er ab, so daß er nicht mehr weiter in betracht kommt. Anders aber gestaltete sich der zweite Ast: Remundt (3). Von seinen teilweise in früher Jugend verstorbenen acht Knaben sind hervorzuheben: Hans Georg (6), Samuel (7), Johannes (8). Ich beginne mit

Hans Georg (6), Strälmacher, verheiratet mit Anna Rößler, hatte wiederum drei auf der Tafel nicht mit Ziffern bezeichnete Söhne, von denen der eine, Remund, 1660 VII. 30. geboren ward, Samuel 1665. X. 8. geboren, wahrscheinlich Torwart am Steinentor wurde, und der dritte, Hans Georg, geb. 1672. I. 18, Strälmacher war. Ich verfolge diese Zweige nicht weiter, da sie keine irgendwie markante Persönlichkeit zu enthalten scheinen. Die beiden andern Äste aber, die beginnen bei Samuel (7) und Johannes (8), verdienen eingehendere Beachtung.

Abweichend vom Familienberufe ergriff Samuel (geb. 1628

Digitized by Google

XI. 23.) das Studium der Theologie, wozu er in seiner Vaterstadt gute Gelegenheit fand. Nachdem er am Schluß seiner Gymnasialstudien deponiert hatte nach einem damals gebräuchlichen seltsamen Ritus, wurde er 1644 in die Rektoratsmatrikel eingeschrieben, d. h. ad lectiones publicas zugelassen, nach deren erfolgreichem Besuch er 1647/8 an die theologische Fakultät überging. Als Geistlicher aber wirkte er nicht in seiner Vaterstadt, sondern auswärts, in der Pfalz.

Als Veranlassung zur Übersiedelung nach der Pfalz sind die Wirren anzusehen, welchen dieses Land in kirchlicher und politischer Hinsicht von der Reformation an bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts ausgesetzt war, wobei bald die eine, bald die andere christliche Konfession die Oberhand gewann, wo auch die Lutheraner und die Reformierten einander in den Haaren lagen, die Gemeinden zur Annahme bald der einen, bald der andern Konfession gezwungen, die Kirchen bald der einen, bald der andern Richtung, seltener in toleranter Ausübung beiden zugleich eingeräumt wurden, überhaupt die Befriedigung religiöser Bedürfnisse abhängig war von der regierenden Persönlichkeit. Wie viele andere Geistliche, so wollte auch Samuel in diesen schwierigen Zeiten der reformierten Kirche der Pfalz und Umgebung dienen und nahm daher eine Pfarrerstelle an zu Münster an der Nahe (1654), später wurde er Pfarrer und Konsistorialrat in Pfeddersheim (pfälzisch gesprochen: Peddersheim), einem Dorfe, zugehörend zur Pfarrei Konken, und starb wahrscheinlich 1691 daselbst. Er war verheiratet mit Johanna Elisabeth Henrici, und da er Basel verlassen und auswärts geheiratet hatte, so bedurfte es eines besondern Ratsbeschlusses, wenn seine Kinder des Basler Bürgerrechts sollten teilhaftig werden. Wir lesen daher im Klein-Ratsprotokoll anno 1654 VIII. 2.:

Herr Magister Samuel Euler, Prediger Göttl. Worths zue Münster an der Nahe in der Churf. Pfalz, welcher sich drunden

verheuratet (hat), hat supplicando underthenig angehalten, daß die Kinder, so Ihnen der liebe Gott beschören werde, khünfftiglich sich auch des alhiesigen Burgrechten zu befreuwen haben und für Burger gehalten werden möchten.

Beschluß: Bewillgt, jedoch daß es künfftigs in khein consequenz gezogen werde.

Von den Kindern Samuels sollen die beiden Söhne Joh. Jakob (14) und Paulus (15) besonders hervorgehoben werden. Noch in den Kinderjahren wurden sie zur Schulung und Erziehung nach Basel geschickt und der Aufsicht des Großvaters (Remundt 3) und Urgroßvaters (Hans Georg 1) anvertraut, „welche grauen Häupter durch die Enkelchen und Urenkelchen erfreut und erquickt wurden."

Beide haben Theologie studiert, beide sind gleichzeitig in Basel ad lectiones publicas zugelassen worden 1668 III. 10, beide in die Matrikel der theologischen Fakultät eingeschrieben 1672 VII. 3, beide miteinander ins Predigtamt aufgenommen worden, nachdem sie ihre Studien unter Peter Werenfels, Johann Zwinger und Lukas Grenler mit Erfolg vollendet hatten, und beide haben gemeinsam eine Probepredigt bearbeitet, von der der eine die erste Hälfte, der andere die zweite vortrug. Als Kandidaten übernahmen sie aushilfsweise hier und dort geistliche Funktionen.

Johann Jakob (14) kehrte in die Pfalz zurück und wurde Pfarrer in Neckarau, damals einem kleinen Orte südlich von Mannheim, jetzt Stadtteil von Mannheim; er überlebte seinen jüngern Bruder; sein einziger Sohn Johann Paul war Chirurg, mit ihm starb der Zweig ab. Paulus aber wurde Kantor am Basler Münster, mit welchem Amte die Aufsicht über den Unterricht im Singen geistlicher Lieder am Gymnasium verbunden war. Aus seiner Stelle wurde er entlassen laut dem Ämterbuch mit einem nichts weniger als löblichen Prädikate, und da

ſein alternder Vater, damals in Pfeddersheim, den Wunſch ausſprach, ſeinen Sohn vor dem Tode noch zu ſehen und zu hören, ſo entſchloß ſich dieſer Baſel zu verlaſſen. Die Perſonalien in ſeiner Leichpredigt geben an, daß er 1683 Pfarrer wurde in Kontwig, 1691 in Pfeffelbach, 1721 in Baumholder und endlich 1722 in Kuſel; daneben paſtorierte er Proteſtanten im benachbarten Naſſauiſchen während 24 Jahren; 1719 wurde er Inſpektor im Kreiſe Lichtenberg und Konſiſtorialrat. Als Pfarrer von Kontwig verheiratete er ſich (1685 II. 10.) mit Anna Philippina Liot von Ludwyller, mit der er mehr als 46 Jahre in der Ehe lebte und ſechs Söhne und vier Töchter erhielt. Er ſtarb 1731 IV. 1. in Kuſel. In ſeiner Leichenrede iſt das früher erwähnte festina lente gewünſcht worden. Seine Kinder ſind nicht wieder dauernd nach Baſel zurückgekehrt; nur ein Sohn, Johannes ([89]), hat hier Theologie ſtudiert, hat ſich faſt gleichzeitig (1712 VII. 8.) in die Matrikel des Rektors und (1712 VII. 10.) in die der theologiſchen Fakultät eingeſchrieben und durch die nähere Bezeichnung „Joh. E. Pfeffelbachico-Palatinus“ als Sohn des damaligen Pfarrers von Pfeffelbach zu erkennen gegeben.

Es iſt mir über ihn nichts Anderes bekannt, als was Franz Euler in der Genealogie ausſagt, er ſei als Theologe in Königsberg geſtorben, wahrſcheinlich im Jahre 1727. Ein anderer Sohn Paul wurde Goldſchmied, wie auch deſſen Sohn Joh. Paul.

Der zweite Sohn von Remundt ([3]), der an dem Stammbaum einen neuen Aſt anſetzte, war Johannes ([5]) (geb. 1632 XII. 3.). Auch er ſtudierte in Baſel Theologie, kam 1648/9 ad lectiones publicas, 1652/3 in die theologiſche Fakultät, und machte 1657 das Examen pro ministerio. Im Jahre 1662 wurde er auf Pfingſtmontag nach Zweibrücken berufen und nach halbjährigem Vikariat am 19. Dezember 1662

der Gemeinde als Pfarrer vorgestellt. Am 10. März 1663 verehelichte er sich mit Jgfr. Juliana Conradi, des Herrn Johann Conradi, fürstl. Pfältz. Zweybrückischen Oberkellers ehelicher Tochter; die Ehe wurde eingesegnet durch Inspektor Joh. Christian Neuhard.

Da der von Basel abwesende, mit einer Fremden verheiratete Johannes Gefahr lief, für sich und die Nachkommen das Bürgerrecht Basels zu verlieren, so verwendete sich für ihn mit Schreiben vom 4. Mai 1664 bei der hiesigen Regierung seine fürstl. Durchlaucht, der Pfaltzgrav bei Rhein, Friedrich Ludw der letzte der reformierten Zweibrücker Herzoge:

„Für herrn magistrum Johannem Ewlern, pfarrherr zu Zweybruckhen, so sich drunden verheurathet umb auffhe burgerrechtens für ihne, sein weib und kinder, und ist er selbst in seiner underthänigen bitt angehört, sein fraw ist Herrn Pau Conradi Oberkellens tochter."

Beschluß: Ist ihm Willfahr erzeigt, die fraw und je lebendes kind ins Burgerrecht eingeschlossen und ihme uffzu halten bewilligt. Die frau heißt Juliane Charlotte Conrad

Aus dieser Ehe stammten 7 Söhne und 4 Töchter. De Vater starb 1686 IV. 26., die Mutter aber 1716 III. 10 Zwei seiner Söhne, die beiden Theologen, haben der Leichen rede und den Personalien lateinische Epicedien beigegeben.

Von den Söhnen interessieren uns folgende drei:

Friedrich Ludwig ([16]), Wilhelm Ludwig ([17]), Joh. Paulus ([18]).

Friedrich Ludwig ([16]), geb. 1667 IX. 24., gest. 1747 X. 31, erscheint in der Matrikel des Rektors 1684 X. 1. In das Basler Ministerium aufgenommen 1691 hat er in Basel selbst nie gedient, löste seinen Vetter Paul ([15]) in Kontwig ab, blieb daselbst bis 1695, wurde Pfarrer in Wolfersweiler, ver-

Jakob, Chirurgus.

Kfm., Rotterdam,
II: Abigail Gsell. | 38 Christof, n. 1743 V 1, ob. 1812.

Heinrich, Kunst-
aler, n. 1719 XII 7,
. 1750 IX 8,
I: Cath. Imhof,
p. 1746 IX 26,
. 1747 VII 31,
II: A. Mg. Hugel-
offer, cop. 1750
13, ob. 1750 XII 6.

Conrad, Pf. Nidda,
1719 IV 2,
. 1785 III 20.

Jakob, Schiffsleut.
tavia, n. 1720 VI 23,
1783 XII 29.

n Rudolf, n. 1728
25, ob. 1757 III 6.

n Ludwig, n. 1731
16.

el, n. 1717 IX 28.

heiratete ſich mit Mar. Suſanna Ritter. Von ſeiner Nachkommenſchaft wird noch Einiges zu berichten ſein.

Wilhelm Ludwig ([17]), geb. 1669 IX. 7., geſt. 1721 I. 29, machte ſeine theologiſchen Studien mit dem um zwei Jahre älteren Bruder in Baſel, wurde 1694 Pfarrer in Waldmohr und von 1712 an in Baumholder. Er verheiratete ſich mit Maria Rauſch.

Johann Paul ([18]), geb. 1675 VIII. 9., geſt. 1750 III. 10, war in den Jahren 1734—1750 Stadtſchultheiß in Zweibrücken. Er verheiratete ſich mit Margaretha Hermann von Baſel (geb. 1668 VII, geſt. 1759 I. 6., alſo 90½ Jahr alt).

Über die Nachkommenſchaft dieſer drei Brüder ſei folgendes erwähnt:

Jeder der beiden erſten hatte einen Sohn Johannes ([23·25]), beide ſtudierten gleichzeitig in Baſel Theologie (1723 XII. 2.); der eine iſt eingeſchrieben als Volfervillo-Bipontinus, der andere als Baumholdero-Bipontinus; der erſte wurde 1730 V. 22. Pfarrer in Hornbach und ſtarb daſelbſt 1733, der zweite wurde zuerſt Pfarrvikar, von 1732—1736 Pfarrer in Annweiler, 1736—1746 in Rehborn, 1746 in Boſenbach, 1748 in Baumholder; er ſtarb 1756.

Außer dieſem Sohne Johannes hatte aber Friedrich Ludwig ([19]) noch zwei Söhne, die zu nennen ſind, teils weil ihre Nachkommen in gewiſſer Beziehung ſtehen zu dieſer Sammlung von Notizen zur Genealogie der Familie Euler, teils weil darunter eine in weitem Kreiſe bekannt geweſene Perſönlichkeit ſich befindet. Um deren Verwandtſchaft mit Friedrich Ludwig deutlich zu machen, habe ich die nebenſtehende Tafel II aufgeſtellt.

Tafel II.

Friedrich Ludwig (16),
Pfarrer in Wolfenſweiler.

	Johann Friedrich (22) Gerichtsſchöffe zu Wolfenſweiler.	**Adolf Balthaſar** (24) Landſchafts-Kommiſſar, in Cuſel.
Karl, Pfarrer zu Berſchweiler.	**Jakob,** Stabsarzt zu Ingolſtadt.	**Heinr. Ludwig Chriſtian,** Oberamtmann in Homburg.
Adolf Hugo, Superintend. Baumholder.	**Karl Felix,** Oberpoſtmſtr. Nürnberg.	**Heinrich Konrad,** Prokuriſt.
Karl Philipp, Direktor Centralturnanſtalt Berlin.	**Rigas v. Euler-Chelpin,** Generalleutnant, München.	**Ludwig Heinrich,** Dr., Juſtizrat, Frankfurt a. M.

Franz Euler, der Verfaſſer der Genealogie, ſtammt ab im fünften Gliede von einem weiteren Bruder Friedrich Ludwigs, mit Namen **Johann Dietrich.**

Von den in dieſer Tafel am Schluß genannten Deszendenten hat der erſte, Karl Philipp, während vieler Jahre als Leiter der preußiſchen Central-Turnlehrer-Bildungsanſtalt in Berlin der Schulturnſache große Dienſte geleiſtet.

Der zweite, Exc. Rigas v. Euler-Chelpin, Generalleutenant in München, iſt der Beſitzer des Originalſtammbaumes, deſſen ich pag. 70 gedacht habe; ſein Vater, einſt k. bayeriſcher Oberpoſtmeiſter und Obereiſenbahndirektor zu Nürnberg, wurde im Jahre 1884 in den erblichen Adelsſtand erhoben, zugleich wurde ihm eingeräumt, dem Namen Euler wieder Chelpin hinzuzufügen und abweichend von den andern Familiengliedern ein Wappen zu führen, von dem ſpäter noch wird die Rede ſein.

Der dritte iſt der pag. 71 genannte Verfaſſer der Mitteilungen zur Frankfurter Familiengeſchichte.

Endlich habe ich noch eine Bemerkung über die Deszendenz von Franz Euler, siehe pag. 71, hinzugefügt.

Nach diesem Exkurse in die neueste Zeit kehren wir zurück zu Joh. Paul ([18]), dem Stadtschultheißen, der wieder ein Verbindungsglied der Pfälzer Linie mit Basel bildet und von dem drei Söhne namhaft zu machen sind:

1. Joh. Nicolaus ([26]), geb. 1698 XII. 1., vermählt mit Dorothea von Blondin, Kapitän im Régiment royal alsacien. Nicht um besonderer militärischer Leistungen willen verdient er nicht übergangen zu werden, sondern darum, weil er sich bemüht hat, einen möglichst vollständigen Stammbaum der Familie bis zum Jahr 1740 zu erstellen, denselben, dessen Original Se. Excellenz Oberstleutnant R. von Euler in München besitzt. Er besteht aus acht großen Blättern und bildet die Grundlage aller bisherigen Besprechungen der Euler'schen Familie. Glücklicherweise ist er in der Hand eines Familienangehörigen, der mit verdankenswerter Liberalität Jedermann Einsicht gönnt, der der Familiengeschichte Interesse entgegenbringt. Für mich war es sehr wertvoll, diesen Stammbaum einige Zeit unter den Augen zu haben, weil er mir verschiedene Lücken, die ich auf keine andere Weise beseitigen konnte, ausfüllen half.

Joh. Nicolaus hat aber noch ein anderes Verdienst, wenn man es so nennen will; um seinen einfachen Namen einigermaßen auszuschmücken, fügte er zuerst das ins Französische umgeformte Schölpi, nämlich Chelpin hinzu, und der Familienzweig, dem der Besitzer des Stammbaums angehört, hat, wie gesagt, diese Bezeichnung bis heute behalten.

2. Johannes Paul ([27]), geb. 1700 XI. 11., gest. 1766, VII. 9., wünschte wieder in das Bürgerrecht von Basel aufgenommen zu werden und wieder hieher überzusiedeln. Das Ratsprotokoll vom 22. Dezember 1722 enthält folgende Angaben:

Joh. Paulus Euler von Zweibrucken wird gegen Bezahlung von 50 Species-Thalern als ein alter Bürger betrachtet. Seine Großeltern waren: Johann Euler und Juliana Charlotta Conradi; ſein Vater war Johann Paulus Euler. Für Gewährung dieſes Geſuches mag förderlich geweſen ſein, daß Joh. Paul eine Baslerin zu heiraten beabſichtigte. Die Ehe wurde geſchloſſen 1725 III. 12. mit Urſula Iſelin (geb. 1701 II. 21., geſt. 1755 III. 28); der einzige Knabe unter den Kindern, Joh. Paul, ſtarb $5^1/_2$ jährig. Der Vater trat als Kaufmann in die Zunft zum Schlüſſel und wurde Sechſer dieſer Zunft 1744, d. h. Mitglied des großen Rates.

3. Johann. Friedrich ([28]), geb. 1702 VI. 1., geſt. 1749 II. 18., kam ebenfalls aus Zweibrücken wieder nach Baſel. Über ſeine Wiederaufnahme ins Bürgerrecht finde ich nichts im Ratsprotokoll. Er vermählte ſich 1728 III. 1. mit Anna Maria Müller, wurde Gerichtsherr und Sechſer zu Weinleuten im Jahr 1741. Ein Sohn Martin ([35]), der ſich 1750 III. 2. mit Anna Margareth Faeſch verheiratete, hatte zwar 6 Söhne und 2 Töchter, von den Söhnen hat aber keiner den Namen fortgepflanzt.

Wir gelangen nun zur Nachkommenſchaft des dritten Sohnes des Stammvaters, nämlich Paulus ([4]), der wie wir geſehen haben, nicht Kaufherr (wie S. Schultz-Euler angibt), ſondern Strälmacher war. Von ſeinen beiden Söhnen hat Hans Georg ([9]) Strälmacher und Ratsbote, ſich mit Maria Tſchientſche vermählt (1696 IV. 26) und einen Sohn Joh. Jakob (geb. 1699 VII. 18) und einen zweiten Sohn Paul (geb. 1701 VII. 21, geſt. 1766 VII. 9.) erhalten. Von einem weitern Wachstum dieſes Zweiges iſt mir nichts bekannt.

Der andere Sohn aber, Bruder von Hans Georg, hieß Paulus ([19]) (geb. 1665 VIII. 3.) verheiratete ſich (1669) mit Anna Maria Gaßner (geb. 1643 VI. 28., geſt. 1712 V. 18).

Er war auch Strälmacher und als ſolcher 1671 III. 22. in die Zunft aufgenommen. Aus dieſer Ehe entſproß Paulus (18) (geb. 1670 II. 16., geſt. 1745 III. 11.).

Dieſer widmete ſich nicht dem Beruf, den Vater, Großvater und Urgroßvater betrieben hatten, ſondern ſtudierte Theologie, wie mehrere ſeiner entfernteren Vettern vor ihm, mit ihm und nach ihm. In den Matrikel des Rektors iſt er eingeſchrieben 1685 X. 1. und in den Matrikel der theol. Fak. 1688 XI. 9. Nach vierjährigem Studium, die er nicht auf Theologie beſchränkte, ſondern unter der Leitung von Jakob Bernoulli, dem älteſten der großen Mathematiker, auch auf dieſe Wiſſenſchaft mit Erfolg ausdehnte, wurde er 1693 in das Miniſterium aufgenommen, 1701 Pfarrer im Waiſenhaus in Baſel, 1703 VIII. 28. Pfarrer in St. Jakob und 1708 VI. 27. in Riehen, nachdem er ſich 1706 mit Margaretha Brucker verheiratet hatte.

In der letzten Pfarrei war ſein Vorfahren im Amte Bonifacius Burckhardt, welcher der Gemeinde 23 Jahre lang treulich gedient, auf der Kanzel einen Schlaganfall erlitten hatte und 1708 VI. 21. ſeines Alters 52 Jahr, 4 Mon. geſtorben war. In welch beſcheidener, ja dürftiger Weiſe der Pfarrer in Riehen wohnen mußte, erfahren wir aus den Supplikationen, die Euler an das Departement richtete, um beſſere Wohnungsverhältniſſe herbeizuführen. So erfahren wir aus dem Jahre 1712, daß Pfarrer Euler den Deputaten ein Bittgeſuch einreichte um Renovation des Pfarrhauſes, das große Mängel zeige; es enthielt nur zwei Stuben, nämlich eine Studierſtube und eine Wohnſtube. Der Vorgänger im Amte, der drei Jahre krank geweſen, mußte die Studierſtube dem Vikar einräumen, er ſelbſt aber in der Wohnſtube unter neun Kindern im Bette ſein.

Pfarrer Euler ſelbſt teilte die große Zahl der Kommunikanten in zwei Teile; für einen Gehilfen mußte er eine Stube in der Nachbarſchaft entlehnen. Er hat im Kirchendienſt ver-

ſchiedene Änderungen ein- und durchgeführt, die auch in der Stadt Anklang gefunden haben und ſogar heute noch beſtehen, ſo die öffentliche Konfirmation mit ernſtlicher Erinnerung an das Taufgelübde und die dem ſonntäglichen Jugendgottesdienſt vorangehende Vorkinderlehre, die er aber in einem kalten, unheizbaren Raum abhalten mußte, da die Studierſtube zu oberſt im Hauſe die Kinderſchaar nicht faſſen konnte.

Dieſes Pfarrhaus, ſo beſchränkt und beſcheiden, würde wohl in der Geſchichte der Wiſſenſchaften trotz allem pfarramtlichen Eifer und allen Tugenden der Bewohner kaum genannt werden, wäre es nicht die Stätte, an der Leonhard [29] ſeine Jugendzeit verbracht, ſeine erſten Eindrücke empfangen hat, der über allen Ruhm Erhabene, dem ſein alter Lehrer, Johannes I Bernoulli, einſt ſeine Briefe adreſſiert hat: viro celeberrimo atque longe eximio, oder viro incomparabili Leonhardo Eulero, Mathematicorum Principi, der am 15. April 1707 in Baſel geboren und am 18. September 1783 in Petersburg geſtorben iſt.

Ein zweiter Sohn des Pfarrers in Riehen Johannes Heinrich [30] wurde geboren 1719 XII. 7., er war Kunſtmaler, verheiratete ſich in erſter Ehe 1746 IX. 26. mit Katharina Imhof, die an der Geburt des erſten Kindes 1747 VII. 31. ſtarb, dann in zweiter Ehe mit Anna Margaretha Hugelſchoffer 1750 IV. 13.; er ſtarb 1750 IX. 8. und ſeine Witwe 1750 XII. 6.

Leonhard Euler hatte zwei Schweſtern, nämlich:

1) Anna Maria geb. 1708 VIII. 19., geſt. 1778 V. 29.; ſie vermählte ſich 1731 II. mit Chriſtof Gengenbach geb. 1706 IV. 20., geſt. 1770 VII. 3, Organiſt am Münſter.

2) Maria Magdalena geb. 1711 11. XI., geſt. 1799 VII. 23.; ſie verheiratete ſich 1731 XI. 6. mit Joh. Jakob Nörbel S. M. C. geb. 1705 IV., geſt. 1758 X. 24., der zugleich

mit Bernhard Euler die prima laurea erhalten hat (1722 VI. 9.) und unter dem gleichen Dekanate, wie dieſer (1724 I. 19.) in die Matrikel der theologiſchen Fakultät eingetragen iſt. Er war ſpäter Pfarrer in Lauſen (bei Lieſtal). Ein Knäblein dieſes Pfarrers, Johann Jakob, hatte als Pathen ſeinen Onkel Leonhard, den Profeſſor Matheseos sublimioris in Petersburg, der ſich beim Taufakt durch den Schwager Gengenbach vertreten ließ.

Da es nicht in meiner Abſicht liegt, die Nachkommenſchaft von Leonhard weiter zu verfolgen, weil ſie nie mehr nach Baſel zurückgekehrt iſt, ſondern ſich im Ausland verbreitet hat, in einer mir nicht bekannten Weiſe, ſo will ich mich zum Abſchluß dieſes Aſtes des Eulerſchen Familienſtammes darauf beſchränken, die drei Söhne (erſter Ehe) namhaft zu machen, von denen heute noch Nachkommen leben. Dieſe drei Söhne ſind:

1) Johannes Albrecht ([86]) geb. 1734 XI. 27. in Petersburg, geſt. 1800 IX. 8. Wurde 1754 unter die ordentlichen Mitglieder der Akademie in Berlin aufgenommen, 1758 Aufſeher über die königliche Sternwarte, verheiratete ſich mit Anna Charlotta Sophia Hagemeiſter (geſt. 1805 XI. 13.), kam 1766 nach Petersburg, führte die Aufſicht über die Militärſchulen und arbeitete in der Mathematik teils ſelbſtſtändig, wobei ſieben ſeiner Preisſchriften gekrönt wurden, teils in Verbindung mit Andern zur Unterſtützung ſeines blinden Vaters.

2) Karl ([87]) geb. 1740 VII. 15. in Petersburg, ſtudierte Medizin, ohne deshalb die Mathematik ganz aufzugeben. Er wurde Kaiſ. Ruſſiſcher Kollegienrat und ſtarb 1790 III. 7.

3) Chriſtof ([88]) geb. 1743 V. 1. in Berlin, wurde Soldat. Bei der Ueberſiedelung des Vaters nach St. Petersburg erhielt dieſer Sohn die Erlaubnis nicht, aus der Armee auszutreten. Erſt der Verwendung der Kaiſerin Katharina gelang es, dieſe Erlaubnis zu erwirken. Er kam alſo 1766 nach Petersburg

und wurde Ritter des Wladimir-Ordens, bereiſte die verſchiedenen Provinzen des weiten Landes, machte viele geographiſche Ortsbeſtimmungen und nahm teil an der ruſſiſchen Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges 1769. Er ſtarb 1812.

Soweit wir bis jetzt die Aeſte und Zweige des Familienſtammbaumes verfolgt haben, endeten dieſe entweder durch Abſterben oder durch Ueberſiedelung in andere Gegenden, nie aber bildeten ſie neue Zweige in Baſel. Nun kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, daß kein Glied der Eulerſchen Familie den drei erſten, bis jetzt beſprochenen Reihen angehörend, im 19. Jahrhundert in Baſel gelebt habe, weil nach der Unſicherheit und Unbeſtimmtheit gewiſſer Angaben und wegen der Lückenhaftigkeit der Hauptbücher noch einige Unklarheiten beſtehen mögen; ſicher iſt die große Abnahme der Familie während des 18. Jahrhunderts. Um dieſe Unſicherheit in den Angaben der amtlichen Regiſter an einem Beiſpiel zu beleuchten, ſei mitgeteilt, daß im Geburts- und Taufregiſter vom Anfang des 18. Jahrhunderts an beginnend 9 Joh. Georg, 6 Joh. Jakob, 6 Joh. Rudolf enthalten ſind ohne Angabe der Eltern und ihres Berufes, wie das der Ordnung nach eigentlich hätte ſein ſollen. Auch bei den Trauungen ſind die Eltern nie angegeben und im Sterberegiſter fehlt ſehr oft auch das Alter, aus dem rückwärts geſchloſſen werden kann, welcher Joh. Georg, welcher Joh. Jakob, welcher Joh. Rudolf an dem und dem Geburtstag gemeint iſt. Daneben kommt kaum in Betracht, daß bei den Angaben Geburts- und Tauftag ebenſowohl wie Sterbe- und Beerdigungstag oft nicht unterſchieden werden, weil ſie ſtets nur wenige Tage auseinanderliegen. Da nun aber tatſächlich in Baſel auch über das 18. Jahrhundert hinaus Euler lebten, ſo lag die Vermutung nahe, daß dies alles Glieder des

vierten Aſtes ſein müſſen, den wir nun betrachten wollen, ſoweit es möglich iſt und unſerem Zwecke dient.

IV. **Johann Jacob,** (9) Strälmacher, im Geburtsregiſter nur als Jacob aufgeführt, verheiratete ſich, wie früher mitgeteilt, 1635 mit einer Catharina Staehelin, der Tochter des Bartholomäus Staehelin und der Catharina Hettler (geb. 1616 IV. 2.) Da dieſes Ehepaar laut unſern Taufbüchern 11 Kinder hatte, 5 Knaben und 6 Mädchen, ſo könnte es wohl angeſehen werden als Ausgangspunkt für einen reich verzweigten Aſt. Da aber ein Sohn Johannes geb. 1646 II. 5. als Pfarrer in Neuſtadt in der Pfalz am 26. April 1686 ohne Nachkommen ſtarb, von Bartholomäus geb. 1648 V. 7. nichts weiter bekannt iſt, da ferner Joh. Jacob, (11) Strälmacher, geb. 1638 III. 22., geſt. 1713 I. 12., verehelicht mit Magdalena Oswald (1665) nur einen Sohn Johannes ohne Nachkommen hatte, ſo blieben uns zur Beſprechung noch zwei Zweige, Johann Georg (12) und Samuel (18).

Johann Georg, geb. 1650 IV. 2., geſt. 1735 IX. 12., verheiratete ſich mit Eliſabeth Weiß (geb. 1654 VIII. 10.), getraut 1674; ihr einziger Sohn Joh. Georg (20) (geb. 1680 I. 20., geſt. 1733 I. 7.) verehelichte ſich mit Agnes Wegelin aus Dießenhofen (1718 VII. 11), nachdem er ſie laut Klein Ratsprotokoll in das Bürgerrecht in Baſel eingekauft hatte. Sein Geſchäft, den Eiſenhandel, betrieb er in dem Haus zur Judenſchule, das er im Jahre 1724 ankaufte. Unter ſeinen 9 Kindern waren 4 Söhne, von denen der eine Joh. Ludwig (geb. 1731 IX. 16.) in keinem Sterberegiſter vorkommt, der zweite, Joh. Conrad (31) geb. 1719 IV. 2. als Pfarrer zu Nidda in Oberheſſen ſtarb (1785 III. 20.); Nachkommen leben noch in der Rheinprovinz; Rudolf 33) (geb. 1728 XI. 25) aber blieb ledig und ſtarb 1756 III. 6.), während Joh. Jacob 32) (geb. 1720 VI. 23) als Schiffsleutenant in der oſtindiſchen Kompagnie (1783 XII. 29.) verſchied.

Nun bleibt noch Samuel (18).

Samuel (18) geb. 1659 I. 6., verheiratet mit Elisabeth Fischer (1684 III. 10), Thorwart am Steinenthor [wie auch wahrscheinlich Samuel, Sohn von J. Georg (6)], ist 84 Jahr alt gestorben; sein Sohn Joh. Jacob (21) geb. 1686 IV. 10., Schreiner, verheiratet mit Anna Maria Stupanus (1717 IV. 26.) hatte als einzigen Sohn Samuel (34), von dem man weiterhin keine Kunde hat, indem die Register in Basel außer der Geburt nichts angeben.

Welchen Schluß darf man aus diesem Ergebnis ziehen?

Franz Euler beantwortet diese Frage auf Seite 5 seiner „Genealogie" seltsamerweise folgendermaßen: da letzterer in Basel nicht gestorben, so ist anzunehmen, daß sich dessen Linie weiter verzweigte. Richtiger aber ist wohl der Schluß: da Samuel im Sterberegister Basels nicht enthalten ist, so ist er von Basel fortgezogen und in der Fremde gestorben.

Nun stehen wir vor der Frage, wie reihen sich die ziemlich zahlreichen Euler des 19. Jahrhunderts in den Stammbaum ein? Wir haben gesehen, daß ein Zweig nach dem andern entweder abstarb, oder sich in der Fremde weiter entwickelte, für Basel also auch keine Nachkommen aufwies, und dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß nicht wenige Euler in Basel lebten, für die ein anderer Zusammenhang muß angenommen werden. Auch Franz Euler hat sich, nicht befriedigt von der Hypothese, daß sich Samuels Linie weiter verzweigt habe, aufrichtig, aber erfolglos bemüht, eine Erklärung der zweifellos bestehenden Tatsachen zu finden.

Um möglichst gesichtete Angaben über Bestand und Herkunft der Basler Familie Euler und ihren Zusammenhang mit der Descendenz von Hans Georg, genannt Schölpi, zu erhalten, wandte sich Franz Euler (1878) sowohl an das Zivilstandesamt Basel, als an den Besitzer des Hotel Euler in Basel. Trotz allem

Entgegenkommen ſowohl des Zivilſtandesamtes, als des Herrn A. Euler, kam er nicht ins Klare und beſchränkte ſich auf eine Vermutung, der er in einem Briefe vom 10. März 1878 an ſeinen Korreſpondenten in folgender Weiſe Ausdruck verlieh:

„Leider gibt der von dem franzöſiſchen Capitän Joh. Nicolaus Euler in der Linie des in Baſel verſtorbenen Kaufmanns Jakob Euler (gemeint iſt Jakob (5) der Strälmacher, kopuliert mit Cath. Stähelin) keine weitern Nachrichten, es heißt nur, deſſen Nachkommenſchaft ſei ſehr zahlreich geweſen und habe noch zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in vielen Gliedern zu Baſel geblüht. Ich glaube alſo ganz beſtimmt anzunehmen, daß Sie mit Ihrer werten Familie von dieſem, in meinem Stammbaum als letztes Glied erwähnten Jakob Euler abſtammen. Beſtimmt läßt ſich dies allerdings nicht behaupten".

Und in einem Briefe vom 7. Dezember 1878 meldete er:

„Es ſind leider trotz meiner darauf verwandten Zeit und Koſten keine beſtimmten Anhaltspunkte, in welcher Beziehung Sie und Ihre werten Ahnen zu meiner Familie gehören, aufzuſtellen. Annehmen läßt ſich allerdings, daß vielleicht in früheren Jahren, d. h. vor 1540, eine Verwandtſchaft zwiſchen unſeren beidſeitigen Ahnen exiſtiert hat; denn allem Anſchein nach ſtammen Ihre ſowohl als auch meine Familie aus der inneren Schweiz".

Es iſt mir unerklärlich, wie Franz Euler zu dieſer Äußerung kommen konnte, da auch gar kein Anhaltspunkt für die Herkunft aus der Schweiz zu finden iſt. Wenn es nun bisher nicht gelungen iſt, eine größere Zahl von Basler Bürgern des Namens Euler unterzubringen, ſo war das für mich doch eine Aufforderung, an Hand der Kirchenbücher die Basler Familie, für die der Anſchluß nicht zu finden war, rückwärts zu verfolgen ſo weit als möglich, ausgehend von einigen bekannteren

Perſönlichkeiten, deren wir uns noch erinnern, wie Abraham Euler, dem Erbauer des Gaſthofes, Joh. Georg Euler in Thal, dem Kaufhausverwalter Eucharius, dem Kaufmann Geo Abraham, dem Proviſor Joh. Jakob und anderen. Das Ergebnis dieſer Unterſuchung iſt, daß alle dieſe Perſonen ſich auf zwei Gruppen verteilen, die eine Gruppe mit dem Familienhaupt Hans Georg, Schneidermeiſter, verheiratet mit Dorothea Fauſt, und die andere mit Joh. Rudolf, Magiſter, verheiratet mit M. Magdalena Leucht; dieſe beiden aber haben den gemeinſamen Vater Georg, Schneidermeiſter, verheiratet mit Urſula Biermann; von dieſem Ehepaar aufſteigend gelangen wir durch weitere drei Generationen zu **Johannes,** verheiratet mit Urſula Maeuchlin, dem 1630 IV. 29. aufgenommenen Bürger, der aus Gambach in der Wetterau nach Baſel gekommen iſt. Wir haben ſeiner früher bei der Aufzählung der neu eingebürgerten Euler gedacht. Die Tafel III gibt eine gedrängte Überſicht über dieſen Stamm der Familie Euler, der die bekannteren Perſönlichkeiten enthält und vollkommen getrennt erſcheint von dem Stamm, dem der große Mathematiker Leonhard Euler angehört, es müßte denn eine nicht unmögliche Verwandtſchaft des Lindauers Hans Georg, genannt Schölpi, dem Strälmacher, und dem Wetterauer Johannes, dem Schneider, beſtanden haben und nachgewieſen werden können.

In Baſel leben heute keine, dem erſten und dem zweiten Stamm angehörigen Sproſſe mehr, ſo daß der Name Euler hier aus dem Adreßbuch verſchwunden iſt, während z. B. Frankfurt am Main in ſeinem Adreßbuch von 1906 noch 63 Adreſſen aufzählt. Die letzten baſleriſchen Euler waren feſt überzeugt, mit Leonhard einem Stamm anzugehören; daß dem nicht ſo iſt, glaube ich im Vorhergehenden bewieſen zu haben. Wie das frühere Generationen angeſehen haben, vermag ich nicht anzugeben; aber ſicher iſt, daß die Männer des jungen

Tafel III. Aus dem Stammbaum der zweiten Familie Euler in Basel.

Stammvater **Johannes**,
Schneider, als Bürger aufg. 1630 IV. 29.
Ursula Maeuchlin.

Emanuel,
geb. 1642 X. 18., Schneider.
Anna Müller.

Matthias,
geb. 1686, Schneider.
Cath. Herzog.

Georg,
geb. 1719 V., Schneider.
Ursul. Biermann.

Hans Georg,
geb. 1757 V. 24., Schneider.
Dorothea Faust.

Joh. Rudolf,
geb. 1788 V. 27.
Sal. Jud. Frey.

Joh. Georg,
geb. 1815 V. 25.
I. Bänzinger
Thal.

Joh. Jacob,
geb. 1789 X. 22.
Cath. Dähling

Rudolf,
geb. 1819 VIII. 3.
Schuhmacher
Zunftmeister.

Abraham,
geb. 1792 XII. 16.
Barb. Pfannenschmied.

Geo. Abraham,
geb. 1824 X. 22.
Victoire Paty.

Eucharius,
geb. 1799 XII. 1.
Charl. Pfannenschmied.

Karl,
geb. 1838 I. 2.
Spediteur.

Joh. Rudolf,
Magister, geb. 1767 VIII. 22.
M. Magd. Leucht.

Joh. Jakob,
geb. 1789 X. 22.
Magd. Lotz

Joh. Rudolf,
geb. 1827 III. 21.
El. u. Barbara
Hertig.

Abraham,
geb. 1802 I. 13.
I. A. Dannacher. II. Rosina Brunner.

C. Hieronymus,
geb. 1832 XI. 15.
Guerrini.

Joh. Ludw.,
geb. 1837 IV. 24.
Girard.

Albert,
geb. 1843 III. 18.
Elis. Barth.

Wilhelm,
geb. 1847 XII. 28.

Stammes sich des gleichen Wappens bedienten wie die des älteren, und daß der Name Hans Georg, der für den älteren Stamm charakteristisch ist, auch in dem jüngeren wiederholt Verwendung gefunden hat.

Eine ganze, auf einen Stammvater zurückzuführende Familie pflegt sich eines gemeinsamen Wappens zu bedienen, womöglich in stets unveränderter Gestalt in Zeichnung und Farbe, während gleichnamige Familien verschiedener Stammväter sich durch verschiedene Wappen kennzeichnen. Als zutreffendes Beispiel kann die Familie Burckhardt dienen, für die sich in Siebmachers Wappenbuch und in B. Meyer-Kraus, Wappenbuch der Stadt Basel, zusammen nicht weniger als fünf verschiedene Wappen eingezeichnet finden, von denen in den Zunftwappenbüchern Basels drei enthalten sind.

Schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir als Wappen der Familie Euler älteren Stammes ein Wappen, enthaltend im Schild ein von links nach rechts aufspringendes Reh, braun in blauem Felde mit einem wachsenden Reh als Helmzier; Helmdecke: Blau und Gold rechts, Rot und Gold links. Dieses Wappen findet sich im Wesentlichen auf dem originalen Stammbaum des französischen Kapitäns Joh. Nicolaus ([26]) in schöner Ausführung, also im Jahre 1740. Ebenso erscheint das Wappen in den Zunftbüchern zu Weinleuten und zum Schlüssel, gestiftet von Joh. Friedrich ([28]) 1740 und Joh. Paul ([27]) 1744, von Beiden zur Erinnerung an ihre Wahl zum Sechser mit der kleinen Modifikation, daß im ersteren das Reh von einem gelben Boden aufspringt, beim zweiten aber der Schild ganz blauen Grund hat. Ueberdies besaß Johann Paul ein Siegel, von dem ein Abdruck sich auf einem Bürgschaftsschein vom 6. März 1751 im Staatsarchiv Basel befindet und auf dem das springende Reh im Schild, wie auch das wachsende Reh als Helmzier deutlich erkannt wird. Dieser Schild findet sich

auch auf dem Mechelſchen Stich des Handmannſchen Porträts von Leonhard Euler. Das Wappen erhielt aber mannigfache Veränderungen, ſei es durch deſſen Uebernahme von Seiten der Familie jüngern Stammes, ſei es nach der Laune der Beſteller oder der Zeichner. Das Reh als Helmzier verſchwindet und macht einer Eule Platz, die bald knapp anliegende bald ausgebreitete Flügel hat, ja ſogar in neuerer Zeit mit einem Barett geſchmückt iſt und zwei Straußenfedern, eine rote und weiße trägt. Die Rehgeiß im Schild bleibt nicht naturfarben, ſondern wird golden, ſetzt ein Gewicht auf; am Boden erhebt ſich ein Dreiberg und die Wandlung geht ſo weit, daß aus dem Reh ein goldenes Einhorn wird, wie uns das Wappenbuch der Schuhmachern Zunft zweimal zeigt, ſo bei Joh. Jakob (1826) und Rudolf (1847), und daß hiebei Wulſt und Helmdecke ihre Farben mannigfach wechſeln bis zu einer blau-braunen Helmdecke im Wappenbuch zu Brodbecken (Karl 1872). Wie es ſcheint haben die Basler Euler die meiſten Veränderungen am urſprünglichen Wappen vorgenommen; die Familienglieder, die in Frankfurt a. M. leben, bedienen ſich noch des urſprünglichen Wappens.

Wer ſich des Wappens mit dem ſpringenden Reh zuerſt bedient hat, weiß ich nicht anzugeben; daß es nicht zu allen Zeiten als einziges für alle Ulner oder Euler gegolten hat, beweiſt der Umſtand, daß es in der großen Siebmacherſchen Sammlung und in Fürſtens Wappenbuch nicht enthalten iſt, während ein anderes als der Familie Euler zugehörig abgebildet wird. Im Schilde ſtehen drei einfache Türme auf gemeinſamem Unterbau, aus roten Backſteinen gebaut in goldenem Grunde. Auf dem Helmkiſſen ſteht ein Topf (Aul), in dem ein Büſchel von Pfauenfedern ſteckt. Dieſes Wappen führt die Familie Ulner von Diesburg, ein altes, dem Lehensadel Heſſens angehörendes Geſchlecht. Als der Vater Sr. Excellenz des

Oberſtleutnants Rigas von Euler im Jahre 1884 in den erblichen Adelſtand erhoben wurde, griff er auf dieſes ältere Wappen zurück, das ihm als zu Recht zuerkannt wurde. Seiner Anſicht nach ſtammten auch die in Lindau anſäßigen Euler aus dem Heſſiſchen, indem ſie zur Zeit der Reformation an den Bodenſee gezogen wären und Grundbeſitz erworben hätten. Wenn dies wirklich der Fall ſein ſollte, ſo wäre nicht ganz ausgeſchloſſen, daß der Gambacher Schneider und der Lindauer Strälmacher noch in irgend einem Verwandtſchaftsverhältnis geſtanden hätten; das zu unterſuchen will ich gerne einem Andern überlaſſen.

An den zweiten Stamm der Euler in Baſel erinnert uns der Gaſthof, der heute Grand Hotel und Hotel Euler heißt, und über deſſen Eingang das Wappen der Euler ſich befindet, deſſen Helmzier, die Eule, nach oben geflogen iſt. An den erſten aber oder vielmehr an deſſen alle weit überragenden Leonhard, eine Straße, die Eulerſtraße, mit deren Taufe es folgende Bewandtnis hat:

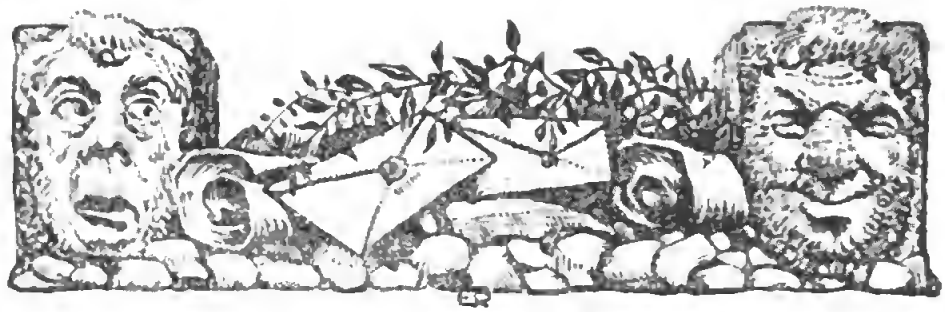
Bei der Erweiterung der Stadt war die Behörde genötigt, zahlreiche Straßennamen zu erfinden, wollte ſie ſich nicht mit Numerierung der Straßen begnügen. Zugleich wünſchten die Anwohner gewiſſer Wege etwas angenehmer klingende Bezeichnungen. In dieſem Falle waren die Anwohner des ehemals ſogenannten Schnurrenwegs. Es nimmt zwar niemand Anſtand, den Schmuck der männlichen Oberlippe mit Schnurrbart zu bezeichnen und eine ſcherzhafte Erzählung mit Schnurre; aber bei dem Straßennamen dachte man an die verächtliche Anwendung des Wortes auf den Mund des Menſchen; die wohner wünſchten eine Aenderung.

Am 6. Juni 1871 ſchrieb das Baukollegium an E.E.Rat:

Wie Sie ſehen, wählten wir für gewiſſe Straßen Namen von Städten und Ortſchaften, nach welchen ſie führen und

nach deren Richtung ſie weiſen; für andere ſuchten wir Namen von Baslern und Schweizern zu Ehren zu bringen, die ſich in irgend einer Weiſe verdient gemacht haben.

Man ſchlug vor den Schnurrenweg Eulerſtraße zu heißen; man ſprach auch von Georgſtraße, äußere Centralbahnſtraße; allein alles das beliebte nicht und man entſchied ſich für Hochſtraße wegen ihrer höchſten Lage in der erweiterten Stadt; deshalb ſollte aber der Name Eulerſtraße doch verwendet werden und zwar für eine neue Straße von der Leimenſtraße bis zur Birmannsgaſſe. Dieſe aber iſt die Verlängerung der nach St. Leonhard genannten Straße. So reihte nicht Ueberlegung ſondern der Zufall die beiden Straßen aneinander, die heute die Leonhard-Eulerſtraße bilden.



Vier Briefe Arnold Böcklins an einen Basler.

Mitgeteilt von Paul Kölner.

Es würde schwer halten nach dem Muster berühmter Zeitgenossen Arnold Böcklins Briefwechsel im Drucke herauszugeben, aus dem einfachen Grunde, weil nur eine verhältnismäßig geringe Zahl Briefe aus der Feder des großen Meisters hervorgegangen sind. Böcklin war im Abfassen von Episteln keine schaffensfreudige Natur; im letzten Brief an seinen Vater bekennt er offen den „angeborenen Widerwillen gegen das Briefschreiben“[1]). Diese Antipathie haben sowohl seine Freunde als Auftraggeber zur Genüge erfahren. Um so schätzenswerter ist das wenige, das wir von seiner Hand besitzen.

Wenn die hier folgenden Briefe den Verehrern des werkgewaltigen Baslers eine bescheidene Äufnung der Kenntnis von Arnold Böcklin als Mensch und Künstler zu bieten imstande sind, so ist der Zweck ihrer Veröffentlichung erreicht.

Sämtliche vier Briefe sind an den im Jahre 1900 verstorbenen alt Ratsherr J. J. ImHof, den eifrigen Förderer baslerischer und schweizerischer Kunstinteressen, gerichtet. Die Urschriften der vier Schreiben befinden sich im Besitze von Frau Imhoff-Im Hof; für die Überlassung einer Abschrift sprechen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichen Dank aus.

[1]) Brief v. 23. August 1880, abgedr. bei H. A. Schmid, Arnold Böcklin, Sein Leben und sein Schaffen, pag. 11.

Monsieur J. J. Imhof-Forcart

Bâle, Suisse.

Geehrter Herr!

Ihr Schreiben ist mir s. Z. richtig zugekommen, aber allerlei Ungemach — der Tod eines Bruders[1]) und die Krankheit eines Kindes[2]) haben mich so aus der Fassung gebracht, daß ich die Beantwortung bis heute verschoben, weshalb ich um Ihre freundliche Nachsicht bitte. Auch werden Sie die Kürze des Briefes einem durch Verstimmungen und Nachtwachen heruntergekommenen Menschenkind verzeihen.

Nächste Woche wird eine andere Skizze an Sie abgehen, welche vielleicht für passender als die beiden vorhergehenden erachtet werden wird. Auch diese Skizze bitte ich als solche anzusehen, nämlich als Andeutung einer Idee, wo alle feinere Abwägung der Form und der Farbe fehlt. Um zu zeigen, in welcher Weise ich mich auch noch im Bild an die Skizze halte, fügte ich diese Kopfstudie bei. Der Gegenstand würde sich zur genausten Durchbildung der Einzelheiten eignen, verlangt sie sogar.

Weiteres füge ich noch der Skizze bei und empfehle mich

hochachtungsvoll

Rom, 14. Mai 1864. A. Böcklin.

Adresse fehlt.

Rom, den 14. April 1866.

Geehrter Herr!

Die Ungewißheit, was ich in Betreff der Ausstellung zu antworten hatte, wird zum Teil mein langes Schweigen entschuldigen. Denn ich mußte allerlei abwarten, um bestimmen

[1]) Friedrich Böcklin, zweitjüngster Bruder des Malers, gestorben den 12. April 1864.

[2]) Böcklins ältester Sohn Arnold.

zu können, ob ich überhaupt Zeit haben würde, bis zur Ablieferungszeit ein für dieſen Zweck geeignetes Bild zu malen. Nun kann ich Ihnen antworten, daß ich die Ausſtellung beſchicken werde, muß mir aber die Angabe des Maßes auf etwas ſpäter vorbehalten. Da mir daran gelegen iſt, etwas Gutes und ſehr Vollendetes auszuſtellen, ſo werde ich ſchwerlich einen größeren Raum als 25 □' beanſpruchen müſſen. Sobald das Bild für Herrn Merian-Iſelin[1]) ſo weit fertig ſein wird, daß ich Ruhe zu andern Sachen habe, was in 2—3 Wochen hoffentlich ſein wird, ſo werde ich mich eifriger mit dieſer Aufgabe beſchäftigen und Ihnen dazu das genaue Maß ſchicken.

Dieſe lang erſehnte Gelegenheit benutze ich, Ihnen geehrteſter Herr Präſident und dem verehrten Kunſtverein meinen Dank auszudrücken für die unverdiente Ehre, die mir zu Teil wurde. Es war das Erfreulichſte und Ermutigendſte, was ich erleben konnte, in meiner Vaterſtadt ſo viel Wohlwollen und Anerkennung meines Strebens zu finden.[2])

Vor einiger Zeit erhielt ich von Bern aus ein Paquet mit allen die Pariſer Ausſtellung betreffenden Berichten und einem auszufüllenden Formular, was ich Ihnen anzeigen zu müſſen glaube. Es wird wohl zu keiner Konfuſion Anlaß geben, daß ich das Formular ausgefüllt zurückſchicke.

---

[1]) Böcklin hatte Oberſt Merian drei Entwürfe zur Auswahl geſchickt. Der Auftraggeber entſchloß ſich für „Petrarca, in Natureinſamkeit dichtend". Böcklin nahm bei ſeiner Überſiedelung nach Baſel im September 1866 das faſt vollendete Bild mit; dasſelbe litt durch die Verpackung derart, daß Böcklin daran ausbeſſern und ändern mußte; es wurde aber nicht, wie Rudolf Schick in ſeinen Tagebuchnotizen erwähnt, vollſtändig neu gemalt. Jetzt ziert das Bild die öffentliche Kunſtſammlung.

[2]) Der Basler Kunſtverein hatte im Jahre 1864 Böcklin einſtimmig zum Ehrenmitglied ernannt; 1865 war ferner durch den Kunſtverein ein Böcklin'ſches Werk „Porträt einer Römerin" angekauft worden.

Indem ich Sie, verehrteſter Herr, meines herzlichen Dankes für Ihre Freundlichkeit, ſich meiner erinnern zu wollen, verſichere, grüße Sie

Ergebenſt

A. Böcklin.

Tragen die beiden erſten Briefe mehr den Charakter offizieller Schreiben an den Präſidenten des Kunſtvereins, ſo ſind die beiden folgenden — ein Jahrzehnt ſpäter, zu Beginn der Florentiner Zeit abgefaßt — vertrauliche Mitteilungen, wie ſie ein Freund dem Freunde zukommen läßt. Sie lauten:

Florenz, 30. November 1875.

Nr. 2 via Lorenzo il magnifico.

Lieber Freund!

Da ich nun doch ſchreiben muß, um anzuzeigen, wohin mein Bildchen zu ſenden iſt, ſo benutze ich die Gelegenheit und ſchreibe, ſtatt einfach an den Kunſtverein die Anzeige zu machen, an den Präſidenten desſelben, dem ich zugleich meine herzlichſten Grüße ſchicken kann. Es fällt mir ſchwer auf's Gewiſſen, daß ich in meiner Ungeduld, die Meinigen nach ſo ungewohnter Trennung ſo bald als möglich wieder zu ſehen, die ſchöne Gelegenheit nicht zu benutzen wagte, bei Dir und Deiner lieben Familie ein Stündchen zu verbringen. Jetzt, da ich hier bin und alles in Ordnung gefunden habe, wie ich es verlaſſen hatte, reut mich das Verſäumte. Wie leicht hätte ich noch einen Tag zuſetzen können! Und damals ſchien es mir rein unmöglich. Das Schlimmſte an der Sache iſt aber, daß ich zu der Reue noch die Vorwürfe meiner Frau bekam, ſtatt daß ſie mir meine Eile hoch angerechnet hätte. Sie meint, bei meiner grenzenloſen Schreibfaulheit ſolle ich wenigſtens bei Gelegenheit zeigen, daß ich kein ſolcher Klotz ſei, und ſo bald käme ich doch nicht wieder nach Baſel und Du und Deine liebe Frau kämt doch

ſchwerlich nach Florenz und ich hätte mir das wohl gönnen dürfen u. ſ. w.

Den 1. Dezember. Hier wurde ich unterbrochen. Wer weiß, was ich weiter geſchwefelt hätte. Alſo jetzt, bevor ich's wieder vergeſſe, wie in Baſel, die Adreſſe, wohin das Bild zu ſchicken: Kunſthandlung Fleiſchmann, Maximilianſtr. in München.

Es wäre mir ſehr lieb, wenn ich am Tag der Verſendung Nachricht davon erhielte.

Ich nehme dabei natürlich an, das Bild ſei nicht gekauft worden, was mir auch nach Deinen Äußerungen nicht unerwartet kommt. Nun, ich hoffe, auch dieſe ſchwere Zeit zu überſtehen, wie ſchon andere, wenn ich auch noch nicht weiß, wie. Es war eine Torheit, wieder etwas nach Baſel zu ſchicken, und die büße ich mit Recht.

Empfiehl mich Deiner lieben ſchönen Frau und Deiner Fräulein Tochter. Behalte mich in gutem Andenken, wenigſtens in keinem ſchlimmern, als ich es verdiene, und wie ich ebenfalls in unveränderlicher Freundſchaft Deiner gedenke.

Lebe wohl.

Dein

A. Böcklin.

Florenz, 19. Mai 1876.

via Lorenzo il magnifico 2.

Lieber Freund!

Dein Schreiben mit dem Trauerrand[1]) lag mir bis heute ſchwer auf dem Gewiſſen. Mein erſter Gedanke war, Dir ſogleich zu ſchreiben und Dich meiner innigen Teilnahme zu verſichern. Doch was läßt ſich da ſagen? Ich weiß leider aus Erfahrung, daß alle Beileidsbezeugungen den Schmerz nicht

[1]) Ratsherr Imhof hatte im Februar 1876 ſeinen ſiebenzehnjährigen Sohn Herm. Friedr. Lucas verloren.

lindern können, ſondern daß Jahre vergehen, bis man an den Verluſt denken darf, und das nur in guten Stunden, wenn einem das Leben doch nur als Lumperei vorkommt.

Dann freut man ſich, daß man doch noch etwas hat, was einem das Daſein doch noch wert macht, und rechnet man nach, ſo ſtellt ſich dieſes Etwas als ziemlich viel heraus. Aber bei friſchem Verluſt denkt man nur an dieſen.

Weil ich gerade an das denke, was Dir alles geblieben iſt, ſo bitte ich, mich Deiner lieben Frau zu empfehlen.

Meine Centauren[1]) werden nun wohl ſchon angekommen ſein, da ich am 10ten ungefähr oder am 8ten an Fleiſchmann deshalb geſchrieben habe, mich auf ſeine Zuſage an Dich berufend. Ich habe übrigens durchaus keinen Geſchäftskontrakt mit ihm, ſo daß er ohne Zweifel meinem Geſuch nachgekommen ſein wird. Da ich von der Verſendung des letzten Bildes „Mädchen mit Cither" an Fleiſchmann keine Anzeige erhalten habe, ſo bitte ich diesmal, darauf zu ſehen, daß mir eine Anzeige der Ankunft der Centauren zukommt. Mit dem von Dir vorgeſchlagenen Preis Fr. 6750.— bin ich einverſtanden. Da mir daran gelegen ſein muß, das Bild zu verkaufen, kannſt Du daraus folgern, daß mir in nächſter Zeit, einigen Wochen die Hochzeit meiner Clara[2]) bevorſteht, was bei dieſer ſchlechten Geſchäftsperiode für einen, der von der Hand in den Mund lebt, eine harte Nuß iſt. Nun man muß immer das Beſte hoffen.

Ich danke Dir herzlich, daß Du dich meiner ſo freundſchaftlich erinnerſt und Dich für den Verkauf des Bildes in-

---

[1]) Der „Centaurenkampf", eines der Hauptwerke der Münchnerzeit, zu welchem Böcklin noch bei ſeinem Basler Aufenthalt, 1871, eine erſte Skizze entworfen, wurde 1876 von der Kunſtkommiſſion um den Preis von Fr. 6600.— für das Muſeum erworben.

[2]) Böcklins Tochter Clara vermählte ſich mit dem Bildhauer Peter Bruckmann.

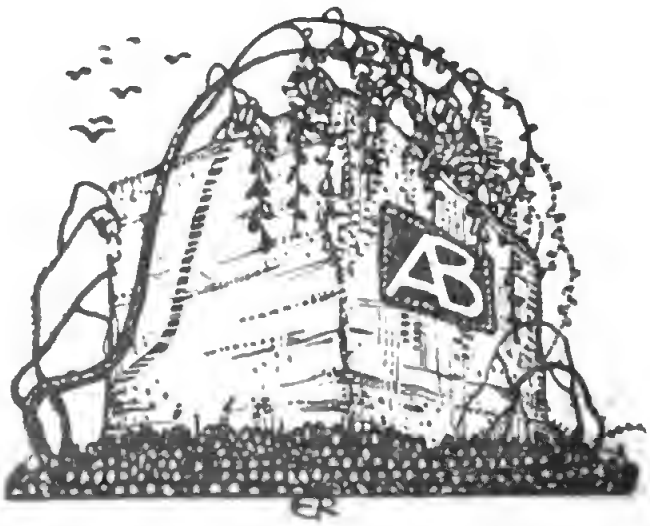
tereſſierſt. Ich glaube aber ebenfalls, daß Freund Burckhardt[1]) ſchon alles Mögliche tun wird, und ſo wollen wir ruhig abwarten.

Dieſen Winter haben wir mit wenigen unbedeutenden Unterbrechungen geſund überſtanden, nun ſehen wir dem ſchönen warmen Sommer entgegen und wünſchen uns durchaus nicht von Florenz fort. Da ſich nun die Menſchen nur ſehen, wenn ſie an demſelben Ort ſind und Du ohne Grund Baſel hüteſt, ſo hoffe ich Dich einmal mit Deiner lieben Frau hier zu ſehen.

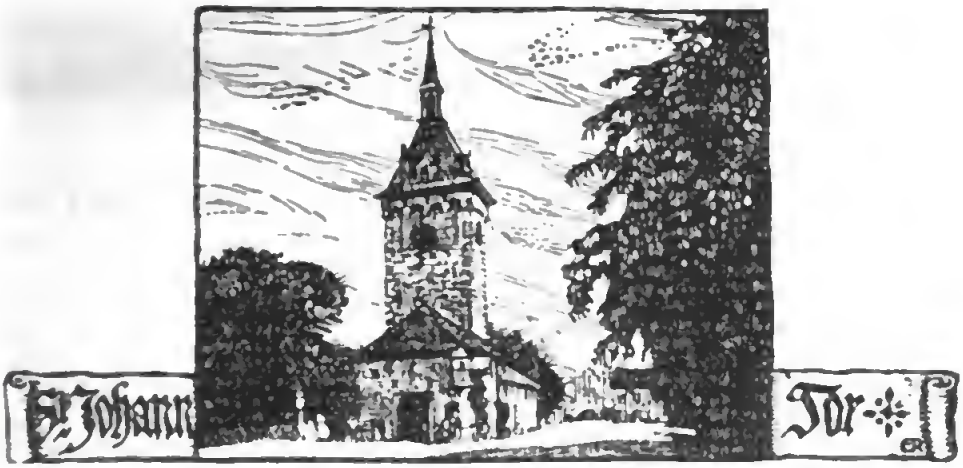
Freundl. Gruß

Dein

A. Böcklin.



[1]) Prof. Fritz Burckhardt, alt Rektor, auf deſſen Betreiben Böcklin den „Centaurenkampf“ nach Baſel ſandte. (Gefällige Mitteilung des Hrn. Prof. Fritz Burckhardt.)



Der Aufenthalt des Conte di Broglio zu Basel.

Von August Huber.

Wer etwa schon die Waffensammlung unseres historischen Museums genauer betrachtet hat, dem wird ein reizendes Kanonenmodell des 17. Jahrhunderts aufgefallen sein, dessen im Feuer vergoldeter Lauf aus Messing auf einer reich mit Emaillen verzierten schwarzbemalten Lafette ruht. Ein vollständig gleiches Exemplar befindet sich im Regierungsgebäude zu Liestal, wohin es nach den dreißiger Wirren bei der Teilung des Staatsvermögens aus dem Basler Zeughaus gelangt war. Über die Provenienz dieser Prachtstücke besaß man bisher nur höchst dürftige Nachrichten, die sich darauf reduzierten, daß diese Modelle von einem gewissen Grafen Broglio dem Basler Rate geschenkt worden seien. Diese kurze Notiz geht wohl auf das Zeughausinventar von 1709 zurück, dem ältesten noch vorhandenen, das die beiden Kanonen aufführt und zwar in folgender Weise: „item zwey metallene vergulte stückhlin auf schwarzen lavetten, an denen schmeltzwerckh, seind von herrn comte de Broglio. Stehen auf einem hölzenen tischlein under einem gläsenen gehäus". Beinahe wörtlich übereinstimmend lauten die Ein-

tragungen der späteren Inventare aus den Jahren 1711, 1721, 1732, 1782, 1819, 1826 und 1837.

Der Umstand, daß ein fremder grand seigneur bei einem Aufenthalte in Basel dem Rate eine solche Gabe verlieh, wäre an sich nicht besonders bemerkenswert, pflegten doch die Häupter der Stadt selbst Reisende von Distinktion reichlich zu beschenken. Es knüpfen sich aber an die Persönlichkeit des Grafen Broglio Vorfälle, die in ihren Folgen geradezu typisch sind für die Schwierigkeiten, ja Gefahren, die die Anwesenheit solcher Fremden unserer Vaterstadt speziell in Kriegszeiten bereiten konnten. Von diesem Gesichtspunkte aus sollen die nachfolgenden Blätter sich näher mit diesem Grafen beschäftigen, soweit die sehr lückenhafte Überlieferung es gestattet.

Seit den Zeiten der Fronde, deren letzter Akt im Jahre 1654 im Oberelsaß sich abspielte, hatte Basel während zwei Jahrzehnten keine feindlichen Heere mehr an seinen Grenzen gesehen. Die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. sollte hierin gründlich Wandel schaffen, denn der Angriff auf Holland im Jahre 1672 hatte zur unmittelbaren Folge die Koalition des Kaisers, des Reiches und Spaniens zur Abwehr der Übergriffe Frankreichs und damit die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf die Länder längs des Rheins bis vor die Tore unserer Stadt. Die Rückwirkung des Krieges mußte sich auf das benachbarte Basel in mehrfacher Hinsicht in höchst ungünstiger und nachteiliger Weise geltend machen. Der Handel und Wandel der durch tausend Fäden des täglichen Verkehrs mit der schweizerischen Grenzstadt verknüpften Gegenden des Elsaß und der Markgrafschaft, die man so gern als die Korn- und Fruchtkammern Basels ansah, war gehemmt; die reichen Einnahmen an Zins und Zehnten, die aus jenen Ländern öffentlichen Stiftungen wie einzelnen Privaten zuflossen, gingen nur spärlich ein oder

versiegten vollständig, dagegen versetzten die kriegführenden Parteien den Rat in Verlegenheit durch beständige Forderungen, ihnen Proviant, Pulver und andere Kriegsmaterialien zu liefern. Und daneben mußte man nur zu wohl begründete Klagen der französischen Generale wie des Gesandten zu Solothurn hören über die immer wiederkehrenden Verletzungen des neutralen städtischen Gebietes durch die kaiserlichen Truppen.

Auch im Innern der Stadt erhielt das friedliche Stilleben des Bürgers ein buntes kriegerisches Aussehen durch die Einquartierung der eidgenössischen Zuzüger, die zum Schutze der gefährdeten Stadt aus den verschiedenen Kantonen herbeigeeilt waren. Und neben diesen drängten sich in den Straßen zahlreiche Flüchtlinge jeden Standes, die in hellen Scharen aus den benachbarten elsässischen und badischen Gebieten vor dem Ungewitter des Krieges innerhalb der weiten und gastlichen Mauern Basels Rettung suchten. Unter ihnen befand sich sogar ein Reichsfürst, Markgraf Friedrich VI. von Baden-Durlach, der als Reichs-Generalfeldmarschall das Kommando über die Reichstruppen am Oberrhein führte. Im Laufe des Jahres 1674 hatte er seinen Hofhalt in die altbefreundete Nachbarstadt verlegt und, wie wir wohl annehmen dürfen, den von seinem Vater Markgraf Friedrich V. 1639 als Behausung erworbenen Hagenbachischen Hof an der Augustinergasse (jetzt Rheinsprung No. 24) bezogen. Ihm folgte bald darauf hierher der Erbprinz Markgraf Friedrich Magnus mit seiner jungen Gemahlin Augusta Maria von Holstein, die ihm im Dezember desselben Jahres eine Tochter schenkte. Nach altem Gebrauche wurden Basel und die übrigen evangelischen Orte eingeladen, die Prinzessin aus der Taufe zu heben, eine Ehre, die sie wohl zu würdigen wußten und mit der Gabe von zwei goldenen Schalen quittierten. Auch noch andere hochmögende Persönlichkeiten weilten damals hier, so der bei der Eidgenossenschaft akkreditierte holländische Gesandte

Malapert, ſo zeitweiſe auch der Vertreter des Wiener Hofes, Johann Gaudenz von Root.

In jenen bewegten Tagen — man zählte das Jahr 1675 — war es, als einſt ein Fremdling, unbeachtet von der übrigen Bevölkerung, durch die Straßen Baſels ſchritt und nach einer Unterkunft ſuchte. Sein geringes Äußeres mochte wohl manchen abgehalten haben, ihm eine ſolche zu gewähren, bis ihn Dr. Jakob Roth bei ſich im Spiegelhof (Spiegelgaſſe No. 22) aufnahm. Ohne näher auf ſeine Perſönlichkeit einzugehen, hatte ihm der unbekannte Reiſende ſein abgeriſſenes Äußeres damit erklärt, daß er unterwegs ausgeplündert worden ſei. Roth ſolle ſich daher an ſeiner ſchlechten Kleidung nicht ſtoßen, ſondern ihm nur Vertrauen ſchenken, ſein Schade werde es nicht ſein. Sobald die Wechſel eintreffen würden, um die er jetzt ſchreiben wolle, werde jener ſchon erfahren, wer er eigentlich ſei. Wirklich gingen einzelne Geldſendungen, zuerſt von 200, dann von 400 Reichstaler ein, bald folgten Wechſel über größere Summen, die dem Fremdling ermöglichten, ſeine bisherige Lebensweiſe zu ändern. Er begann ſich koſtbar zu kleiden, umgab ſich mit einer zahlreichen Dienerſchaft, bei der Hofmeiſter, Kammerdiener und Koch nicht fehlen durften, bezog eine neue Wohnung im Erlacher Hof in der St. Johannvorſtadt, auch kaufte er „dolle" Pferde, kurz, er trat als grand seigneur auf, für den er ſich nun wirklich ausgab, indem er ſein Inkognito ablegte und ſich als Samſon Conte di Broglio, kaiſerlicher und ſpaniſcher Diplomat ohne beſondere Miſſion, bekannte. Durch ſeine glänzende Lebensweiſe verſtand er es, ſich bei den maßgebenden Kreiſen Baſels raſch einzuführen. Viel dazu mag auch beigetragen haben, daß er in engem Verkehr mit den Vertretern der alliierten Mächte ſtand, wie mit dem holländiſchen Geſandten Malapert. Ein beſonders gerngeſehener Gaſt war er am Hofe des badiſchen Erbprinzen, Markgraf Friedrich Magnus. Zudem ſchienen die

bedeutenden Geldſummen, die von Freiburg her, wo als öſterreichiſcher Gouverneur Generalwachtmeiſter Schütz das Kommando führte, unter dem Schutze kaiſerlicher Truppen in Baſel für ihn eintrafen, ſeine Angabe, daß er kaiſerlicher Agent ſei, zu beſtätigen. Beſonders verſtand er es, ſich bei hoch und niedrig durch ſeine geradezu fürſtlichen Geſchenke beliebt zu machen und Kredit zu verſchaffen. So verteilte er allein am markgräflichen Hofe an Neujahrsgeſchenken über 100 Dublonen; für den Rat ließ er jene beiden koſtbaren Kanonenmodelle machen; der Vorſtadtgeſellſchaft zur Mägd, in deren Nähe er wohnte, ſtiftete er „ein ſilber ziervergultes geſchirr 52 3/4 loth wigent ſampt 1 vierling, 2 ſaum 18 moß haltent, roth alten wein." Um ihm ihre Anerkennung auszudrücken, veranſtaltete die Geſellſchaft zu ſeinen Ehren ein Gaſtmahl, wozu noch ferners Ratsherr Ludwig Fäſch, Stadtſchreiber Fäſch, Dr. med. Johann Rudolf Burckhardt, Abel Socin und Kapitain de Courcel eingeladen waren. Das jedenfalls wertvolle Geſchenk exiſtiert leider nicht mehr, da es mit dem größten Teil des übrigen Silbergeſchirrs der Geſellſchaft im Jahre 1713 veräußert wurde. Als im Frühjahr 1676 Johann Rudolf Krug, der älteſte Sohn des Bürgermeiſters Johann Ludwig, ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter des Herrn Hans Georg Ochs-Fattet beging, da durfte an der Feierlichkeit, an der alles, was Namen hatte in Baſel, wie der Markgraf, zwei Grafen und noch viele andere Adlige, teilnahmen, der Conte di Broglio nicht fehlen. Auch hier erregte er Staunen durch ſeine Hochzeitsgabe, einen Becher von hohem Werte.

Dies glänzende Leben ſollte bald ein jähes Ende nehmen. Am 17. April 1676 begab ſich Broglio ins benachbarte Gebiet des Bistums Baſel, um einige Tage bei einem Bekannten zu verbringen; von hier beabſichtigte er, das Kloſter Maria Stein aufzuſuchen. Obwohl er einen vom Kommandanten der Feſtung

Breiſach und des Oberelſaß, le Roy, im Namen des franzöſiſchen Königs und Louvois ausgeſtellten Paß in Händen hatte, ließ er doch zur größeren Vorſicht beim kommandierenden Offizier auf Landskron, Siffredy, anfragen, ob er ungehindert elſäſſiſches Gebiet betreten könne. Der Franzoſe verſprach alles Gute, ließ aber indeſſen zwanzig Reiter in Hinterhalt legen, die ſich des Grafen bemächtigten und ihn auf die nahe Landskron brachten, von wo ihn der Intendant des Elſaß, de la Grange, in eigener Perſon nach Breiſach führte.

Die Kunde von der Gefangennahme erfuhr man in Baſel noch am gleichen Tage durch einige Bürger, die zufällig auf der Landskron zugegen waren, als der Gefangene eingebracht wurde. Sogleich wandte ſich in Abweſenheit des Markgrafen Friedrich VI. und des Erbprinzen der krank darniederliegende Neffe des regierenden Fürſten, Markgraf Karl Friedrich, an den Basler Rat mit der Bitte, die Papiere und die übrige Hinterlaſſenſchaft Broglios verſiegeln zu laſſen, ſowie alle Briefe, die etwa unter deſſen Adreſſe einlaufen würden, ihm zu übergeben. Hinſichtlich der Verſiegelung willfahrte der Rat dem Wunſche des Markgrafen und bezeichnete zwei Deputierte, die den Auftrag erhielten, im Verein mit einem markgräflichen Beamten die von dem Entführten bewohnte Behauſung mit dem Basler Kanzleiſiegel und dem markgräflichen Siegel zn verſchließen. Dagegen behielt man ſich den Entſcheid über die noch eintreffenden Briefſchaften vor. Nicht beruhigt durch dieſe Vorſichtsmaßregel erſuchte der holländiſche Reſident, Malapert, den Rat auf dringendſte, ja keinem Begehren der Franzoſen um Auslieferung der Schriften Broglios nachzugeben, ſolange derſelbe gefangen gehalten werde, denn an dieſen Papieren liege den Alliierten außerordentlich viel. Mit gleichen Forderungen beſtürmte Generalmajor Schütz von Freiburg aus die Basler. Lebhaft billigte er die Verſiegelung, betonte aber energiſch,

daß bis auf weitere Nachricht in keiner Weiſe Hand an die Hinterlaſſenſchaft gelegt werde.

Was war es nun, das die Vertreter der Alliierten in ſolche Aufregung und Sorge wegen der Papiere des Verſchwundenen verſetzte? Es mußte hinter den Beziehungen zwiſchen ihnen und dem Grafen doch mehr geſteckt haben als lediglich Freundſchaftsbezeugungen. Und wirklich verhielt es ſich ſo, denn Broglio war nichts anderes, als ein im Solde der Alliierten ſtehender Spion, der ihnen verſprochen hatte, Breiſach zu überliefern. Zu dieſem Zwecke war er auch in Beziehung zur Garniſon dieſer Feſtung getreten, was aber vor zwei Jahrzehnten vielleicht Ausſicht auf Erfolg gehabt hätte, das war unter einem Kriegsminiſter wie Louvois abſolut ausgeſchloſſen. Broglio iſt als ein betrogener Betrüger in die Falle der Franzoſen gegangen. In Baſel machte ſich allerdings die Anſicht geltend, als ob Broglio im Grunde für Frankreich gearbeitet hätte, mit dem Auftrage, die Alliierten über ihre Pläne auszuholen, und daß die Verhaftung nur eine mit den franzöſiſchen Offizieren abgekartete Komödie geweſen ſei. In dieſem Falle würde er aber ſicherlich nicht ſeine Korreſpondenzen zurückgelaſſen haben, auch ſpricht dagegen die Haltung der Franzoſen, die den Gefangenen geradezu des Hochverrats gegen ihr Land und ihren Fürſten bezichtigten, während der Hofkriegsrat in Wien die guten Dienſte Broglios in einem Schreiben an den Kaiſer hervorhob. Es ließe ſich auch denken, daß derſelbe, wie es bei ſolchen dubioſen Exiſtenzen vorzukommen pflegt, ſowohl den Alliierten als den Franzoſen gedient und zugleich beide Teile verraten habe, aber es findet ſich nichts, das für dieſe Annahme ſpräche. Jedenfalls hatte Frankreich allen Grund, ſich des Grafen zu bemächtigen, dies beweiſt die Haltung der Alliierten nach der Verhaftung.

Kaum hatten dieſe die nötigen Schritte zur Verwahrung

der broglioſchen Habe getan, ſo langte ein Schreiben des Intendanten de la Grange ein, der die Herausgabe derſelben an den von dem Gefangenen hiezu bevollmächtigten Stadtſchreiber Tſchäppelin von Breiſach verlangte. Der Rat gab nach dem Wunſche der Alliierten eine ablehnende Antwort. Auch fand er die Angelegenheit wichtig genug, um ſie den Eidgenoſſen von Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Schaffhauſen zu berichten und ihre Meinung hierüber zu erfahren.

Ganz abgeſehen von den Schwierigkeiten, die Baſel aus den entgegengeſetzten Forderungen der feindlichen Parteien erwachſen konnten, hatte die Sache ein weiteres Intereſſe für die Eidgenoſſenſchaft dadurch gewonnen, daß es hieß, die Gefangennahme habe auf Solothurner Grund und Boden ſtattgefunden. Schon in den Schreiben des Markgrafen Karl Friedrich, in denen er die Entführung am Tage darauf dem Generalwachtmeiſter Schütz ſowie dem kaiſerlichen Generalfeldmarſchall, Herzog Karl von Lothringen, berichtete, wird von einer hierbei ſtattgefundenen Grenzverletzung in einem Poſtſkript kurz Meldung getan. Zu gleicher Zeit erhielt man in Solothurn die Nachricht durch den Landvogt auf Dorneck, Johann Heinrich von Staal; ſofort wurde eine Delegation an den franzöſiſchen Geſandten Gravel, der eben ſein Amt angetreten hatte, abgeordnet, um über die Grenzverletzung energiſch Klage zu führen, die Herausgabe des Gefangenen, ſowie gründliche Genugtuung von dem Kommandanten auf Landskron zu fordern. Der Vertreter Frankreichs ſuchte ſie durch einige Worte des Bedauerns und der Teilnahme zu beruhigen, verſicherte ſie ſeiner guten Dienſte, verſprach auch an ſeinen Hof zu ſchreiben. Damit gaben ſich aber die Herren von Solothurn nicht zufrieden, die ſchon lange gereizt durch das wenig nachbarliche Betragen Siffredys, deſſen Leute kurz vorher den Dornecker Landvogt ohne allen Grund ergriffen und auf die Landskron geſchleppt hatten, aufs höchſte

erbittert waren. Sie ſandten mehrere Ratsherren zur genauen Aufnahme des Tatbeſtandes an den Ort des Ueberfalles. Übereinſtimmend erzählten zwei Knechte der Schaffnei des Kloſters Klingenthal zu Baſel und ein junger Hirte, die Augenzeugen des Vorfalles geweſen waren, wie einer der Diener des Grafen zwei von ihnen gefragt habe, ob man ſich hier auf Schweizer Boden befinde, was beide bejahten. Indeſſen hätten ſich mehrere Reiter dem Grafen genähert, der eben ſein Pferd verlaſſen hatte, und zwar an einer Stelle, die 140 Schritte innerhalb der ſolothurniſchen Grenze lag. Nach einer ſehr freundſchaftlichen und höflichen Begrüßung ſei Broglio von den Franzoſen an der Hand längs eines Hages über die Grenze geführt und unter Bedrohung mit einer Piſtole in einem Tälchen unterhalb der Landskron gezwungen worden zu Pferde zu ſteigen, worauf die Reiter mit ihm auf und davon ſeien.

Selbſtverſtändlich verſäumten die Alliierten nicht, mit Vergnügen die günſtige Gelegenheit zu ergreifen, um in der Schweiz Stimmung gegen Frankreich zu machen. In Wien, wohin der Herzog von Lothringen unverzüglich genauen Bericht über die brogliosche Angelegenheit geſandt hatte, empfahl der Hofkriegsrat dem Kaiſer: „in bedenckhen, das ermelter Sampſon eur mayeſtat guette dienſt geleiſtet, bey den Schweizern inſtanz thuen zu laſſen, weilen dardurch ihr territorium violiert worden, daß ſie ſolchen eingriff nicht geſtatten, ſondern ermelten Sampſon von den Franzoſen wieder abfordern wollen.“ Im gleichen Sinne ſchrieb Markgraf Karl Friedrich nach Solothurn, wie er ſich auch ſchon gegenüber Herzog Karl von Lothringen hinſichtlich des Ueberfalles ausgedrückt hatte: „ce que je feray sonner extremement haut aupres de messieurs les Suisses, qui sans cela ne sont pas trop satisfaits de messieurs les Francois par un pareil procedé.“

Alles dies trug jedenfalls nicht dazu bei, die errregte

Stimmung in Solothurn zu mildern. Kaum hatten die deputierten Räte den Bericht über ihren Augenſchein vorgelegt, als von neuem die Ratsdelegation vor dem Ambaſſadoren erſchien, um das „actum und factum“ zu melden, zugleich aber auch mit aller Macht ſowohl die Auslieferung des Grafen als eine Genugtuung von Siffredy zu verlangen.

Diesmal machte die Haltung der Solothurner einigen Eindruck auf Gravel, als er ſah, daß ſeine Verſuche, das Vorgehen des Kommandanten der Landskron zu entſchuldigen, ohne Erfolg blieben. Er verhehlte gegenüber ſeinem Hofe die Befürchtung nicht, daß, wenn derſelbe nicht in etwas Solothurn entgegenkomme, der ſpaniſche Geſandte, Caſati, die erregte Stimmung gegen Frankreich ausbeuten werde.

Wie zu erwarten war, beſchloß der Solothurner Rat, die Sache vor die zur Begrüßung des neuen franzöſiſchen Geſandten auf den Monat Mai angeſagte Tagſatzung zu bringen, und ſetzte Baſel hievon in Kenntnis. Dieſes inſtruierte ſeine Geſandten, Altbürgermeiſter Johann Rudolf Burckhardt und Meiſter Chriſtoph Burckhardt dahin, daß ſie mit und neben den Boten der übrigen Orte „eyferigſt“ darauf dringen ſollten, daß der Gefangene wiederum ausgeliefert werde. Eine gleiche Haltung beſchloſſen wenige Tage vor Eröffnung der Tagſatzung auf einer am 8. Mai abgehaltenen Konferenz zu Luzern die fünf katholiſchen Orte einzunehmen. Am 11. Mai verſammelten ſich die eidgenöſſiſchen Boten zu Solothurn. Nach eingehender Beratung fand man für gut, wegen der Verletzung des Solothurner Gebietes mit dem Ambaſſadoren noch nicht in Verhandlungen einzutreten, ſondern dieſe Angelegenheit auf die in einigen Wochen ſtattfindende Jahrrechnungstagſatzung zu verſchieben, da man vorerſt das Ergebnis der Bemühungen Gravels abwarten wollte, die er den Solothurnern auf ihre Klagen hin in Ausſicht geſtellt hatte.

Für dieſe mußte der Beſchluß der Tagſatzung eine harte Geduldsprobe geweſen ſein, ſie konnten es ſich daher nicht verſagen, kurz darauf von neuem mit Mahnungen und Vorſtellungen an den Geſandten zu gelangen, mußten aber nun die bittere Enttäuſchung erleben, daß ihnen Gravel wenig Gehör ſchenkte. Er erklärte ihnen, er ſei auf Grund der angeſtellten Informationen zur Annahme berechtigt, daß überhaupt keine Grenzverletzung vorliege und daß ſehr wahrſcheinlich die Gefangennahme Broglios auf franzöſiſchem Boden erfolgt ſei. Dieſe Ausführungen des Ambaſſadoren hatten eine außerordentliche Wirkung auf den Solothurner Rat, deſſen erhitzte Gemüter ſtark abgekühlt wurden; er war plötzlich ſeiner Sache nicht mehr ſo ſicher und ſtellte nun ſeine ſonſtigen Beſchwerden, beſonders die Gefangennahme des Dornacher Landvogts, in den Vordergrund. Die Solothurner mußten jetzt einſehen, daß ſie in ihrer Erbitterung gegen Siffredy übers Ziel hinausgeſchoſſen hatten, da nach ihrem eigenen Zeugenverhör eine direkte Grenzverletzung recht fraglich war; zudem mochten die ſehr mißlichen Enthüllungen über die Perſönlichkeit des Gefangenen, auf die wir ſpäter zu ſprechen kommen, ernüchternd gewirkt haben. Dieſer völlige Umſchlag in der Stimmung des Solothurner Rates fand ſeinen Ausdruck in der Inſtruktion für die Boten an die Jahrrechnungstagſatzung, die beauftragt waren, falls die Grenzverletzung zur Behandlung gebracht würde, zu erklären, daß Broglio „auf unſer gnädig herren pottmeſigkeit zwar anfänglich durch die Frantzöſiſchen fründlich beneventirt undt begrüſt, nun aber aldorten nit gefänklich angehalten, ſonder erſt uff königlichem grundt undt boden ſey in behafft genomen, wie dann die guarniſon zue Landskron ſolcher vermuthlicher und vermeinten violation gahr nicht geſtändig ſein will.“ Der Rat halte daher für das beſte, „ſolche begegnus, weilen wenig ſatisfaction zue erlangen dis orths . . . . in kein weitläufigkeit zue ziehen.“

Die Solothurner Geſandten waren jedenfalls froh, daß ſie dieſen Teil ihrer Inſtruktion nicht vorbringen mußten.

Viel ſchlimmere Folgen, als für die Solothurner, die ſich im Grunde unnötig aufregen ließen, hatte das Verſchwinden des Grafen für Baſel. Es iſt ſchon erwähnt worden, wie der Rat dieſer Stadt nach dem Wunſche der Alliierten, die unmöglich zugeben konnten, daß die für ſie ſo wichtige Hinterlaſſenſchaft in die Hände des Feindes gerate, das Begehren des Intendanten de la Grange ſowie des Stadtſchreibers Tſchäppelin von Breiſach um Herausgabe der Habe des Gefangenen ablehnte. Damit geſtaltete ſich die Lage der Basler bei den entgegengeſetzten Forderungen der kriegführenden Mächte zu einer höchſt peinlichen: ſie wußten aus Erfahrung, wie raſch Frankreich bei der Hand war, wenn die Stadt ſich nicht ſeinen Wünſchen fügte, derſelben durch eine Frucht- und Handelsſperre, im wahren Sinn des Wortes, den Brotkorb höher zu hängen. Und auch den Alliierten ſtanden ähnliche Repreſſalien gegenüber der benachbarten Handelsſtadt zur Verfügung. Man ſuchte daher in einem ausführlichen Schreiben dem Intendanten zu Breiſach klar zu machen, wie unmöglich es ſei, dem ausgeſprochenen Willen des markgräflichen Hofes, des öſterreichiſchen Kommandanten zu Freiburg und des holländiſchen Reſidenten entgegenzuhandeln. Allzuviel Wirkung durfte man ſich jedenfalls nicht von dieſen Entſchuldigungen und Erklärungen verſprechen; der Rat beſchloß daher, die Angelegenheit im Anſchluß an die Klagen Solothurns über die Grenzverletzung der Tagſatzung vorzulegen und ihre Anſicht darüber zu hören, ob Baſel ſeinem bisherigen Verfahren treu bleiben und weiterhin die Forderungen Frankreichs nicht berückſichtigen ſolle. Nicht nur fand die Haltung der Basler bei den in Solothurn verſammelten Eidgenoſſen uneingeſchränkte Anerkennung und Billigung, ſondern dieſe beſtärkten ſie in ihrer Politik durch nachfolgenden Beſchluß:

„als haben wir ..... nicht rathſam erachten können, daß unſere eydgenoßen loblicher ſtatt Baſel als ein neutral ſtand des geſagten groffen hinterlaſſene ſachen von hand zu geben, ſonder bis zu ſeiner zeit wol verwahret hinter ſich zu behalten.“ Auch erſuchte bei der Abſchiedsaudienz Bürgermeiſter Hirzel von Zürich im Namen aller Orte den Ambaſſador, ſowohl bei ſeinem Hofe als beim Intendanten des Elſaß dahin zu wirken, „daß einer ſtatt Baſel dis fahls nichts weiters zugemuthet werde.“ Wohl verſprach Gravel, zu Gunſten dieſer Stadt nach Kräften zu wirken, konnte aber dabei nicht genug betonen, daß dieſer Conte di Broglio „der gröſte boswicht auff der welt“ ſei und daß derſelbe ſehr wahrſcheinlich identiſch ſei mit einem verbrecheriſchen Vagabunden namens de Breuil, daher, wenn ſich dies wirklich bewahrheite, deſſen Habe ſeinem Könige, als Landesherrn des Verhafteten, gemäß dem Allianzvertrag ausgeliefert werden müſſe. Wenn man in Baſel gehofft hatte, nun etwas Ruhe zu haben vor den Begehren de la Granges, ſo ſollte man ſich darin gründlich getäuſcht ſehen, denn nur wenige Wochen ſpäter, Ende Juni, verlangte der Intendant von neuem in einem „gantz nachdencklichen ſchreiben“ die Herausgabe der Habſeligkeiten Broglios mit der unverhüllten Drohung, daß widrigenfalls die Basler Zehntenfrüchte in Beſchlag genommen würden. Sogleich wandte ſich der Rat an den Geſandten in Solothurn, damit durch deſſen „hochgültige officia“ die Stadt von den Zumutungen und Drohungen des Intendanten verſchont bleibe. Die Antwort Gravels lautete wenig tröſtlich. Da ſich nun wirklich herausgeſtellt habe, daß der Gefangene jener de Breuil ſei und daß er als Verbrecher und Hochverräter an ſeinem Könige gehandelt habe, ſo müſſe Frankreich auf der ſtrikten Ausführung der Beſtimmungen des Allianzvertrages beſtehen, wonach Baſel zur Herausgabe der Güter des Delinquenten verpflichtet ſei.

Man kann ſich denken, wie deprimierend und demütigend dieſe Kunde über den glänzenden und beliebten Grafen in Baſel gewirkt haben muß, zumal die Äußerungen des Geſandten durch das Gerücht beſtätigt wurde, daß dieſer de Breuil ſo wenig gräfliches an ſich habe, daß er als ein entlaufener franzöſiſcher Prieſter entlarvt worden ſei.

Um der drohenden Maßregelung durch Frankreich zu entgehen, ſuchte Baſel Hilfe und Rat bei den übrigen eidgenöſſiſchen Orten, deren Boten ſich eben anſchickten, zur Jahrrechnungstagſatzung in Baden zuſammenzutreten. Dieſe nahmen ſich der Angelegenheit kräftig an: ſie beſtätigten den zu Solothurn gefaßten Beſchluß und erklärten, „daß eine ſtadt Baſell mit aushendigung dieſer ſachen noch einhalten thete.“ Ferners einigte man ſich dahin, daß der franzöſiſche Geſandte im Namen aller nochmals erſucht werden ſolle, dafür zu ſorgen, daß de la Grange die Stadt mit ſeinen Anforderungen ungeſtört laſſe, da der Kaiſer und die übrigen Alliierten energiſch verlangten, den ſtreitigen Nachlaß vorderhand noch unter Siegel verwahren zu laſſen. Nach eingehenden Verhandlungen mit dem Ambaſſador erreichten die Basler Tagſatzungsabgeordneten, Bürgermeiſter Johann Rudolf Burckhardt und Chriſtoph Burckhardt, Zunftmeiſter zum Schlüſſel, daß Gravel das Verſprechen gab, zu Gunſten Baſels durch ein Schreiben bei de la Grange zu intervenieren. Glücklicherweiſe bedurfte es dieſer Aktion nicht mehr, denn ſchon war der geſtrenge Intendant durch die eindringlichen Vorſtellungen des mit den Franzoſen eng befreundeten Dreierherrn Zäslin milder geſtimmt worden. Der letztere hielt ſich zufällig gerade in jenen Tagen zu Breiſach auf und benützte die Gelegenheit, im Intereſſe ſeiner Vaterſtadt zu wirken. De la Grange ließ ſich zu dem Verſprechen herbei, die angedrohte Fruchtſperre nicht anwenden zu wollen, wenn Baſel die Zuſage gebe, daß Frankreich im Notfalle ebenfalls Früchte aus

den ſtädtiſchen Magazinen beziehen könne. Es fiel dem Rate recht ſchwer, auf dieſe Bedingung einzugehen und gerne wäre er ihr ausgewichen; um aber die Franzoſen zu befriedigen, verſtand er ſich zu der allgemein gefaßten Erklärung, hinſichtlich der Fruchtlieferungsfrage und der de Breuiliſchen Angelegenheit ſich ſo beweiſen zu wollen, „wie ſolches dem herkommen und gemachten abſchieden gemeß, auch ſonſten an ſich ſelbſten recht iſt.“ Durch dieſes beſcheidene Zugeſtändnis erlangte Baſel einen entſchiedenen Erfolg, denn Frankreich verzichtete von da an auf alle weiteren Zumutungen an die Stadt wegen der de Breuiliſchen Hinterlaſſenſchaft. Die Sache war für den franzöſiſchen Hof zu unbedeutend, als um ihretwillen eine nachhaltige Verſtimmung bei den Eidgenoſſen zu verurſachen, deren Wohlwollen zu erhalten er während der Kriegsjahre eifrig beſtrebt war. Die Hauptſache hatten die Franzoſen doch damit erreicht, daß ſie ſich mit raſchem Griff des Vertrauensmannes der Alliierten bemächtigten und ſo deſſen Intriguen gegen die Sicherheit ihres Landes durchkreuzten.

Der Streit, der über der Habe des Entführten entbrannt war, mußte dem Rate es wünſchbar erſcheinen laſſen, ein genaues Inventar derſelben aufzunehmen. Er beſchloß daher im Juli 1676, den markgräflichen Hof um Entfernung der Siegel anzugehen, mit dem Verſprechen, daß man die Papiere wohl verwahren und ihm eine Abſchrift des Inventars zuſtellen werde. Der Markgraf ſcheint hierauf ſeine Alliierten von dieſem Wunſche Baſels verſtändigt zu haben, denn der Kaiſer ſowie der Herzog Karl von Lothringen verlangten, daß die Eröffnung und Inventariſierung im Beiſein eines ihrer Abgeordneten erfolge, auch daß nachher das herzoglich lothringiſche Siegel zu größerer Sicherheit neben dem Basler angelegt werde. Die vorhandenen Schriften aber ſeien den Alliierten auszuliefern. Waren die Basler bisher den Wünſchen derſelben nachgekommen,

gegen dieſe Forderungen revoltierten ſie ſich als gegen einen Eingriff in ihre Souveränitätsrechte. Dies hatte die gute Wirkung, daß die Gegenpartei etwas beſcheidener auftrat und ihre Wünſche dahin formulierte, daß die Papiere durch einen Delegierten des Rats, der für dieſen Akt das „juramentum silentii“ ſchwören ſollte, im Beiſein des vorderöſterreichiſchen Rates, Freiherrn von Grammont, als Vertreter des Kaiſers, zu inventieren ſeien, und daß dieſem eine Abſchrift des Verzeichniſſes zugeſtellt werde, worauf der Rat die Schriften wieder verſiegeln und in gute Verwahrung nehmen müſſe. Auch habe dieſer einen Revers auszuſtellen, daß er die Papiere niemanden ohne Wiſſen des Kaiſers einſehen laſſe, noch weniger jemandem ausliefere. Auf einen ſolchen Vorſchlag konnte Baſel eingehen und delegierte hierzu die Ratsherren Chriſtoph Burckhardt und Johann Friedrich Wettſtein, ferners den Stadtſchreiber Hans Konrad Harder und den Ratſchreiber Jakob Fäſch, von ihnen aber durfte allein der Stadtſchreiber „sub juramento silentii“ Einſicht von den Schriften nehmen und dieſelben wieder verſiegeln. In Gegenwart des Herrn von Grammont wurde Mitte November 1676 in vorgeſchriebener Weiſe das Inventar über die de Breuiliſche Habe aufgenommen, die Schriften aber in einem verſiegelten „käſtlin“ wohlverwahrt zur größern Sicherheit in dem obern Gewölbe auf dem Rathauſe deponiert. Was ſich an barem Geld vorfand, zählte man ſorgfältig und legte es beim Stadtwechſel nieder. Wie notwendig ſolche Vorſichtsmaßregeln waren, zeigte ſich gerade ein Jahr ſpäter, als am 11. November 1677 der Beſitzer des Erlacher Hofes, Iſelin, dem Stadtſchreiber Harder melden mußte, daß die Türe, die zu den inventariſierten Gegenſtänden führte, Zeichen von gewaltſamer Öffnung aufweiſe. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß man durch Ablöſung des ſehr ſtarken Türſchloſſes ins Innere gedrungen war, dort die Siegel von zwei Käſten ab-

gerissen und dieselben geöffnet habe. An Hand des Inventars konnte festgestellt werden, daß verschiedene wichtige Stücke fehlten, daß aber manches, was einen gewöhnlichen Einbrecher angezogen hätte, nicht berührt war. Es schien, daß beim Einbruch der Raub ganz bestimmter Gegenstände beabsichtigt gewesen sei, ja man darf wohl annehmen, daß vielleicht von französischer Seite aus die Absicht bestanden habe, sich der Papiere de Breuils mit Gewalt zu bemächtigen. Immerhin ist auffallend, daß mehrere der entführten Objekte sich später bei den Kapuzinern in Solothurn vorfanden und erst auf Reklamation Basels hin herausgegeben wurden.

Nicht genug damit, daß der Rat durch diesen Pseudografen gegenüber dem Auslande in schwierige Lage geraten war, er sollte noch andere unangenehme Erfahrungen mit dieser Persönlichkeit machen, denn kaum hatte sich die Kunde von dem Verschwinden de Breuils verbreitet, als sich schon von allen Seiten die Gläubiger mit ihren Ansprüchen regten. Der Rat übertrug die wenig erfreuliche Aufgabe, die de Breuilische Hinterlassenschaft zu liquidieren, dem Stadtschreiber Harder. Wohl hatte de Breuil bedeutende Summen von den Alliierten erhalten — man sprach von 20,000 fl. —, aber sein kostspieliger Haushalt mußte viel Geld verschlungen haben, so daß es fraglich war, ob alle Forderungen befriedigt werden konnten, beliefen sich ja allein die Ansprüche der Basler Gläubiger auf 4000 fl.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, den ganzen Gang dieses Liquidationsgeschäftes mit den sich daranschließenden langwierigen Prozessen zwischen den einzelnen Gläubigern darzulegen. Nur einzelnes für die Person de Breuils charakteristische soll herausgegriffen werden. Noch ehe eine gerichtliche Auskündung erfolgt war, die sich infolge der diplomatischen Verhandlungen bis ins Spätjahr 1676 verzögerte, meldete sich

als einer der Hauptgläubiger der Bruder des französischen Gesandten in Solothurn, der Abbé de Gravel. Er beanspruchte 4000 Franken als Ersatz für eine kostbare, mit Diamanten besetzte goldene Dose, die ihm de Breuil entwendet und bei einem Pariser Goldschmied versetzt hatte. Zwischen dem Geschädigten und den übrigen Gläubigern entspann sich wegen dieser Forderung ein mehrjähriger Prozeß, dessen Ende der Abbé, der im Frühjahr 1679 gestorben sein muß, nicht mehr erleben sollte. Sein Bruder verzichtete als Erbe, ehe ein gerichtlicher Entscheid gefallen war, auf alle Ansprüche an die Masse. Mehr Erfolg, wenn auch nach mancherlei Zwischenfällen, hatte der berühmte Stückgießer Ludwigs XIV., der Zürcher Keller, der die Herausgabe von zwei wertvollen silbernen Pistolen begehrte, die er dem de Breuil überlassen hatte, gegen das Versprechen, ihm ein sicheres Geleite für sich und sein Gut durch die kriegführenden Heere zu verschaffen. Keller behauptete nun, de Breuil habe sein Wort nicht gehalten, und verlangte seine Waffen zurück. Wirklich waren ihm im Jahre 1675 acht mit Kostbarkeiten beladene Maultiere von kaiserlichen Schnapphähnen geraubt und nach Rheinfelden gebracht worden. Aber während er sich noch mit den andern Kreditoren wegen der Auslieferung der Pistolen herumstreiten mußte, waren diese beim Einbruche im November 1677 gestohlen worden. Sein Bevollmächtigter, Notar Christoph Hoffmann, stellte daraufhin das Gesuch, daß ihm für die zwei abhandengekommenen Pistolen eine Entschädigung von 2000 Franken zugesprochen werde. Noch ehe aber die Gerichte zu dieser Forderung Stellung genommen hatten, fanden sich die vermißten Waffen unter den bei den Kapuzinern zu Solothurn deponierten Gegenständen. Im März 1678 endlich erreichte Hoffmann ihre Herausgabe zu handen seines Klienten, nachdem er auf Verlangen der Kreditoren einen feierlichen Eid hatte ablegen müssen, daß die Ansprüche Kellers wirklich berechtigt seien.

Von beſonderer Art waren die Forderungen der Kapuziner zu Dornach. Ihnen hatte de Breuil allerlei Verſprechungen gemacht, was für ſchöne Sachen er dem Kloſter ſchenken werde, noch ehe er aber ſeinen löblichen Vorſatz ausführen konnte, war die Kataſtrophe über ihn hereingebrochen. Jetzt wünſchten die enttäuſchten Patres, für das ihnen ſo ſchnöde entgangene Gut einigermaßen ſchadlos gehalten zu werden. Der Basler Rat gab ihnen auf ihre etwas naive Bitte eine ausweichende Antwort und vertröſtete ſie auf ſpätere Zeit, ob er ihnen aber überhaupt etwas zukommen ließ, läßt ſich nicht nachweiſen.

Nach mehrjährigen mühſeligen Verhandlungen war es dem Stadtſchreiber Harder im Frühjahr 1680 gelungen, die Liquidation glücklich zu Ende zu führen und die Gläubiger zu befriedigen, ſo daß er dem Rate berichten konnte, daß an Aktiven 400 fl. in Geld und die Kleider noch vorhanden ſeien. Er ſollte aber für ſeine Bemühungen bei ſeinen Mitbürgern wenig Dank ernten, denn er mußte es noch erleben, daß in den ſtürmiſchen Zeiten des Jahres 1691 die Bürgerausſchüſſe ihn der Untreue bei der Verwaltung der de Breuiliſchen Maſſe beſchuldigten.

Sobald die vorderöſterreichiſche Regierung zu Waldshut von dem Abſchluß der Liquidation Kunde erhielt, verlangte ſie im Mai 1680 die Auslieferung des übriggebliebenen Geldes und Gutes. Baſel hatte keinen Grund, dieſen Wunſch zu verweigern und ließ am 18. Mai dem öſterreichiſchen Delegierten, Jakob Belz, Landſchaftseinnehmer der Herrſchaft Rheinfelden, die Kleider und die 400 fl. zuſtellen. Als dieſer auch auf die Papiere zu ſprechen kam und deren Auslieferung oder Vernichtung verlangte, entſchied ſich der Rat für das letztere und erkannte, daß die Schriften im Beiſein des öſterreichiſchen Bevollmächtigten „dem Vulcano zu geben“ ſeien. Mit dieſem dem Feuergotte gebrachten Opfer endigte eine für Baſel wenig

erfreuliche Epiſode aus der Zeit des holländiſchen Krieges. Über die ſpätern Schickſale ihres Urhebers, de Breuil, erfahren wir nur noch, daß er von Breiſach nach Paris gebracht worden ſei. Dort wußte man, wo man Leute ſeiner Art unterzubringen hatte; hinter den Mauern der Baſtille mag er ſein abenteuerliches Leben beſchloſſen haben.

Beilage.

Bei der Übergabe der Habſeligkeiten de Breuils an den öſterreichiſchen Delegierten wurde nachfolgendes Inventar aufgenommen, das einen Begriff von dem glänzenden Auftreten dieſes Schwindlers gibt. Es lautet folgendermaßen:

Erſtens der ſammete rockh mit rothem ſcharlach gefuetert, mit ſilber vergulten knöpfen. — Item ein mit goldt reich geſtickht wehrgehenckh mit guldinen franßen. — Item ein rothe chapraque mit ſilber und gold geſtickht. — Item ein camiſol von incarnat atlaß. — Item rockh und hoſen mit ſilbernen ſchlingen. — Item rockh und hoſen mit ſeidenen ſchlingen. — Item ein paar gelbe piſtolenfutter. — Item ein paar lederne underhoſen. — Item ohngefehr 2 ellen gruenen ſammet. — Item ein ſtückhlin ſchwarz ſeidenen zeug. — Item ein ſtückhlin leinen futtertuch. — Item ein alte grüen ſammete chapraque mit goldt und ſilber geſtickht. — Item eine graue nebelkapp. — Item ein weiß barchet camiſoll. — Item ein paar weiß leinen ſtiffelſtrümpf ſampt einem ſtückh weiß barchet. — Item zwo roth düechene pferdtdeckhe. — Item ein halb wollen halb ſeidene charpe. — Iteme 2 ſtuckh ſchlechte rothe umbhang. — Item ein meßgewandt. — Item ein gelbe chapraque mit ſilber geſtickht. — Item ein ſchwarz tüechen kleid mit daffet gefüettert ſampt taffet hoſenband. — Item ein grau tüechen kleid mit ſilber ſchlingen aber ohne knöpf. — Item ein paar graue tüechen

hoſen mit allerhand farb band. — Item ein paar braun duechen hoſen umb die ſäckh mit ſilber bordirt. — Item ein mantel von camelott de Bruxelle mit guldenen ſchlingen und knöpfen. — Item ein ſchwarze cengle. — Item noch ein wetterkappen. — Item ein alter nachtrockh. — Item anderhalb ellen roth duch. — Item ein ſchlupf von otter. — Item ein anderer dito von underſchiedlichen ſtuckh. — Item noch ein alter otterſchlupf. — Item ein ſchwarz ſammete belzkappen. — Item wehrgehenckh von ſilber reich geſtickht. — Item ein carmoiſin ſammete chapraque und ein dito gruene chapraque, beides mit goldt und ſilber geſtickht ſampt 2 paar kappen zu dergleichen piſtol halfftern. — Item ein compaß ſo zerbrochen. — Item 5 paar ſeiden ſtrümpf underſchiedlich farben. — Item 3 perruquen. — Item 6 mit wollen auff leinen duch genenyte roßdeckhen. — Item ein balbiertuch mit ſpizen. — Item 3 hembden von Hollendiſchem leinwat. — Item noch ein hembd. — Item 3 paar ſchlaffhoſen. — Item 5 cravaten mit ſpizen. — Item ein nachthauben mit ſpizen. — Item 3 paar manchetten mit ſpizen. — Item ein uberſchlag mit ſpizen ſambt einem paar glands. — Item 5 paar finckhlin. — Item ein roth düechenen mantelſackh. — Item ein ſchlaffhauben mit baumwollen gefüetert. — Item 6 paar glands. — Item 2 güldene und 1 ſilberne huetſchnur. — Item zwei packh Romaniſche handſchueh. — Item ein paar fuſil piſtolen mit doppelten läuffen. — Item ein gefarbt teppich. — Item ein paquet gel und braune ſchlingen. — Item 2 gezogene ſtozen in ein kutſch. — Item ein möſſen windrohr. — Item ein paar ungeſchiffte ſtozenläuff. — Item 2 paar kürzere dito läuff. — Item ein geſchiffter gezogener ſtoz. — Item ein eyſerner flitſchbogen. — Item 4 paar ohnaußgemachte jarretiers. — Item noch ein paar dito mit ſtehlenen rinckh. — Item 2 cengles. — Item ein alt paar grüene ſammete geſtickhte halfften. — Item ein paar roth ſammet reich von goldt und

ſilber geſtickhte. — Item ein paar gelbe halfften auch geſtickht. — Item ein roth gutſchenküſſe. — Item ein ſtuckh guldene gallaunen. — Item ein Stuckh violbraun geſtickte band. — Item ein roth geſtickhter Beutel mit einem cuſſinet; ein anderer geſtickhter beutel. — Item ein ſtundglaß mit einem ſilbernen gehäuß. — Item ein Marienbild auf glaaß von miniatur. — Item ein paar ſilbern ſchuhrinckh ſambt einer ſilbernen hutſchnur. — Item noch 4 paar ſilberne. — Item ein paar vergulte dito. — Item noch 2 paar ſilberne mit ſteinen verſezte ſchuehrinckhen. — Item 3 paar zaumboucles, darunder ein paar ziervergult ſo ſilber und ein paar ganz vergult ſo kupfer und das dritte ein paar glatt ſilber. — Item ein ſtückhlin halb ſilber und guldine gallaun. — Item noch 2 paar ſilberne ſchuerinckhen. — Item ein halb ſilber und halb guldine huetſchnur. — Item noch 2 paar boucles. — Item 24 duzet liberejknöpf. — Item 3 ſtückhlin ſilber und guldine franſen. — Item ein helffenbeinener griff an ein ſtockh. — Item 4 ſchnupftüch mit hohen ſpizen. — Item ein gravate von ſpizen. — Item 5 uberſchlag von ſpizen. — Item 2 ſtuckh ſpizen zu halßtüechern. — Item 2 ſtückhli hohe ſpizen. — Item ein klein dito niderer. — Item ettliche reſt ſpizen. — Item ein buſch gefarbte band auff die axel. — Item ein ſtückh gallaunen. — Item ein mit gold geſtickhter beutel. — Item eln mit ſilber beſchlagene ſchrelbtaffel ſampt ſilbernem ſchlüſſel. — Item elne ſilberne ſchreibfeder. — Item 2 beſteckh mit ſilber vergulten meſſer und gabeln. — Item ein ſackuhrli mit ganz güldenem gehäuß. — Ein dito mit ſilberdurchbrochenem gehäuß. — Ein criſtallinen chappellet. — Ein gulden kettemlin zu obigem elnten ührlin. — Item 12 duzet ſilber vergülte knöpf. — Item 12 duzet knöpf von goldfaden. — Item 4 möſſene mahlenſchlößli. — Item noch eine ſilberne ſchreibfeder. — Item ein amediſt in bley gefaßt. — Item ein ſaphir mit 6 diamäntlin. — Item

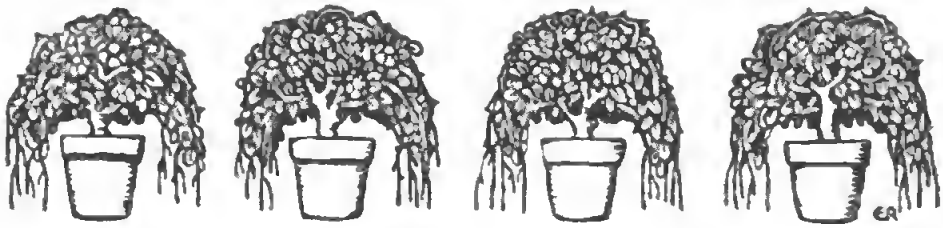
1 guldiner vexirring. — Item 2 paar guldene hembdenknöpf. — Item ein ring, darin ein kazenaug mit etlichen diamäntlin. — Ein kleinod mit perlen in deſſen mitte ein bleicher ſaphir. — Item 5 ſchlechte kleine ringlin mit falſchen ſteinlin. — Item 7 ohngefaſte allerhand ſchlechte ſtein. — Item ein ſilber durchbrochene laden. — Item ein ſchnur perlin. — Item ein packh allerhand farben ſchnier. — Item ein angeſchnitten ſtuckh breit und 1 dito ſchmale ſilber und güldene gallaunen. — Item ein paar jarretiers. — Item ein ſtuckh breite rothe mit ſilber und gold geſtikhte band. — Item ein ſtuckh dito breit carmoſin rothe band. — Ein reſt breit mit ſilber und gold geſtickhte band. — Item ein ſtückh breit rothſeidene band. — Item ein ſtückh braun geſtickte band. — Item ein ſtückh gelb und braun faconnirte band. — Item 2 ſtückhlin breite rothe daffete band. — Item ein ſtückhlin breit daffete citronenfarb band. — Item ein ſtückh band pferſichbluſtfarb. — Item 1 ſtückh band de couleur de fueille morte. — Item ein ſtückh braun daffete band. — Item ein ſtückh ſchwarz daffete band. — Item 2 ſtückh helgelbe band. — Item ein dito citronenfarb. — Item ein angeſchnitten ſtuckh roth faconnirtes band. — Item ein ſtuckh dito farb. — Item ein reſt faconnirte band braun und gelb. — Item ein reſt ſchwarze faconnirte band. — Item ein reſt braun und gelb atlaſſen band. — Item ein ſtückhli ſchwarz, grün und gelb faconnirte band. — Item 12 duzet gläſerne geſchmelzte Knöpf. — Item ein ſtuckh faconnirte breite ſchwarze band. — Item etliche duzet ballirte feurſtein. — Item ein ſchnupftabakhbüxelin. — Item ein ſtuckh braun und gelbe band. — Item ein reſt breite gelbbraune und weiße faconnirte band. — Item ein dito grüen, gelb und ſilberfarb faconnirt. — Item ein reſt ſchwarz faconnirte band. — Item ein reſt gelb und braun faconnirte band. — Item ein reſt gelb und ſchwarz faconnirte band. — Item ein ſtuckh roth faconnirte gallaunen. — Item ein reſt roth facon-

nirte breite band. — Item ein ſtückhlin dito. — Item ein ſtuckhlin ororfarb taffete band. — Item ein ſilberne ohrenſchüſſel ſambt dem deckhel inwendig vergult und darzu gehörigen ledernen futter. — Item eine ſilberne kanten ſampt dem deckhel. — Item ein ander ſilbern kentlin zum gebrauch der chiocolatti. — Item 2 ſilber liechtſtöckh ſambt ledernem futralen. — Item ein ſtürz laternlin. — Item ein roth geſtickhte lederne patronentaſchen. — Item ein große ſtürzene laterne mit ſpiegeln. — Item 4 breit zinnene blatten ſampt einem baſſin und eygniere. — Item ein langer kupferner fiſchkeſſel. — Item eine canne. — Item ein hölzen futter mit verdorben plumage. — Item ein glöckhlin. — Item ein goldtwag. — Item ein paar ſporren. — Item 6 kugelmödel und andere zu geſchoß dienliche inſtrument. — Item zahlpfenninge. — Item ein berraquanener[1]) mantel mit blauem baye gefüetert. — Item ein anderer dito mit rothem creſpon gefuetert. — Item 4 ſtückh alte tapezerey. — Item 4 papirne mödel zu piſtolenhälfftern. — Item noch 1 ſtuckh rothen umbhang. — Item 3 degen darunder 2 ohne gefeß. — Item 5 ſtückh leonwurzen. — Item 3 tigerhäutt. — Item 2 bärenhäutt. — Item 1 wilde ſchweinshäutt. — Item 8 paar theils alt theils neue ſchueh an einer ſchnuer. — Item 2 ſchwarze und 1 grauer hutt ſampt ledernem huttfutter. — Item 6 wexine windliechter. — Item 2 ſchwarze kerzenſtöckh. — Büecher: Item ein groß buch median, darinnen die keyſer, könig und fürſten des hauß Öſterrich. — Item Gerhardi Mercatoris atlas in klein median editio. — Item 38 allerhand franzöſiſche büecher. — Item ein latiniſch bettbuch. — Item ein italianiſch buch. — Item les Armoiries des roys et princes. — Item 3 büecher allerhand kupferſtückhen. — Item Symbola pontificum, imperatorum et regum. — Item 4 contrefait des herrn de

[1]) wahrſcheinlich gleich buratine=halbſeiden.

Broglio. — Item conjunctio Veneris et Martis. — Item ein peitſchen von ſeiden. — Item 4 gedeckhte gleſerne ohrenſchüßlin und 1 undecktes ſampt andern gleſern. — Item 4 ſchwarze bücherraamen. — Item ein ſauber cabinet von ſchwarz gebeiztem holz. — Item ein alter ſeſſel mit rothem cadis[1]) uberzogen. — Item ein gelber ſammeter ſattel mit ſilber und guldenen ſchnüeren und ſchwarz maroquinem uberzug. — Item ein grüener ſammeter ſattel mit gold und ſilbergeſtickht und maroquinem uberzug. — Item ein alt paar ſtiffel. — Item ein alter ſattel. — Item 2 alte zäum und 1 paar ſtangen. — Item ein tragſattel ſampt dem geſchirr. — Item ein eichen tiſchlin. — Item ein nußbaumen tiſchlin. — Item ein nußbäumen käſtlin. — Item ein großer ſpiegel mit kupfer vergültt eingelegt.

[1]) Eine Art Wollenſtoff.



Aus zwei Jahrhunderten.

Ein Stück altbaslerischer Kirchen- und Kulturgeschichte.

Nach den Quellen erzählt von Pfarrer Lic. A. Bruckner.

I. Wie Kleinhüningen zu Basel kam.

Es war in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, daß auch in der markgräflichen Kasse von Baden-Durlach eine bedenkliche Ebbe eingetreten war und deshalb dringend nach Mitteln gesucht werden mußte, die an Bargeldern arme, aber an Schulden um so reichere landesfürstliche Kasse wieder zu füllen. Was Wunder, wenn da der Blick des bedrängten Markgrafen Friedrich auf ein Dörflein fiel, das hart an der Grenze seiner Gemarkung am Wiesenausfluß gelegen, schon längst die Blicke der reichen Handelsstadt Basel auf sich gelenkt hatte, und sogar zum Teil bereits (1385, 1488) in ihren Besitz übergegangen war. Und als nun Basel Friedrich selbst den Kauf Kleinhüningens antrug, da bedachte er sich nicht lange, in Verhandlungen hierüber einzutreten. Wohl hätte er gerne die Kaufsumme von 3500 Reichstalern, die Basel ihm anbot, um 500 erhöht gesehen; aber die Rücksicht auf die magern Einkünfte, die ihm aus dem kleinen und armseligen Dörflein zuflossen und die nun durch den Krieg noch stärker zurückgegangen waren, und die Erinnerung an die vielen ärgerlichen Streitigkeiten, die er und seine Vorfahren derowegen schon hatten mit Basel führen müssen, ließen es ihm doch als ratsam erscheinen, das nach mancher Seite hin vorteilhafte Angebot nicht von der Hand zu

weiſen, und ſo wurde die Abtretung am 23. November 1640 vertraglich geregelt und der Kaufbrief von beiden Seiten unterzeichnet.

Am 14. Mai 1641 beſchien die aufgehende Sonne in Kleinhüningen zum letzten Male markgräfliche Untertanen, da an dieſem Tage die männlichen Bewohner des Dörfleins durch den Landvogt von Rötteln, Junker Johann Georg Bertram von Herſpach, ihres Eides gegen den Markgrafen entbunden und durch Altoberſtzunftmeiſter Johann Rudolf Wettſtein in Eid und Pflicht ihrer neuen Herrin, der fürſichtigen, ehrſamen und weiſen Stadt Baſel genommen wurden. Welche Gedanken und Empfindungen dieſer Wechſel in den ſpärlichen Reſten der Bürgerſchaft[1]) Kleinhüningens hervorrief, wiſſen wir leider nicht; doch kann die Beſeitigung der widernatürlichen Trennung, das Aufhören der Leibeigenſchafts- und Jahresſteuer und die Hoffnung auf mancherlei Förderung in Handel und Wandel kaum andere als freudige Empfindungen in ihnen geweckt haben, zumal zu erwarten ſtand, daß ſie an dem nahen und reichen Baſel einen mächtigeren Rückhalt finden würden, als an dem fernen und bedrängten Markgrafen, was beſonders in dieſen unruhigen Zeitläuften von weitgehender Bedeutung war.

Allerdings blieb, ſo lange der Krieg dauerte, die äußere Lage des Dorfes noch ziemlich dieſelbe, da auch Baſel nicht die Macht beſaß, den Kleinkrieg von dem Boden Kleinhüningens fernzuhalten oder die Schweden zum Aufgeben der von ihnen beſetzten Schanzen am Wieſenausfluß zu veranlaſſen. Doch vermochte es immerhin, ſeinen Untertanen gelegentlich kleinere Erleichterungen zu verſchaffen, wie es ihnen z. B. im Jahre 1644 durch ſeine mächtige Fürſprache bei dem Kommandanten von

[1]) Nach guten Quellen zählte die bürgerliche Bevölkerung damals bloß 16 erwachſene Perſonen, während die Geſamtbevölkerung aus 211 Perſonen beſtand.

Breisach den Erlaß des laufenden Magazinzehntens erwirkte und auch selbst auf die durch den Krieg verminderte Leistungsfähigkeit derselben mannigfache Rücksicht nahm.

Außer der Landwirtschaft, die im Kleinen damals wohl von jedem Einwohner der Gemeinde betrieben wurde, waren es ausschließlich zwei Berufe, deren Ausübung die Bevölkerung oblag, das Fischer- und das Weberhandwerk. Über den Verdienst und die Organisation der Weber besitzen wir leider keine Nachrichten, dagegen sind wir über die Lage der Fischer ziemlich genau unterrichtet. Sie scheinen schon damals eine besondere Zunft gebildet und aus ihrem Gewerb, namentlich dem Lachs- oder Salmenfang, ganz bedeutende Einkünfte bezogen zu haben. Enthält doch ein Memoriale des Pfarrers J. J. Lichtenhan vom 5. Oktober 1779 die Nachricht, daß der Anteil des Heinrich Clauser an der Fahrt- und Lachswaid jährlich 32 ß (ca. 2.50 Fr.) an Geld, 3 Saum Wein, 4 1/2 Maß Kirschwasser, 24 ß Butter, 1 1/2 Maß Öl und 18 Sester Kernen betragen habe. Mit dem Übergang an die Stadt erhielten die Kleinhüninger Fischer das Recht, ihre Fischzüge bis zur Rheinbrücke auszudehnen, wofür aber die Basler den Anspruch erhoben, nun auch in der Wiese fischen zu dürfen. Hiergegen wehrten sich aber die Kleinhüninger mit allem Nachdruck und es kam darüber zu mehrfachen unerquicklichen Streitigkeiten, die bis in das letzte Jahrhundert hinein andauerten, da der mehrfach ausgesprochene Wunsch der Gesellschaft zur Mägd (Basler Fischerzunft), die Kleinhüninger Fischer möchten sich bei ihr einkaufen, bei diesen kein Gehör gefunden zu haben scheint. Dagegen muß die Kleinhüninger Fischerzunft die Mahnung dieser selben Gesellschaft vom Jahre 1685, dem allzu starken Anwachsen ihrer Zunft Einhalt zu gebieten und künftig nur noch einen und nicht drei und mehr Söhne desselben Vaters in die Meisterschaft aufzunehmen, in ihrem eigenen Interesse beherzigt haben. Denn während diese

Verordnung von ca. 60 Fiſchern in der Kleinhüninger Zunft redet, erwähnt das Memorial der Bürger und Hinterſaſſen vom Jahre 1690 bloß 11 Fiſchrechtsbeſitzer daſelbſt, was auch bei Anrechnung von je 3 Söhnen doch einen Rückgang von ca. 16 ergäbe. Im Beſitze der Zunft befand ſich auch das Fiſcherhäuslein an der heutigen Bonergaſſe, das die längſte Zeit vom Rheinvogt mietweiſe bewohnt wurde und im Jahre 1797 für 62 ß (ca. 1.80 Fr.) und 13 Batzen repariert werden mußte. Auch beſorgten ſie abwechſelnd mit den Großhüninger Fiſchern den Fährdienſt zwiſchen den beiden Ortſchaften, doch mußten ſie ſich verpflichten, ihm nur am Tage (zwiſchen Sonnenauf- und -untergang) obzuliegen und „niemalen leichte Weiber oder Deſerteure überzuführen".

II. Wie Kleinhüningen von Baſel verwaltet und regiert wurde.

Mit dem Übergang an die Stadt fiel für die Einwohnerſchaft Kleinhüningens die drückende Leibeigenſchafts- und Jahresſteuer dahin, die noch im Jahre 1640 mit 38 Gulden (ca. 4.20 Fr.) und 6 Batzen hatte abgeführt werden müſſen; dagegen blieben die andern Gebühren und Abgaben in Kraft, nur daß ſie jetzt an eine andere Adreſſe abgeliefert werden mußten. Die Hauptſteuer war und blieb wie zuvor der Zehnten, der vom Heu, Korn und Wein erhoben wurde. Der Heuzehnten wurde im Jahre 1683 von der Gemeinde erworben und von ihr dem Untervogt überlaſſen gegen die Verpflichtung, daraus den Wucherſtier zu unterhalten. Der Fruchtzehnten wurde urſprünglich direkt eingefordert, bald aber der Einfachheit halber an den Meiſtbietenden verſteigert, der dann ſelbſt ſehen mußte, ob er auf ſeine Rechnung kam. Der Ertrag war demnach ein recht verſchiedener, wie wir aus den zahlreich erhaltenen Notizen der Obervögte ſehen können. So galt der Fruchtzehnten z. B. in

den Jahren 1745, 46, 47 und 48 $41^1/_4$, $38^1/_2$, 39 und $40^1/_2$ Vierzel zu 16 kleinen Seſtern oder 273 Litern, dagegen in den Jahren 1743, 49 und 50 nur 26, $25^3/_4$ und 32 Vierzel, um im Jahre 1751 infolge ungünſtiger Witterung und anderer ſchädigender Urſachen auf 20 Vierzel zu fallen, zu deren Sicherſtellung nicht einmal die nötigen zwei Bürgen gefunden werden konnten. Ähnlich wird es mit dem Weinzehnten gehalten worden ſein, deſſen Ertrag doch auch darunter gelitten haben wird, daß niemals eine Grundſtückskarte für denſelben exiſtierte und ſomit keine genaue Kontrolle geführt werden konnte. Auffallenderweiſe erhielt ſich dieſe Zehntpflicht bis über die Zeit der Revolution und Reſtauration hinaus und wurde erſt für das Jahr 1834 mit einer Zahlung von 5000 Fr. abgelöſt, zu deren Aufnahme der Kleine Rat am 28. Dezember 1833, unter vorgehender Billigung der von der Gemeinde vorgelegten Verzinſungs- und Amortiſationspläne ſeine Zuſtimmung gab. Eine weitere namhafte Einnahmequelle bildete für Baſel das Fiſchregal der Gemeinde, während das Jagdregal bei der Kleinheit des Banns und dem faſt völligen Mangel an Wald kaum je groß in Betracht gefallen ſein dürfte. Anfänglich mußten die Kleinhüninger Fiſcher jeden dritten Fiſch an den Obervogt abliefern; doch wurde dies bald als zu hart und drückend empfunden und in eine beſcheidenere Geldſumme verwandelt, von der der Obervogt einen Anteil erhielt, der ſich im Jahre 1720 auf 17 ℔ zu 3.83 Fr. belief und den anſehnlichſten Teil ſeiner Kompetenz ausmachte, ſo daß Bruckner 1751 im ſechſten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten (S. 620) mit Recht ſchreiben konnte: „und ohngeachtet die Fiſch- und Lachswaid ſammt dem Waidgang jeweilen als ein Regale der Obrigkeit vorbehalten worden, nutzen ſie dennoch dieſelbe mit großem Vortheile“.

Zur Leitung der eigentlichen Regierungsgeſchäfte wurde mit der Übernahme der Gemeinde — in Anſehung ihrer aus-

geſetzten Lage an den Grenzen — ein Obervogt von der Stadt beſtellt, der jeweils aus den Mitgliedern des Kleinen oder Geheimen Rates gezogen wurde und in welchem Amte wir deshalb nacheinander die angeſehenſten Familien der Stadt (Biſchoff, Falkner, Socin, Burckhardt, Wieland, Merian, Forcard, Iſelin, Buxtorf u. a.) vertreten finden. Aber die Befugniſſe desſelben entſprachen weder dem volltönenden Amtstitel noch dem hohen Stande ſeiner jeweiligen Inhaber, indem der Rat ſich die Entſcheidung jeder auch nur halbwegs belangreichen Frage ſelber vorbehielt. Die Hauptaufgabe des Obervogtes beſtand darin, über die Vorgänge und Wünſche in der Gemeinde an Bürgermeiſter und Rat oder die ſonſt zuſtändige Behörde zu berichten und gehorſamſt ihre Verfügung abzuwarten.

Und ſo finden wir denn in unſerem ſtädtiſchen Archiv eine ganze Unmenge von Memorialien der verſchiedenen Obervögte, in denen ſie die mannigfaltigſten Angelegenheiten der Gemeinde mit großer Ausführlichkeit ſchildern und ehrerbietigſt um eine Entſcheidung des Rates bitten, und die gerade deshalb für den Hiſtoriker von großem Werte ſind.

Einen ſehr breiten Raum nehmen in ihnen naturgemäß Klagen über Streitigkeiten und Widerſetzlichkeiten ein, die manchem Obervogt ſein an ſich nicht ſehr dankbares Amt noch vollends unleidlich gemacht haben mögen. Bald ſind es die Wirte, die unter ſich oder mit ihren Gäſten uneins geworden ſind, bald Bäcker und Metzger, deren Beſchwerden über gegenſeitige Berufsbeeinträchtigung des näheren unterſucht und geſchlichtet werden müſſen. Mehrfache ſchwere Schlägereien zwiſchen den Kleinhüningern und ihren Nachbarn in Großhüningen und Neudorf werfen ein übles Licht auf die Gemeinde, während die zahlreichen Baumfrevel, die man ihnen, meiſt doch mit Recht, zur Laſt legte, zeigen, daß ſie vielerorts für bösartig und nachträgeriſch gegolten haben. Die Klagen der Bürger über die

vielen Hinterſaſſen, vor denen auf den Feldern nichts ſicher ſei, wollen nicht verſtummen, und andererſeits hören die Hinterſaſſen nie auf, ſich über die unberechtigte Abweiſung ihrer Begehren um Aufnahme in das Bürgerrecht zu beſchweren. Aber auch der ärgerliche Lebenswandel, der Eigenſinn und die halsſtarrige Widerſetzlichkeit Einzelner gaben den Obervögten jeweilen viel zu ſchaffen, wie wir aus folgendem Urteil des Obervogts Johann Lukas Iſelin (1744—1773) vom 6. November 1764 entnehmen müſſen: „Übrigens iſt ſowohl den Herren Pfarrherren, welche in Kleinhüningen funktionieret, als mir dem Obervogt leider zur Genüge bekannt, wie bei Vielen in gedachtem Dörflein weder Zuſpruch, Vermahnung noch Vorſtellung viel fruchtet, ob es ſchon bisweilen auch von einem ehrwürdigen Bann ſelbſten geſchiehet. Alles thäte man gerne anwenden, um ſie zu einem beſſeren Lebenswandel zu bringen und da die Meiſten in größter Armuth, ſo bleibt außer wo es hochnöthig iſt, die Geldſtrafe vermitten, die Gefängnuß aber will wenig bedeuten . . .“ Sehr häufig aber treten die Obervögte auch als Sachwalter und Fürſprecher der Gemeinde auf, deren materielle Intereſſen ſie auf jede Weiſe zu fördern trachteten. So bittet z. B. der Obervogt Hans Conrad Wieland (1714—1725) am 19. Auguſt 1722 den Kleinen Rat um die Zuggerechtſame für Kleinhüningen, da ſonſt der Bevölkerung ſchließlich nur der rauhe Ackerboden verbleibe, und der Obervogt Jakob Chriſtoph Frey (1731—1744) erſucht denſelben am 21. April 1736, daß der Weg bei der Wieſenbrücke offen bleibe und der vom Schultheißen der minderen Stadt anbefohlene Trüllen daſelbſt nicht gemacht werde.

Eine weitere, ſehr arbeitsreiche, aber leider wenig angenehme Aufgabe der Obervögte war die Abhaltung der wöchentlichen Verhörtage, in denen ſie die im Dorfe vorgefallenen Real- und Verbalinjurien zu bereinigen, die ſtreitenden Parteien mit

amtlichem Zuſpruch, Bitte und Vermahnung unter ſich zu verſöhnen ſuchen und alle ſonſt Fehlbaren zur Verantwortung ziehen ſollten. Es ſtand ihnen dabei zu, die Schuldigbefundenen zu kleinen Geldſtrafen oder zu einer kürzeren Haft auf der „Bärenhaut“ zu verurteilen, welche Mittel aber eben bei den Kleinhüningern wenig bedeuten wollten. In jedem ernſtlicheren Falle aber war das Gericht und der Schultheiß der minderen Stadt zuſtändig, die allezeit ängſtlich über der Erhaltung ihrer alten Rechte an Kleinhüningen wachten.

Und ebenſo beſcheiden als die Befugniſſe waren auch die Einkünfte der Obervögte, da ſie ſich großenteils aus Gebühren und Abgaben zuſammenſetzten, die bei der Kleinheit und fortdauernden Armut des Dorfes ſehr wenig eintrugen. So beliefen ſich nach einer fliegenden Notiz die Einkünfte des Obervogtes Benedikt Socin (1655—1665) in den Jahren 1661—1663 auf 22 ß (ca. 4 Fr.) 10 Batzen, von denen aber 16 ß und 10 Rappen wieder verausgabt werden mußten. Und auch noch 50—100 Jahre ſpäter werden ſie kaum viel mehr betragen haben, obgleich der Bericht der ad Ararium Deputierten zum Dezember 1725 über die Kompetenzen des Obervogtes auf den erſten Blick einen weſentlich günſtigeren Eindruck hervorruft. Denn die 5 hierin namhaft gemachten Einnahmequellen des Obervogtes, 1. Ertrag der Fiſchwaid 17 ß (1720), 2. $^2/_3$ der Strafgelder, 3. einige Dutzend Faſtnachthühner, 4. das Siegelgeld, 5. 2 Schilling von jedem Hinterſaſſen, ſind doch mit Ausnahme der Fiſchwaid und der Faſtnachthühner meiſt nur oder doch faſt nur imaginäre geweſen. Denn die Geldſtrafen blieben, wie wir gehört haben, meiſtens vermieden,[1]) das Siegelgeld (laut Bericht des Jakob Chriſtoph Frey vom 4. September 1734)

[1]) Laut einer Notiz des Daniel Schorndorf (1794—1798) betrug ſein Anteil an den Strafgeldern im Jahre 1794/95 4 ß 8 Batzen 4 Rappen, das ß zu Fr. 1.80 gerechnet.

wurde von den Weinherren erhoben und die Hinterſaſſen waren ſehr oft nicht zum Zahlen zu bringen, wie derſelbe Bericht Freys ſchmerzlich ausführt. Erſt im Jahre 1738 beſſerte ſich die Stellung der Obervögte dadurch in etwas, daß die Stadt das Landgut zur oberen Klübin käuflich erwarb und das ſogenannte Schlößlein mit etwas Gelände dem jeweiligen Obervogt als Amts- und Wohnſitz zuwies.

Als Gehülfe des Obervogts fungierte der Untervogt, deſſen Stellung ſich am eheſten mit der eines Amtsdieners und Poliziſten vergleichen läßt. Er wurde jeweilen aus den des Schreibens und Leſens kundigen gutbeleumundeten, langjährigen Bürgern Kleinhüningens auf Vorſchlag des Obervogtes vom Kleinen Rat gewählt und der Gewählte mußte die Stelle annehmen, wenn er nicht ſehr gewichtige Gegengründe aufführen konnte. Seine Haupteinnahme beſtand aus dem Heuzehnten, die aber durch die Verpflichtung, den Wucherſtier daraus zu unterhalten, ſo ſtark reduziert war, daß ſeine Vorgeſetzten ſich öfters verpflichtet fühlten, dem Rat die Notwendigkeit einer beſonderen Tröſtung für ihn darzulegen. Trotzdem aber von Verdienſt bei dieſem Amte kaum die Rede und die Arbeit zeitraubend, mühſam und oft recht unangenehm war, wurde es doch als einflußreiches Ehrenamt viel begehrt. Denn als der Untervogt Heinrich Brandenberger in den erſten Tagen des Januar 1779 geſtorben war, meldeten ſich nicht weniger als 6 angeſehene Bürger zu der Stelle, von denen freilich einer dabei nur der dringlichen Aufforderung des Obervogtes Andreas Buxtorf folgte. Eine weitere, leider viel umſtrittene Nebeneinnahme des Untervogts bildeten die Taggelder bei freiwilligen Mobilienganten in Kleinhüningen, welche jeweils vom Obervogt bewilligt werden mußten und die man mit ſpezieller Erlaubnis des Pfarrers auch am Sonntag unmittelbar nach dem Gottesdienſt abhalten durfte. Dagegen verblieb das Recht, die gezwungenen und Immobilien-

ganten abzuhalten, trotz aller Bitten und Vorſtellungen der Obervögte der minderen Stadt, welche ſie in ihrem Ganthauſe durch den Stadtkäufler abhalten ließ. Nach einem Vorſchlag der Gerichtsämter der minderen Stadt vom 28. Auguſt 1787 wurden die Taxen dabei wie folgt feſtgeſtellt: Bei Ganten im Eingang von 100—150 ₰ (ca. 2 Fr.) ſoll der Stadtkäufler oder Untervogt kein Taggeld, ſondern nur ein Trinkgeld erhalten. Bei Ganten von 150—300 ₰ ſoll er 10 Batzen und einen Abendtrunk, bei ſolchen von 300 ₰ und mehr 1 ₰ Taggeld und Beköſtigung erhalten, während die beiden Geſchworenen, der Gantknecht und der Abwart zu je 5 reſp. 10 Batzen Taggeld ermächtigt ſein ſollten. Aber dieſe Normierung ſeiner Taxen hatte für den Untervogt das Unangenehme im Gefolge, daß der Stadtkäufler nebenbei das Recht erhielt, auf Wunſch der Gantlaſſer auch freiwillige Mobilienganten in der minderen Stadt zu vollziehen, wodurch ihm gerade manche größere Gant verloren gehen mußte.

Als weitere Beamte treffen wir in Kleinhüningen den Bannwart, der 1737 von der Gemeinde der vielen Hinterſaſſen wegen angeſtellt wurde, vor denen, wie ſie ſagte, in Feld und Garten nichts ſicher ſei, und ſeit 1762 einen Harſchierer für die Bettelkehri, der jährlich 12 ₰ aus dem Armenſeckel erhielt. Daneben begegnen uns Bannbrüder und Geſchworene, die bei Ganten und im Gericht fungierten und dem Pfarrer und Obervogt zur Ausübung des Banns behülflich waren, der Rheinvogt und ſeit 1747 die Hebamme, die auf Fürſorge des ehrwürdigen Konvents, des Pfarrers und des Obervogts angeſtellt und aus dem Armenſeckel mit jährlich 12 ₰ ſuſtentiert wurde. Für ihre Bemühungen im Einzelnen durfte ſie von jeder Kindbetterin einen Gulden (ca. 4 Fr.) einfordern und außerdem war ihr Mann wacht- und fronfrei.

III. Wie Kleinhüningen ſeine eigene Kirche und Schule erhielt.

Beim Übergang an die Stadt Baſel bildete Kleinhüningen wie Hiltalingen kirchlich eine Filiale der bei einer Stunde entfernten Gemeinde Haltingen[1]), ſodaß es wohl von den meiſten Einwohnern als eine Wohlthat empfunden wurde, daß ſie durch eine Verfügung des Rats vom 7. Auguſt 1641 der minderen Stadt zugewieſen wurden und das Recht erhielten, ihre Toten durch die dortigen Geiſtlichen auf dem Klingental begraben zu laſſen. Als aber nach der endlichen Wiederkehr des Friedens viele flüchtig gewordene Bürger und Hinterſaſſen in die Gemeinde zurückkehrten und dieſe auch ſonſt unter dem milden Szepter des alten Baſel mächtig zu wachſen anfieng, regte ſich ſehr bald unter der Einwohnerſchaft Kleinhüningens der Wunſch nach eigener Kirche und eigenem Gottesdienſt. Außer dem Fehlen eines geordneten, religiöſen Jugendunterrichtes und dem Mangel einer geregelten Seelſorge an den Kranken und Sterbenden wurde von den Kleinhüningern beſonders das als läſtig und unleidlich empfunden, daß die Kirchgänger zur Winterszeit oft ſehr lange vor dem geſchloſſenen Bläſithor warten mußten und daher nie ſicher waren, den Gottesdienſt in der minderen Stadt rechtzeitig zu erreichen.

Als deshalb verſchiedene gutherzige Leute zu Stadt und Land eine milde Beiſteuer von 248 Gulden (ca. 4.50 Fr.) anerboten hatten für den Fall, daß die Stadt in Kleinhüningen eine eigene Kirche erbauen und einen eigenen Gottesdienſt einrichten würde, wandte ſich die Gemeinde am 21. Oktober 1671 an den großen Rat mit einem entſprechenden Geſuch, das aber nach eingehender Beratung von dieſem abgelehnt wurde. Doch hatte dasſelbe wenigſtens den Erfolg, daß nun der Torwächter angewieſen wurde, den Kirchgängern aus Kleinhüningen recht-

zeitig zu öffnen, damit ſie ferners nicht mehr am Gottesdienſt verſäumt würden. Und außerdem war damit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Notſtand gelenkt und dadurch einer kommenden Entſchließung vorgearbeitet worden. Man behalf ſich aber ſolange es irgend möglich war aus Sparſamkeitsrückſichten mit halben und durchaus proviſoriſchen Maßregeln. 1682 erklärten ſich die Pfarrer der minderen Stadt bereit in der Einrichtung und Anſetzung des Gottesdienſtes auf die Kleinhüninger Rückſicht zu nehmen und auch für den Unterricht der dortigen Jugend beſorgt ſein zu wollen. Aber ſehr bald machte ihnen das Anwachſen ihrer eigenen Gemeinde die Ausführung dieſes wohlgemeinten Anerbietens faſt zur Unmöglichkeit und als dann infolge der Kriegsläufte am Anfang des 18. Jahrhunderts die Gemeinde Kleinhüningen völlig zu verwildern drohte, wurde allgemein die Notwendigkeit einer beſonderen kirchlichen Verſorgung derſelben anerkannt und ſo fand der Plan des Antiſtes Hieronymus Burckhardt, in Kleinhüningen eine Kirche zu erbauen und einen beſonderen Filialiſten anzuſtellen nicht nur beim Convent der ſtädtiſchen Geiſtlichkeit, ſondern auch beim großen Rat die denkbar wohlwollendſte Aufnahme.

Am 21. November 1709 richtete nämlich der Convent unter Vorgang des ehrwürdigen Antiſtes eine Eingabe an den großen Rat des Inhalts: Es möchte in der jetzt bereits über 300 Seelen zählenden Gemeinde Kleinhüningen in thunlichſter Bälde eine kleine ſchmuckloſe Kirche erbaut und der durch Rezeption der bisherigen Filiale St. Margarethen in das Lieſtaler Kapitel freigewordene Margarethanus daſelbſt als Filialiſt angeſtellt werden. Schon in der nächſten Sitzung erklärte ſich der Rat prinzipiell mit dieſem Wunſche einverſtanden und erbat ſich deshalb diesbezügliche nähere Vorſchläge, beſonders über die

[1]) Näheres ſiehe bei Tſchamber: Friedlingen und Hiltalingen. Hüningen 1900. S. 131 ff.

Deckung der dadurch entstehenden ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben. Und bereits am 14. Dezember desselben Jahres war der Convent im Stande, dem Wunsche des großen Rates zu entsprechen und ihm zugleich seinen wärmsten Dank zu übermitteln.

Für den Anfang, so meint das Gutachten des Conventes, gebe es viel und vielerlei zu thun und daher sei es zweckmäßig, einen Erfahrenen zu wählen. Als solcher eigne sich wohl am besten M. Jakob Meyer, der seit seinem Examen 11 Jahre in verschiedenen Stellungen untadelig gelebt habe. Als seine Pflicht solle es gelten, allsonntäglich in Kleinhüningen Predigt und Kinderlehre zu halten, an den Festtagen die Sakramente zu verwalten, die Kirchendisziplin zu handhaben und die Kranken regelmäßig zu besuchen. Ferner solle er wenigstens am Anfang alle Wochen eine Hausuchung betreffend christlichen Glauben und Kindererziehung vornehmen. Im weiteren solle er die Predigten im Münster, die der bisherige Margarethanus gehalten habe, übernehmen und sich mit den beiden anderen Filialisten in die Pflege der Malefikanten und Uebeltäter (Todesvorbereitung) teilen. Als Salar seien ihm in Ansehung dessen, daß der Dienst in Kleinhüningen von allen 3 Filialen wohl der mühsamste sein dürfte, 12 Vierzel (à 16 kleine Sester) Korn, 4 Saum Wein und 20 Gulden an Geld (ca. 4 Fr.) zu reichen, das man aber wohl nach den ersten strengen Jahren vielleicht wieder etwas ermäßigen könne. Damit jedoch die löbliche Haushaltung mit der Ausrichtung dieses Salars nicht allzu sehr beschwert werde, empfehle es sich, die Einkünfte einiger fetten Landpfründen bei eintretender Vakanz zu beschneiden und die ordentlichen Mittel dadurch erhältlich zu machen. Munzach und Läufelfingen könnten wohl je 6 Vierzel an Korn, Sissach, Winterfingen und Rothenfluh aber je 10 Gulden abgenommen und so auch der Siegrist von Kleinhüningen noch mit jährlich 10 Gulden besoldet werden.

Die Weinkompetenz aber ſolle man aus dem Kleinhüninger Weinzehnten entnehmen, von dem zu hoffen ſei, daß ſich ſein Ertrag wie bisher noch weiter ſteigern werde. Die Mittel zum Bau der Kirche aber ſolle man durch eine von allen Predigern zu empfehlende Kollekte aufzubringen ſuchen und einen etwaigen Fehlbetrag wolle der Rat ſelbſt auf Staatskoſten übernehmen.

Auch dieſes Gutachten des Conventes fand bei dem großen Rat die wohlwollendſte Aufnahme und eine ſo überaus prompte Erledigung, daß der Convent bereits in ſeiner erſten Sitzung vom Januar 1710 den oben erwähnten M. Jakob Meyer zum Filialiſten der neugegründeten Gemeinde Kleinhüningen erwählen konnte, welcher ſein Amt ungeſäumt antrat und in einer Scheuer zu predigen begann. Unzweifelhaft hat bei dieſer raſchen Entſchließung des großen Rates die Ueberlegung ſtark mitgewirkt, daß das Ziel einer ſelbſtändigen, kirchlichen Verſorgung von Kleinhüningen auf die vom Convent empfohlene Weiſe faſt ohne Koſten erreicht werden könne; aber das mindert doch das Lob nicht, die Angelegenheit mit einer Promptheit erledigt zu haben, wie ſie in der ganzen Geſchichte der evangeliſchen Kirche beiſpiellos daſtehen dürfte. Und mit der gleichen Entſchiedenheit wurde auch der Kirchenbau ſelbſt geführt und durchgeführt.

Am 22. Februar 1710 wurde der heute durch die innere Mauer abgetrennte, etwa ½ Jucharte große Kirchhof um den Preis von 200 ℔ (ca. 660 Fr.) von Jakob Gyſel käuflich erworben und am 8. März vom Convent und zahlreichen Mitgliedern des Rats in genauen Augenſchein genommen. Am 19. Juli wurde die Grundſteinlegung in beſcheidener Weiſe gefeiert und am 9. Auguſt in der Wirtſchaft zum Neuen Haus die Aufrichtung feſtlich begangen. Und bereits am 23. November konnte die Kirche unter außerordentlicher ſtarker Beteiligung von Seiten der Gemeinde und der Stadt eingeweiht werden, wobei der Antiſtes Hieronymus Burckhardt im langatmigen, trockenen

Stil seiner Zeit eine „prächtige“ über zwei Stunden lange Fest- und Weihepredigt hielt über 1. Könige 8, 62: „Und der König samt dem ganzen Israel opferten vor dem Herrn Opfer“, die nachgehends auf Befehl des Großen Rates in Druck gegeben und an die offiziellen Teilnehmer gratis verteilt wurde. So rasch es aber auch ging mit dem Kirchenbau, leider durfte der erste Pfarrer M. Jakob Meyer diesen Ehrentag seiner ersten Gemeinde doch nicht mehr erleben, da er im Frühsommer desselben Jahres offenbar rasch dahinstarb und M. Johann Ludwig Frey schon am 27. Juli 1710 sein Amt daselbst antrat, dessen eigentliche Installation doch auf den 30. November verschoben wurde.

Über den Kirchenbau selbst besitzen wir noch eine genaue, detaillierte Rechnung, deren Inhalt aus verschiedenen Gründen von allgemeinem Interesse sein dürfte. Darnach betrugen die Einnahmen der Kollekte, samt dem, was Pfarrer Gernler schon früher gesammelt hatte, 4965 ℔ 6 Batzen, 8 Rappen, d. h. nach heutigem Geldwert etwas zu 16000 Fr.

Die Ausgaben dagegen sind wie folgt notiert:

8. März 1710 Mittagimbiß und Trunk beim Augenschein des Platzes	74	℔ 1	B. 6	Rp.
19. Juli 1710 Festivitäten bei der Grundsteinlegung sowie Mittagessen . . .	18	„ 2	„ 6	„
9. August 1710 Festivitäten bei der Aufrichtung im Neuen Haus	38	„ —	„ —	„
16. August 1710 27,8 ℔ Messing . . .	2	„ 5	„ —	„
Aufschrift d. Messingtafel unter das Fundament	25	„ —	„ —	„
Kreuz, Glocken und Glockenstuhl	732	„ —	„ —	„
Mittagsmahlzeit bei der Kircheneinweihung	187	„ —	„ —	„
Trinkgeld, Brot und Anderes	64	„ 19	„ 6	„
Schlosserarbeit am Glockenstuhl	48	„ —	„ —	„
Übertrag	1188	℔ 27	B. 18	Rp.

	Übertrag	1188 ℔	27 ß.	18 Rp.
Sattlerarbeit an den Glocken	7 „	10 „	— „	
Die 2 Uhrblätter am Kirchthurm bemahlen	15 „	— „	— „	
Spenglerarbeit	3 „	16 „	— „	
Inſkription an der Kirche machen und mahlen	12 „	10 „	— „	
19 Exemplare der Einweihungspredigt . .	4 „	15 „	— „	
Silber Baſſin und Kännli für die Tauff .	295 „	— „	— „	
Großes und kleines Altartuch, nußbaumener Tiſch, 3 gebeizte Täfeli zum Geſang, ein tannen Käſtlin und ſelbiges zu beſchlagen; ein queleton zum Tauff, 6 glatte, nußbaumene Lehnſtühl, 6 Wandſchrauben .	29 „	17 „	— „	
Neueinfaſſung der Kirchenſtühle für die Vorgeſetzten	22 „	10 „	— „	
Die Kirche ſelber	5750 „	— „	— „	
An Jakob Gyſel für den Platz	200 „	— „	— „	
Summa	7531 ℔	11 ß.	2 Rp.	

d. h. nach heutigem Geldwert annähernd 25,000 Fr.

Die für jene Zeit immerhin beträchtlichen Mehrkoſten von 2576 ℔ 4 Batzen 6 Rappen wurden vom Rat in der Weiſe übernommen, daß das Deputatenamt die eine und das Direktorium der Schaffneien die andere Hälfte trug. Trotzdem aber bildete ſich ziemlich bald in Kleinhüningen die Legende aus, die Kollekte für ihren Kirchbau ſei ſo reichlich ausgefallen, daß die Stadt dabei einen anſehnlichen Vorſchlag gemacht habe, welchen der Rat für etwaig notwendig werdende Reparaturen zu Handen genommen habe; und man machte ſie auch zur Unterſtützung von entſprechenden Begehren gelegentlich geltend, ohne jedoch damit durchzudringen.

Gleichzeitig mit der Kirche erhielt Kleinhüningen auch ſeine eigene Schule, welche vom Sigriſten J. Hofer gehalten wurde, der trotz der Verbindung der beiden Ämter nur ein ſehr be-

ſcheidenes Auskommen hatte und obendrein noch fürs Erſte die Schule in ſeiner eigenen Wohnung abhalten mußte. Und ſo ſah ſich denn Pfarrer Johann Ludwig Frey, nachmals Profeſſor der heiligen Schrift in Baſel, ſchon im erſten Halbjahr nach der Einweihung der Kirche am 10. März 1711 veranlaßt, bei Bürgermeiſter und Rat um ein beſſeres Salarium für denſelben zu bitten, damit er nicht außer ſeinem Doppelamt noch eine andere Hantierung treiben müſſe, um ſein Brot zu verdienen, und dieſe Eingabe ſcheint nicht ganz erfolglos geblieben zu ſein. Denn laut der Bittſchrift des Obervogtes Jakob Chriſtoph Frey vom 11. Februar 1741 um eine Beiſteuer zum Kauf eines eigenen Schulhauſes bezog der Schulmeiſter damals jede Fronfaſten 4 ½ Gulden an Geld und 1 ½ Vierzel Korn und überdies vom Lehramt wegen der Schul ein Baum Holz. Von der Gemeinde erhielt er außerdem 1 Vierzel Korn und von jedem Schulkind pro Woche 4 Rappen, was ihm bei einer Zahl von 50—60 Kindern doch wohl 30—40 ℔ an Geld einbrachte. Daneben bezog er als Sigriſt 10 Gulden an Geld, von jeder Hochzeit 12 Batzen und 6 Rappen, von jeder Begräbnuß, weilen er die Perſonalien ſchreiben, dem Pfarrer den Todesfall anzeigen und an die Begräbnuß laden mußte, 1 ℔ und von jeder Taufe 5 Batzen, was bei einer Durchſchnittszahl von 12 Taufen, 3 Hochzeiten und 10 Beerdigungen immerhin noch einen Zuſchuß von rund 15 ℔ bedeutete, ſodaß ſein Geſamteinkommen ſich ums Jahr 1750 außer Korn und Holz doch auf 70—75 ℔, d. h. auf gegen 250 Fr. belief. Wie wenig dies im Grunde auch war, erſchien es doch nicht bloß der Bevölkerung, ſondern auch ſeinen Vorgeſetzten, dem Obervogt und Pfarrer als durchaus genügend, und als deshalb der Schulmeiſter Johann Heinrich Brenner am 18. September 1756 den Bürgermeiſter und Rat erſuchte, ſeine jährliche Kompetenz auf 20 ℔ an Geld und 4 Vierzel Korn zu erhöhen und die Gemeinde anzuhalten, ihm

aus dem Armenſeckel ſeinen ordentlichen Vorſängergehalt von 10 ℔ pro Jahr und zwar ſeit 1744 auszubezahlen oder ihn für den erlittenen Schaden ſonſtwie zu tröſten, rieten ſowohl der Pfarrer Johann Jakob Bruckner wie der Obervogt Johann Lukas Iſelin davon ab, ihm hierin zu willfahren, da der Schulmeiſter mit ſeiner Gratifikation, Wohnung, Schulgeld, Frucht uſw. ganz ordentlich fortkommen könne, während der Armenſeckel beinahe mittellos ſei und trotzdem die Hebamme beſolden und zahlreiche Arme unterhalten müſſe. Pfarrer Bruckner fügte noch ausdrücklich bei, die Beſoldung für den Vorſänger ſei nicht für Brenner, ſondern für ſeinen Vorgänger Kantor Weinbach ausgeſetzt worden, der jeweils aus der Stadt kommen, das nun leider unbrauchbar gewordene Poſitiv der Jungfrau Suſanne Mangold ſchlagen und obendrein noch 6 arme Kinder im Singen unterrichten mußte, ſodaß Brenner, der nun daneben noch Sigriſt und Schulmeiſter ſei, billigerweiſe gar keinen rechtlichen Anſpruch auf ein beſonderes Honorar erheben könne. Ihrem Doppel-Gutachten entſprechend wurde der Schulmeiſter, wie die Chronik des Taufregiſters berichtet, mit ſeiner Prätenſion durch eine Ratserkenntnis vom 2. Oktober 1756 ein für allemal abgewieſen, und nicht beſſer erging es ihm, als er im Winter 1767/68 nochmals dieſelbe Prätenſion erhob.

IV. Wie Kirche und Schule zu Kleinhüningen ihren Fortgang nahmen.

In ſeinem Gutachten über die Schaffung einer ſelbſtändigen Kirchgemeinde in Kleinhüningen hatte der Konvent der ſtädtiſchen Geiſtlichkeit die Mutmaßung geäußert, es möchte vielleicht nach den erſten ſtrengen Jahren möglich ſein, das Salarium des dortigen Filialiſten wieder etwas zu reduzieren. Doch ſtellte ſich dies bald als eine völlige Unmöglichkeit heraus, da ſein Gehalt von vornherein trotz der ſtrengen Arbeit ſo niedrig be-

messen worden war, daß sogar ein Arzt, der Professor der Medizin Dr. J. J. Harder, es als eine Pflicht der Nächstenliebe empfand, ein Legat von 80 ℔ auszusetzen, aus dessen Zins dem armen Filialisten ein bescheidener jährlicher Zuschuß von 4 ℔ gewährt werden konnte, und das nachgehends von Antistes Hieronymus Burckhardt selbst auf 100 ℔ ergänzt wurde. Es begreift sich deshalb sehr leicht, daß die ersten Pfarrer, Johann Ludwig Frey (1710/11), Johann Jakob Bruckner (1711—1716), E. E. Mertz (1717—1719) und Friedrich Merian (1719—1721) ihre Stelle, die sie doch auch sonst nicht ganz befriedigte, sobald als möglich wieder verließen, und daß die Gemeinde nur dann das Glück hatte, ihren Pfarrer längere Zeit zu behalten, wenn dieser das Unglück hatte, bei der Erlosung einer einträglicheren Pfründe längere Zeit im Nachteil zu bleiben, oder wenn persönliche Verhältnisse ihm das Wohnen in oder bei der Stadt wünschenswert machten.

Im ersteren Falle hat sich wahrscheinlich M. Johannes Burckhardt (1721—1732) befunden, der schon am 1. Oktober 1725 Bürgermeister und Rat in eindringlichen Worten um eine seiner vielen Arbeit entsprechende Kompetenzerhöhung bat. Bei der großen Unwissenheit und Sündhaftigkeit der dortigen Bevölkerung müsse er nicht blos die Jugend, sondern auch die Alten in ihren Häusern gründlich unterrichten und deshalb nicht bloß den ganzen Sonntag, sondern auch den halben Donnerstag in Kleinhüningen zubringen, was für ihn, da er in der Stadt wohne, mit sehr hohen Kosten verbunden sei. Außerdem müsse er zahlreiche Krankenbesuche machen, an den hohen Festtagen einen Kandidaten zum Zudienen beim heiligen Abendmahl anstellen, den Kantor jeweilen traktieren, sein Holz selber kaufen, und bei alledem besitze er nur ein Gehalt von 12 Vierzeln Korn, 4 Saum Wein und 30 ℔ an Geld. Bis jetzt habe er sich seinen Lebensunterhalt durch „Informierung der Studiosorum“ mit saurer

Mühe erworben, bitte aber nun den Rat dringend, mit seiner Not durch etwelche Erhöhung seiner Kompetenz ein Einsehen haben zu wollen. Und dieses bewegliche Schreiben ist nicht ohne Eindruck geblieben, denn in der Folgezeit wurde seine Kompetenz um 15 ℔ Wohnungsentschädigung erhöht und er außerdem noch zum Religionslehrer am Gymnasium erwählt. Nach seinem Weggang nach Oltingen im Sommer 1732 wurde die Kompetenz des Kleinhüninger Pfarrers noch um 6 weitere Vierzel Korn aus der Sissacherpfründe erhöht und zugleich einer Bitte Burckhardts entsprochen, wonach die Pfarrer von Läufelfingen, Munzach und Sissach angewiesen wurden, ihr Betreffnis an den Kornmeister abzuliefern, damit es ihm durch diesen zu einer ihm passenden Zeit zugestellt würde. Denn damit wurde es diesen unmöglich gemacht, auch fernerhin ihren Ärger über die Pfrundbeschneidung durch schlechtes Maß und mangelhafte Qualität an dem armen Filialisten auszulassen.

Unter dem Pastorate seines Nachfolgers Johann Georg Braun (1732—1742) erlebte die Gemeinde zwei für die Folgezeit sehr bedeutsame Neuerungen. Neben dem Schlößchen auf der oberen Klübin, das, wie wir oben erzählt haben, 1738 dem Obervogt als ständiger Amtssitz zugewiesen worden war, befand sich auch noch ein älteres, winkeliges und ziemlich baufälliges Haus samt Trümmern einer Waschküche, einem halbverfaulten Stall, einem defekten Holzschopf und einem schier verfallenen Soodbrunnen, das im selben Jahre zu einer bescheidenen Pfarrwohnung eingerichtet wurde. Das Haus selbst bestand laut einem Bericht des Pfarrers Johann Jakob Bruckner vom 2. April 1760 aus 3 Stuben, 3 Kammern, 2 kleinen Kuchenen und einem Keller und muß sich ebenfalls in einem ziemlich verwahrlosten Zustand befunden haben. Denn Ingenieur Fechter schreibt in demselben Gutachten an Bürgermeister und Rat vom 19. April 1760, dem wir auch die obigen Details über die Zu-

behörde des Pfarrhauſes verdanken: „Übrigens aber iſt dieſes ſämmtliche Gebäude von ſo ſchlechter und preſthafter Art, daß nicht viel damit anzufangen, anſonſt man einer Hauptveränderung bloß geſtellet ſein würde.“ So ſchadhaft aber auch dieſes Gebäude war und ſo wenig es auch die Reparaturen rentierte, die man daran wendete, der Pfarrer war damit doch ſeiner Gemeinde bleibend näher gerückt und der Anfang dazu gemacht, die Pfründe aus einer bloßen Filiale zu einer Landpfarrei zu erheben. Und wenn auch das Haus ſelbſt dem jeweiligen Inhaber wenig Freude bereitete, ſo waren doch der Garten, die Bündten und Matten und das Waidrecht für eine Kuh auf der Kleinhüninger Allmend nicht zu verachten.

Für die Gemeinde ſelbſt aber bedeutete dieſe Neuerung unendlich viel mehr, da der Pfarrer ihr nun ſelbſtverſtändlich ſehr viel mehr Zeit und Arbeit widmen konnte und mußte als bisher. Angeſichts ſeiner weiten Entfernung von der Stadt wurde er von den ſtädtiſchen Funktionen immer mehr entlaſtet, dafür aber ihm in Kleinhüningen ſelbſt die Einhaltung der vollen Gemeindekirchenordnung zur Pflicht gemacht, die außer den Sonn- und Feſttagspredigten, den Kinderlehren und Nachmittagsgottesdienſten für jeden Dienstag eine Wochenpredigt, jeden Sonnabend eine Betſtunde und jeden Feſttag eine Vorbereitungspredigt vorſah, die Zahl der wöchentlichen Konfirmandenſtunden auf 3 feſtſetzte und dem Pfarrer das Halten einer Vorkinderlehre ernſtlich ans Herz legte und ihn außerdem noch als Präſident der Schulpflege, des Banns und der Armenpflege mit einer Reihe weiterer Pflichten belaſtete. Dadurch aber wuchs er erſt recht in die Gemeinde hinein und war nun imſtande, auf ſie in der mannigfachſten Weiſe einzuwirken.

Faſt ebenſo bedeutſam aber war es für die Gemeinde, daß unter ſeinem Paſtorat dank der warmen Fürſprache des Obervogtes Jakob Chriſtoph Frey für die Schule ein beſonderes

Haus an der heutigen Dorfgaſſe (wahrſcheinlich der ehemalige Konſum) gekauft werden konnte, das unten eine große Stube von 306 □' für die 50—60 Schulkinder und oben eine einfache Wohnung für den Schulmeiſter enthielt und dieſem wie der Schule damit das läſtige Umherziehen künftighin erſparte. Die 1200 ℔, die der Kaufſchilling ſchließlich betrug, wurden der Gemeinde je zur Hälfte vom Deputatenamt und vom Direktorium der Schaffneien vorgeſtreckt zu einem ſehr billigen Zins, an den der Schulmeiſter für ſeine Wohnung zuerſt jährlich 26 ℔ und dann ſeit 1751 noch 20 ℔ beitrug, bis ihm der Mietzins ſchließlich ganz erlaſſen wurde. Infolge dieſer Erwerbung muß der bisher arg vernachläſſigte Unterricht ſo bedeutend an Ordnung und Regelmäßigkeit gewonnen haben, daß Bruckner daher die eigentliche Errichtung einer Schule datiert, wenn er im ſechſten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten S. 639 ſchreibt, daß „unter ihme (Braun) eine ordentliche Schule zur Unterhaltung der Jugend errichtet worden."

Aber das Paſtorat Brauns, das auf der einen Seite ſo ſegensreiche Neuerungen brachte, hatte leider auf der andern zwei üble Nachſpiele im Gefolge. Bei ſeinem Antritt als Pfarrer von Kleinhüningen entdeckte ſein Nachfolger M. Hieronymus Burckhardt (1742—1746), nachmaliger Prediger zu Waldenburg, daß Braun während mehr als 6 Jahren überhaupt keine Regiſter geführt hatte, und teilte dies pflichtſchuldigſt dem Obervogt Jakob Chriſtoph Frey mit, der es am 6. März 1743 an Bürgermeiſter und Rat weiter berichtete. Der Beſcheid desſelben lautete: Pfarrer Burckhardt möge mit Hülfe des Sigriſten und perſönlichem Nachfragen in allen Familien das Fehlende ſo gut wie möglich zu ergänzen ſuchen und es unter Vorbehalt des Irrtums in die entſprechenden Regiſter eintragen, was denn auch von ihm und ſeinen Nachfolgern nach Möglichkeit geſchah. Nach Einſicht der Regiſter muß man ſowohl dem Eifer des

Pfarrers wie dem treuen Gedächtnis der Kleinhüninger Bevölkerung ein durchaus ehrendes Zeugnis ausstellen, da auch diese Nachträge mit größter Sorgfalt und Genauigkeit ausgestellt sind. Bedeutend schlimmer für das Ansehen des Verstorbenen war aber die Klage des Armengutes auf unregelmäßige Verwaltung und Benachteiligung des Armenseckels um 92 ℔ 8 Batzen und 10 Rappen, die vom Konsistorium, d. h. dem Rektor und den Konsistorialen der Universität doch nur deshalb abgewiesen wurde, weil sie zu spät, d. h. nach Ablauf der von der Witwe Braun sofort begehrten Auskündungsfrist eingereicht worden war, und die zum zweitenmal dahin beantwortet wurde: das Weibergut könne in dieser Sache nicht mehr angesprochen werden; falls jedoch vom Vermögen des Verstorbenen selbst noch etwas vorhanden sei, so solle dieses an die Schuld gegeben werden. Bei diesem Urteil des Konsistoriums mag doch auch die Erwägung mitgewirkt haben, daß es sich hier kaum um eine Veruntreuung, sondern viel eher bloß um eine sehr nachlässige Buchführung handelte.

Unter dem Nachfolger des Hieronymus Burckhardt, Johann Jakob Bruckner (1746—1760), dem Sohne des gleichnamigen dritten Pfarrers von Kleinhüningen, dem späteren Helfer von St. Peter, wurde 1747 ein erstes Verzeichnis der im Pfarrhause notwendigen Reparaturen aufgenommen, 1752 der Garten samt anstoßender Matten ausgesteint und im Sommer 1760 nach seinem Wegzuge nach Waldenburg von Ingenieur Fechner das Pfarrhaus um 669 ℔ 17 Batzen gründlich gebessert. Bruckner stellt ihm in seinen Denkwürdigkeiten, Band 6 S. 63 9 das ehrende Zeugnis aus, daß er „seine vielen Anfällen unterworfene Gemeinde bestens und mit vielem Fleiße besorget.“ Am Ende seiner Tätigkeit betrug seine Kompetenz 30 ℔ an Geld, freie Wohnung, Matte und Garten, 18 Vierzel Korn und 4 Saum Wein, was aber das Direktorium der Schaffneien

ſelbſt als völlig ungenügend bezeichnete und darum für ſeinen Nachfolger im April 1760 dem Rat mit Erfolg eine Erhöhung derſelben auf 60 ℔ an Geld, 24 Vierzel Korn und 6 Saum Wein vorſchlug.

In den Genuß dieſer namhaft erhöhten Kompetenz trat Pfarrer Friedrich Rupp (1760—1763), der wegen baulicher Veränderungen über ein Vierteljahr außerhalb des Pfarrhauſes logieren mußte, wodurch ihm einſchließlich des zweimaligen Umzuges ganz bedeutende Mehrkoſten erwuchſen, an die ihm der Rat auf ſeine Bitte und die warme Empfehlung des Konventes eine einmalige Gratifikation von 100 ℔ gewährte. Auf ihn folgte Pfarrer Werner Veſt (1763/64), deſſen kurze Wirkſamkeit außerhalb der amtlichen Regiſter keinerlei Spuren hinterlaſſen hat.

Unter Pfarrer J. Meyer (1764/65, früher in Friedrichsthal) wurde alter, aber beinahe in Abgang gekommener Tradition gemäß eine Schul- und Kirchenviſitation in Kleinhüningen vorgenommen, deren intereſſante Akten uns noch vollſtändig erhalten ſind.

Die Schulviſitation wurde Mittwoch den 5. Juni 1765 von Chriſtoph Beck, Doktor der heiligen Schrift und Profeſſor des Alten Teſtamentes abgenommen. Sie ergab, daß der bereits mehrfach genannte Schulmeiſter Johann Heinrich Brenner 19 Knaben und 56 Mädchen zu unterrichten hatte, die in einem Alter von 5—15 Jahren ſtanden, von denen aber leider die Mehrzahl nur ſelten zur Schule kam. Das charakteriſtiſche Urteil des Viſitators lautete wie folgt: „Sie buchſtabieren und leſen ſchwach bis an einige Buben und Mägdelein, welche fertig im Leſen ſind; ſie ſagen alle aus dem Nachtmahlbüchlein auf und bätten außwendig, doch viele ſehr träg und langſam. Die ſo ſchreiben lernen, ſchreiben ziemlich gut, auch ſingen ſie nicht gar übel; die Mägdelein übertreffen die Knaben an Geſchick-

lichkeit. Dieſe Schule ſolle ſich ſeit etwas Zeit gebeſſert haben. Doch bleiben viele dieſer Kinder zurück, weil ſie ſehr ſelten zur Schule kommen und in den Indiennefabriquen arbeiten. Man hat allhier bis etwann 10 ſehr dumme Köpfe beobachtet und Kinder, ſo eine ſehr ſchwäre Ausſprache haben; vermöge einer näheren Unterſuchung konnten auch die natürlichen Urſachen dieſes Übels entdeckt und ſolche größtenteils verhütet werden."

Die Kirchenviſitation fand 4 Tage ſpäter, Sonntag den 9. Juni 1765, in Gegenwart des Obervogtes Johann Lukas Iſelin nach vorangegangener Predigt und Kinderlehre in der Kirche ſtatt. Darnach hat Pfarrer Meyer alle ſeine gottesdienſtlichen Funktionen und übrigen Amtspflichten treu und gewiſſenhaft erfüllt und ſich durchaus an die vorgeſchriebene Kirchenordnung und Liturgie gehalten, viele Haus- und Schulbeſuchungen vorgenommen und es an den nötigen Ermahnungen den Alten und Jungen gegenüber nicht fehlen laſſen. Aber gleichwohl iſt es ihm nicht möglich geweſen, eine Vorkinderlehre einzurichten oder die anderswo üblichen Bättſtunden am Sonnabend einzurichten und ſelbſt den Konfirmandenunterricht hat er bislang unterlaſſen müſſen, da ſich ihm einſtweilen noch Niemand dafür angemeldet hat. Der ſonntägliche Gottesdienſt iſt im Ganzen recht ordentlich beſucht, doch „viele fehlen und aus Anlaß irdiſcher Geſchäfte und die Aderlaſſen gehen ſchon am Morgen fort, auch gehen einige zu Handwerksverſammlungen nach Riehen oder werden geſtutzt, was auch wider die Kirchenordnung ſey." Mit den Unterbeamten, die ihm mit Anzeigung der Fehlbaren an die Hand gehen ſollen, iſt Pfarrer Meyer ſo ziemlich zufrieden, auch befinden ſich zum Glück keine Sektierer in ſeiner Gemeinde, dagegen erſcheint ihm der allgemeine Zuſtand ſeiner Gemeinde „überhaupt betrübt. Die Trunkenheit — gibt er zu Protokoll — ſey ſehr gemein, ſo auch viele Armuth verurſacht; das erſchröckliche und außerordentliche Fluchen, reizen

andere noch zum Fluchen an, das Verfluchen der Eltern über ihre Kinder bei den geringſten Anläſſen. Wenn man könnte den Kindern verbieten, nicht in die Wirthshäuſer, beſonders an Hochzeiten zu gehen, wo man nur Böſes ſehe. Auch bleibe man des Nachts zu lange in den Wirthshäuſern, auch ſey die Metzg unter der Schule, da die Kinder von den Metzgern vieles Fluchen und Schwören hören; beſonders ſey unter den Eheleuten Vieles Händeln und Schlagen, ſo daß keine Woche ohne Händel vorbeigehe." Dies Alles wurde nach Abtreten des Pfarrers von den Unterbeamten, dem Schulmeiſter und den Bannbrüdern ohne weitere Ergänzung noch Berichtigung als wahrheitsgetreu beſtätigt und bekräftigt.

Auch Pfarrer Meyer hat im Oktober 1764 an Bürgermeiſter und Rat die dringende Bitte um eine Kompetenzerhöhung gerichtet, da er bei ſo geringer Beſoldung nicht einmal ſeine Pflichten als Hausvater und noch weniger als Geiſtlicher auf die Dauer erfüllen könne, und damit bereits das Geſuch um eine Reiſe- und Umzugsentſchädigung verbunden, ſcheint jedoch mit demſelben keinen Erfolg gehabt zu haben.

Sein Nachfolger, der letzte vom Konvent gewählte Filialiſt von Kleinhüningen, wurde im Spätherbſt 1765 Pfarrer J. J. Lichtenhan von Altweiler, der von der löblichen Haushaltung unmittelbar nach ſeinem Antritt zu einer Reiſe- und Umzugskoſtenentſchädigung von 80 neuen Talern empfohlen wurde, und der in ſeiner 34jährigen Amtstätigkeit die größten Umwälzungen in nah und fern miterlebte. Während ſeines Paſtorates machte der Konvent der ſtädtiſchen Geiſtlichkeit unter Leitung des Antiſtes Merian am 22. Februar 1774 einen erneuten ernſtlichen Verſuch, die Pfründe zu einer Landpfarrei zu erheben und den Inhaber in ihr ſtädtiſches Kapitel aufzunehmen, ohne damit jedoch mehr als eine beſcheidene Kompetenzerhöhung zu erreichen, die im Jahre 1799 240 Franken an Geld, 24 Vierzel

Korn und 6 Saum Wein betrug. Unter ihm wird auch in den Akten einer großen Teuerung im Jahre 1771 gedacht, die das Armengut, das ſich damals auf 4624 ℔ belief, im eigentlichen Sinne des Wortes zu dezimieren drohte. Das Armengut, deſſen wir hier und bei Anlaß von Herrn Pfarrer Braun Erwähnung getan haben, war im Jahre 1720 durch ein Legat von 200 ℔ des Ratsherrn Saraſin begründet und durch Zuwendung des „wandelnden Almoſens“ und einer jährlichen Armenſteuer von 10 Batzen von jedem Hinterſaſſen ſtetig geäuffnet worden. Trotz zahlreicher ordentlicher und außerordentlicher Ausgaben mehrte es ſich aber bei dem Wachstum der Gemeinde und dem ſteigenden Intereſſe der Stadt für dasſelbe zuſehends, ſodaß es ſogar die obenerwähnte Teuerung und die erſten Revolutionsjahre glücklich überwand und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſich auf 6946 ℔ 3 Batzen und einen halben Rappen belief, wobei freilich nicht zu vergeſſen iſt, daß das Pfund damals kaum mehr die Hälfte von dem galt, was es im Beginn desſelben gegolten hatte.

Sechs Jahre ſpäter erlebte Lichtenhan mit der Gemeinde die Freude, das 1717 von der Jungfrau Suſanne Mangold geſtiftete, aber damals ſeit über 30 Jahren unbrauchbare Poſitio um den Preis von 6 neuen franzöſiſchen Louisdors (ca. 150 Fr.) gegen ein neues mit 4 Regiſtern einzutauſchen, das am 10. Auguſt 1777 zum erſten Male im Gottesdienſt geſpielt wurde. Die Kollekte, die zu dieſem Zwecke erhoben wurde, ergab erfreulicherweiſe folgende namhafte Beiträge: 1. von den Herren aus der Stadt, die in Kleinhüningen wohnten, 63 ℔ 6 Batzen und 6 Rappen; 2. von den Bürgern und Einwohnern der Gemeinde 42 ℔ 15 Batzen 10 Rappen und 3. vom Armenſeckeli 11 ℔ 17 Batzen 8 Rappen. Davon wurden gezahlt an Herrn Thommen für das Poſitio 6 Louisdors = 80 ℔, dem Schreiner für Thürlin und Stägelin 6 ℔ 5 Batzen, dem Bildhauer von dem

Aufſatz 5 ß, dem Maler des Aufſatzes 6 ß 5 Batzen, dem Schloſſer 13 ß, für Unkoſten beim Transport 2 ß 18 Batzen, Herrn Thommen als Bürgbüchlein 4 ß. Lichtenhan empfahl auch noch mit dem letzten Obervogt Daniel Schorndorf (1794 bis 1798) am 4. Juli 1795 den damaligen Schulmeiſter, Vorſänger und Sigriſten Rudolf Lang, der nebenbei auch noch als Fleiſchſchauer amtierte, wegen ſeiner fleißigen Aufſicht und nützlichem Unterricht bei der ihm anvertrauten Jugend zur ferneren Erhaltung der ihm von einem hohen Bürgermeiſter und Rat mildreichſt gewährten Wohltat von 4 Vierzeln Korn, 20 ß an Geld, 2 Klafter Holz und 20 ß Zulage und dokumentierte dadurch am beſten den guten Willen, von dem er als Pfarrer gegen die Schule und den Lehrer erfüllt war.

In den letzten Jahren muß Pfarrer Lichtenhan, mitgenommen von der zunehmenden Verarmung und Verrohung ſeiner Gemeinde, dem Wechſel in Regierung und Verwaltung, der allgemeinen Unſicherheit in Handel und Wandel und dem eigenen hohen Alter, ſeine Gemeinde immer mehr vernachläſſigt haben, ſodaß Antiſtes Merian ſich im Namen der pastores und theologi der hieſigen Kirche und hohen Schule veranlaßt ſah, am 18. Januar 1799 an die Bürgeradminiſtratoren das Geſuch zu richten, Lichtenhan mit dem üblichen Einkommen zu penſionieren und dem derzeitigen Vikar von Ormalingen, dem ehemaligen Pfarrer von Rauweiler, Johann Heinrich Lichtenhan, die Pfründe in Kleinhüningen zu übertragen.

Dieſer Plan muß bis auf einen Punkt die Billigung des Bürgerpräſidenten und der Bürgeradminiſtratoren gefunden haben, denn bereits am 24. Februar 1799 predigte der Vorgeſchlagene in Kleinhüningen; der alte Pfarrer aber hatte es nun ſo eilig mit dem Wegzug, daß am Sonntag vorher kein Gottesdienſt gehalten werden konnte. Der eine Punkt, in dem die pastores und theologi und die Bürgeradminiſtratoren

nicht einig waren, betraf das ſelbſtändige Fortbeſtehen der Kirchgemeinde Kleinhüningen. Während nämlich die Letzteren dem Plane einer Verſchmelzung derſelben mit der minderen Stadt ernſtlich zugetan waren, hielten die Erſteren dafür, daß das ganz und gar untunlich ſei, da Kleinhüningen dringend einen eigenen Pfarrer brauche und die Pfarrer der minderen Stadt ohne das mit Arbeit überhäuft ſeien. Als aber der neugewählte Vikar dem Bürgerpräſidenten ſeine trüben Erfahrungen mit der von ihm zu konfirmierenden Jugend anſchaulich ſchilderte, von denen die meiſten 20—23 Jahre alt ſeien und doch kaum irgendwelche religiöſe Vorkenntnis beſäßen, noch ihre Vernunftkräfte gebrauchen könnten, da muß es auch dieſem zum Bewußtſein gekommen ſein, wie notwendig Kleinhüningen einen eigenen Pfarrer brauche, und daß es kein beſonderes Vergnügen ſei, unter den derzeitigen Umſtänden daſelbſt als Geiſtlicher zu amten, und ſo wurde Lichtenhan bald darauf als Pfarrer beſtätigt und ſeine jährliche Kompetenz ſogar noch um ca. 60 Fr. erhöht.

V. Wie es damals in Kleinhüningen zuging.

Beim Übergang in den Beſitz der Stadt Baſel am 23. November 1640 muß Kleinhüningen einen äußerſt kläglichen Anblick dargeboten haben. Seit Jahren der Schauplatz wilder Kämpfe zwiſchen den Schweden und Kaiſerlichen, mehrmals beſchoſſen und geplündert, war das Dorf von den meiſten Einwohnern verlaſſen worden und die 3 Geſchlechter (11 Familien) Gyſel, Hort und Kiefer, die in dem „ſchier ganz ruinierten, in Brand geſetzten und zu Grunde gerichteten“ Dorfe zurückgeblieben waren, litten, wie alle Landleute jener Gegend, ſchwer unter einer allgemeinen Hungersnot. Sobald jedoch der Friede zurückgekehrt war, ſuchten viele der Flüchtigen ihre alte Heimat wieder auf und auch zahlreiche neue Familien ſiedelten ſich daſelbſt unter

dem gnädigen Regiment der Stadt Basel an. Zunächst wurden vermutlich die alten Gebäulichkeiten — als solche kennen wir sicher die obere und die untere Klübin, die Mühle (jetzt Sägerei), den Markgräflerhof, das Neue Haus und den Otterbach — wieder hergestellt, doch bald auch mit Bewilligung des städtischen Zünftegerichts in der Dorf- und Bonergasse neue Wohnstätten erbaut. Im Jahre 1687 zählte man, wie wir aus den Meyerischen Plänen, einer kunstlosen Grundrißzeichnung, entnehmen können, bereits 28 Gebäulichkeiten im Dorfe selbst, die mit geringen Ausnahmen noch heute stehen und von denen die beiden Wirtschaften zur Krone und zu Dreikönigen, das weiland Gemuseus'sche Landhaus (jetzt im Besitze der Familie Clavel-Merian), das spätere Schul- und das jetzige Pfarrhaus außer den oben genannten Häusern und Zubehörden des Dorfes unstreitig die reichste Geschichte hinter sich haben. Die Bevölkerung bestand 1690 aus 25 Bürgern, 11 Hintersassen, 3 Basler Bürgern und 3 bürgerlichen Wittfrauen samt ihren jeweiligen Angehörigen. Dem Berufe nach zählte sie unter sich 8 (11) Fischer, 9 Weber, 4 Schneider, 4 Zimmerleute, 2 Bauern, 2 Schuhmacher, 2 Taglöhner, 1 Kübler, 1 Metzger, 1 Müller, 1 Maurer, 1 Schreiner und Schuldiener, 1 Wirt, den Basler Bürger und Fischrechtsbesitzer zum Neuen Haus, und 1 Untervogt. Während aber die Häuser aus jener Zeit mit verschwindenden Ausnahmen bis auf den heutigen Tag fortbestanden haben, sind die meisten der darin wohnenden Geschlechter (Gysel, Göbel, Jochranner, Brötli, Bartuch, Steiger, Schuler, Isenhutt, Clauser u. a.) entweder ausgestorben oder ausgewandert und nur ganz wenige (Hort, Lang, Buser, Bürgi und Hantschy) haben sich bis heute erhalten, sodaß auch hier die jüngeren Geschlechter die älteren fast völlig verdrängt haben. 1710 zählte die Bevölkerung bereits 300 Seelen und nahm in den friedlichen Zeiten des mittleren achtzehnten Jahrhunderts stetig zu, sodaß in den Akten regel-

mäßig von einem ſtarken, einmal ſogar von einem „täglichen“ Zuwachs die Rede iſt. Im Jahre 1795 zählte man ſchon über 70 Bürger und wohl nicht viel weniger Hinterſaſſen, ſodaß die Annahme einer Geſamtbevölkerung von ca. 6—800 Seelen wohl kaum übertrieben ſein dürfte. Für dieſe Einwohnerſchaft wurden im Jahre 1799 von 4 Metzgern 178 Stück Großvieh, 19 Schweine, 60 Kälber und 50 Schafe geſchlachtet. Von den Geſchlechtern, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts als bleibender Beſtandteil dazu kamen, ſind vor allem folgende zu nennen: Bell, Bertolf, Bieler, Boſer, Brandenberger, Burkart, Dettwyler, Frey, Häfeli, Hofer, Huber, Jutzler, Mautz, Meyer, Müller, Vogt, Weber und Zipfel.

Trotzdem aber die Einwohnerzahl ſtetig zunahm, blieb doch die Armut des Dorfes fortwährend dieſelbe, ſo daß der Armenſeckel immer ſtark in Anſpruch genommen und außerdem auch ſehr häufig beſondere Hilfe aus der Stadt requiriert werden mußte. Als charakteriſtiſches Beiſpiel dieſer Armut mag hier erwähnt werden, daß die Gemeinde trotz mehrfachen ſchweren Feuerſchadens und angelegentlicher Ermahnung des Rates auch bei eifrigſtem Kollektieren und Mithülfe der baslerischen Güterbeſitzer jahrelang nicht imſtande war, ſich die nötigen Feuereimer und eine kleine billige Feuerſpritze anzuſchaffen, bis die Stadt ſich auf die Bitte des Obervogtes Daniel Mitz am 2. Februar 1776 entſchloß, zu der Gabe der Kleinhüninger Ehrenbürger von 89 ℔ und 6 Batzen und der Gemeindeangehörigen von 169 ℔ und 13 Batzen den noch nötigen Zuſchuß von 154 ℔ zu übernehmen und zugleich für einen paſſenden Verwahrungsort der neuen Spritze zu ſorgen.

Die Urſachen dieſer fortdauernden Armut ſind aber nur zum Teil in den großen Verheerungen des 30jährigen Krieges und in den vorübergehenden Unruhen während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges (Schlacht bei Friedlingen am 14. Oktober 1702)

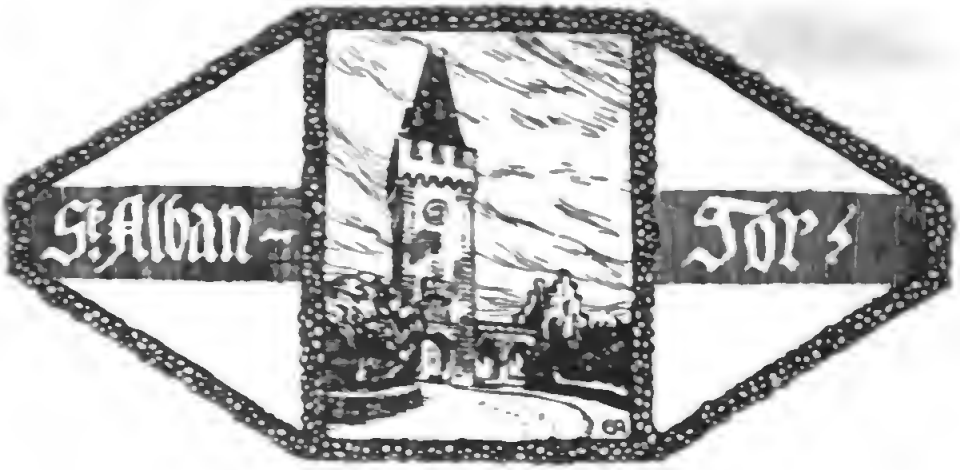
zu ſuchen, denn ſonſt hätte ſich der Wohlſtand der Bevölkerung in den friedlichen Zeiten des mittleren achtzehnten Jahrhunderts ſichtlich heben müſſen. Und auch die natürlichen Unglücksfälle, wie die häufigen Überſchwemmungen der Wieſe, Hagelwetter und Feuersbrünſte ſind nur zum Teil hiefür verantwortlich zu machen, da ja keine Ortſchaft im Laufe der Zeit hievon verſchont blieb, und Kleinhüningen außerdem für ſeine Nöte bei dem reichen Baſel ſtets eine offene Hand fand. Als z. B. im Herbſte 1764 eine große Feuersbrunſt vier Häuſer ſamt Stall und Scheune mit 450 Garben und 10 Saum Moſt vernichtete, floſſen den Brandbeſchädigten nicht weniger als 1563 ℔ allein aus der Stadt und überdies noch 105 ℔ aus der Landſchaft zu, und ebenſo wurden die Koſten des Uferſchutzes an der Wieſe während der Jahre 1750—54 faſt ausſchließlich von der Stadt getragen und der Gemeinde und den Landanſtößern nur einige kleine Beiträge und die Unterhaltung des Fußweges und des Wieſengeſtades auferlegt. Auch an der Möglichkeit eines regelmäßigen Verdienſtes fehlte es nicht, ſeit in Baſel und den angrenzenden badiſchen Ortſchaften mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zahlreiche Indienne-Fabriken und Druckereien angelegt wurden und außerdem die Überzeugung von der vorzüglichen Eignung des weichen Wieſenwaſſers für das Waſchen, Reinigen und Färben von Leinwand und Leinwandartikeln zahlreichen Frauen aus der Gemeinde einen ſtändig wachſenden Verdienſt ſicherte. Und auch die Pflichten und Abgaben gegenüber der Gemeinde können keine beſonders drückenden geweſen ſein, da ſie außer den Steuern für die Verzinſung und Amortiſation des Schulhauſes, dem kleinen jährlichen Zuſchuß an die Zulage des Schulmeiſters und einem beſcheidenen Beitrag an den Armenſeckel faſt ausſchließlich in Arbeitsleiſtungen für den Schutz der Wieſe und den Unterhalt der Gemeindeſtraßen beſtanden, die zudem von den meiſt reichen, ſtadtbürgerlichen Inſaſſen

häufig mit Geld abgelöſt wurden, wodurch dann bald der und jener noch eine vermehrte Verdienſtgelegenheit fand.

Die Urſachen dieſer bleibenden Armut müſſen deshalb viel mehr in dem Charakter und der Lebensführung der Bevölkerung ſelbſt geſucht werden, und darauf führen uns auch die häufigen Klagen der Obervögte und Pfarrer über die weitverbreitete Trunkſucht und die damit verbundene Rohheit und Sittenloſigkeit, von der uns die Akten viele ſchlimme Beiſpiele erzählen. Doch fehlte es auch nicht an erfreulichen Zügen. Vorab iſt da zu nennen der außerordentlich ſtarke Kirchen- und Abendmahlsbeſuch, beſonders in den erſten Jahrzehnten nach Erbauung der Kirche. Mußte doch gleich zu Beginn auf die Bitte des Pfarrers Frey am 10. März wegen der vielen Kommunikanten die Kompetenz der vier jährlichen Abendmahlsfeiern (Oſtern, Pfingſten, Bettag, Weihnachten) auf je 10 Maß Wein und 8 Batzen für Brot erhöht werden, und die Jahre waren nicht ſelten, wo die Zahl der Kommunikanten 1000 weit überſtieg. Allerdings ſchwand dieſe Zahl in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts raſch dahin, um nie wieder dieſe Höhe zu erreichen, und auch der Kirchenbeſuch ging wie anderwärts mit Nachlaſſen des obrigkeitlichen Druckes immer ſtärker zurück. Doch behielt die Gemeinde auch dann noch lange Zeit ein ſtark ausgeprägtes evangeliſches Sonderbewußtſein, ſo daß ſie ſich noch im Jahre 1816 weigerte, den vom Rate empfohlenen katholiſchen Hinterſaſſen Joſeph Zipfel von Hinterzarten in ihre Bürgerſchaft aufzunehmen, weil derſelbe nicht ihrem Bekenntniſſe angehöre. Mit der wachſenden Selbſtſtändigkeit aber, die ſie im letzten Jahrhundert erreichte, verlor ſich auch mählich ihre Armut und wandelte ſich immer mehr in eine beſcheidene Wohlhabenheit.

Beim Studium der Geſchichte Kleinhüningens wird man immer mehr zu der Erkenntnis geführt, daß die enge Ver-

bindung mit der Stadt Baſel für dieſe Gemeinde von außerordentlich wohltätigem Einfluß geweſen iſt, der ſich ſtetsfort in der mannigfachſten Weiſe geäußert hat. Aus einem Stiefkind der Markgrafſchaft Baden iſt ſie mit der Zeit ein beſonders ausgezeichnetes Kind der mächtigen Stadt Baſel geworden, die ihr trotz vieler trauriger Erfahrungen ſtets ein reiches Maß von Sorgfalt und mütterlichem Wohlwollen erzeigt hat. Jede nähere Verbindung mit der Stadt hat Kleinhüningen im Lauf der Zeit weitere Vorteile und erneuten Aufſchwung gebracht, und es ſteht deshalb zu erwarten, daß auch die völlige Vereinigung mit ihr, die in dieſen Tagen perfekt wird, derſelben eine Aera neuer Blüte bringen werde.



Die Stadt Basel

von 1848—1858.

Von Prof. C. Meyer.

II.

In der Aprilsitzung des Großen Rates vom Jahre 1849 hatte Dr. Friedrich Brenner die Reorganisation des gesamten baslerischen Schulwesens vorgeschlagen, und gegen Ende des Jahres 1851 hatte August Stähelin dasselbe getan.[1]) Brenners Anzug war zwar von der vom Erziehungskollegium aufgestellten Kommission nicht, wie vielfach angenommen wurde, einfach verschoben, wohl aber mit solcher Langsamkeit behandelt worden, daß jene Annahme hatte entstehen können. Den Sommer des Jahres 1849 hatte man, wie es schien, ziemlich unbenutzt vorübergehen lassen; im folgenden Winter hingegen hatte die mit der Sache beauftragte Kommission ihre Sitzungen begonnen, die Resultate derselben aber dem Großen Rate erst im Februar 1851 vorgelegt. Sie hatte übrigens Brenner nebst einigen Lehrern zu ihren Beratungen eingeladen, hatte ferner am 23. Mai 1850 dem Erziehungskollegium ein Gutachten über-

[1]) Basler Jahrbuch 1906, S. 122, 126.

geben, im November des nämlichen Jahres die Sache den Inſpektionen des Gymnaſiums und der Gemeindeſchulen mitgeteilt und ſchließlich mit Rückſicht auf deren Berichte das Ganze in definitive Behandlung gezogen. Die Reſultate waren: 1. Trennung des Gymnaſiums von der dritten Klaſſe an in eine humaniſtiſche und eine realiſtiſche Abteilung und Verſchmelzung der letztern mit der bisherigen realiſtiſchen Abteilung des Pädagogiums zu einem ſelbſtändigen Ganzen; 2. Paralleliſierung der Klaſſen der Gemeindeſchulen, Knaben ſowohl als Mädchen, bei eingetretenem Bedürfnis.[1]) Es war dies offenbar weniger, als die beiden Anzüger und mit ihnen ein namhafter Teil der Bevölkerung und wohl auch der Lehrerſchaft erwartet hatten; die öffentliche Meinung begann infolge deſſen, ſowohl in der Preſſe als in einzelnen Broſchüren ſich mit der geplanten Reorganiſation zu befaſſen.[2]) Die Behörden ſahen ſich alſo zu weiterem Entgegenkommen genötigt.

Ein Gutachten nebſt Geſetzesentwürfen wurde dem Großen Rat am 2. Februar 1852 vorgelegt. Es handelte ſich hiebei um fünf Gemeindeſchulen ſtatt der bisherigen vier mit je vier Klaſſen, Einführung des Turnunterrichts, wie ihn das Gymnaſium bereits beſaß, in der Realſchule, Trennung der Humaniſten und Realiſten gleich beim Eintritt der Schüler in die Mittelſchulen, alſo vom zehnten Altersjahr an. Das humaniſtiſche Gymnaſium ſollte aus ſechs, das realiſtiſche aus fünf Klaſſen beſtehen. Der Unterricht im Griechiſchen ſollte in jenem fakultativ ſein, daneben aber ſollten für diejenigen Schüler, welche das Pädagogium nicht beſuchen wollten, Erſatzſtunden eingeführt

[1]) Ratſchlag über die Reviſion des Schulweſens, E. E. Großen Rate eingegeben im Februar 1851.

[2]) Schulen und Univerſität in Baſel mit dem Motto: „Behalte was du haſt“ (von Ratsherr Chriſt). Einige Worte zur Verſtändigung in der obſchwebenden Schulfrage (von Pfarrer Heß?).

werden. In der künftigen Gewerbeschule sollten nicht allzuviele Fächer gelehrt werden. Für das Pädagogium wurde, jedoch nur von der Minderheit der Kommission, Vereinigung mit dem Gymnasium unter einem Rektor und einer Inspektion gewünscht, während die Mehrheit den bisherigen Zustand, also die Kuratel der Universität als vorgesetzte Behörde, beibehalten wollte.

Obligatorisch sollte die Schulpflicht bis zum zwölften Jahre sein, Prüfungen sollten jährlich nur noch einmal stattfinden. Die Sommerferien wurden zur großen Freude von Lehrern und Schülern von drei Wochen auf vier ausgedehnt. Das Schulgeld wollte man grundsätzlich beibehalten, daneben aber Ermäßigungen desselben einführen, und zwar so, daß diese auch Geschwistern zugute kommen sollten, welche verschiedene öffentliche Schulen besuchten. Die bisherige Mädchenrealschule sollte eingehen, dafür aber sollten die Mädchengemeindeschulen auf sechs Klassen erweitert werden. An der Universität, an welcher bisher ein einziger Professor Physik und Chemie gelehrt hatte, sollte für jene ein besonderer Lehrstuhl errichtet werden.[1])

Unberührt von der Reorganisation blieben nur die höhere Töchterschule sowie die Schulen des Landbezirks. Erwartet wurde infolge der beabsichtigten Änderungen eine Mehrausgabe des Staates von Fr. 13,000.—.

Den Großen Rat nahm die Beratung dieser Entwürfe während vier Wochen des Frühjahrs 1852 im ganzen sieben und einen halben Tag in Anspruch, Referent war Wilhelm Schmidlin. Die Vorschläge der Kommission gingen in der Hauptsache durch. Nur blieb es bei vier Gemeindeschulen, entsprechend den vier Kirchgemeinden der Stadt; dafür erhielt aber die Realschule vier Klassen statt der vorgesehenen drei. Päda-

[1]) Gutachten und Gesetzesentwürfe betreffend die Schul-Reorganisation. E. E. Großen Rate eingegeben den 2. Februar 1852. S. 1—26.

gogium und Gymnaſium blieben getrennt. Erſter Rektor der Gewerbeſchule und des Realgymnaſiums wurde Wilhelm Schmidlin. Aufgehoben wurde die Mädchenrealſchule; doch hörte ſie tatſächlich erſt im Frühling 1855 auf. Eine von Deputat Laroche vorgeſchlagene Ferienſchule wurde vom Großen Rat ebenfalls beſchloſſen, jedoch nur durch den Stichentſcheid des Präſidenten.

2.

Beſonders wichtig war aber das Jahr 1852 in Bezug auf das Eiſenbahnweſen. Es handelte ſich hiebei ſowohl um die Verbindung der einzelnen Schweizerſtädte unter ſich als um die der Schweiz mit dem Auslande. Eine Eiſenbahngeſellſchaft hatte ſich in unſerer Vaterſtadt allerdings ſchon im Jahre 1845 gebildet, und im nämlichen Jahre war auch die franzöſiſche Oſtbahn bis nach Baſel geführt worden. Die Umwälzungen und die unſicheren politiſchen Zuſtände der nachfolgenden Jahre waren aber dem Zuſtandekommen eines ſchweizeriſchen Eiſenbahnnetzes nichts weniger als förderlich geweſen. Jetzt aber nach Einführung der Bundesverfaſſung von 1848 und nach Herſtellung geordneter Zuſtände in den Nachbarſtaaten konnten die auf ein ſolches gerichteten Beſtrebungen wieder auf Förderung und Sicherheit rechnen.

Am 5. Auguſt verſammelte ſich auf der Leſegeſellſchaft eine Kommiſſion, welche von Bürgermeiſter Saraſin eröffnet wurde, und dieſe beſtellte zunächſt einen proviſoriſchen Ausſchuß, an deſſen Spitze ebenfalls Saraſin trat. Drei Wochen ſpäter, am 26. Auguſt, welcher damals noch kein allgemeines Volksfeſt war, fand eine zweite Verſammlung ſtatt, zu welcher ſich ungefähr zweihundert Eingeladene, darunter achtzig Nichtbasler, einfanden. Auch dieſe wurde zunächſt von Bürgermeiſter Saraſin eröffnet. Dann aber referierte Wilhelm Schmidlin in anderthalbſtündigem Vortrag über die Notwendigkeit des Unternehmens

im Allgemeinen ſowie über die Schwierigkeiten des Baues und den mutmaßlichen Gewinn, kurz über die wirtſchaftliche, techniſche und finanzielle Seite der Frage. Das Programm, eine Bahnlinie von Baſel durch den Hauenſtein nach Olten mit den notwendigen Verlängerungen nach Solothurn, Bern, Luzern und Baden (ſpäter nur bis Aarau), wurde mit an Einſtimmigkeit grenzender Mehrheit genehmigt. Hierauf wurde ein proviſoriſcher Verwaltungsrat gewählt. Präſident desſelben wurde Ratsherr Karl Geigy; die übrigen Mitglieder aus Baſelſtadt waren Nationalrat Achilles Biſchoff, Bankier Theodor Goppelsröder, Bankdirektor Speiſer, Andreas Sulger-Stähelin und Johann Georg Stehlin in Nieder-Schöntal. Dazu kamen aus Baſelland Regierungsrat Meyer, aus Solothurn Gerichtspräſident Johannes Trog, aus Aargau Karl Feer-Herzog und Oberſt Siegfried, aus Luzern Dr. Robert Steiger und aus Bern Bankier Marcuard. Dieſer Verwaltungsrat hatte beim Bund und bei den Kantonen ſich um die nötigen Konzeſſionen zu bewerben, die Grundbedingung für die Zeichnung der Aktien feſtzuſetzen und die künftigen Statuten vorzubereiten.

Eine Geſchichte der Entſtehung und Weiterführung der Bahn braucht hier umſo weniger gegeben zu werden, als dieſelbe anderwärts in allgemein zugänglichen Schriften ſchon genügend behandelt iſt.[1]) Wohl aber ſollen die Beziehungen der Bahn zu Baſel, zu ſeiner Bürger- und Einwohnerſchaft ſowie zu den maßgebenden Behörden in Kürze erörtert werden.

Der Große Rat erteilte die gewünſchte Konzeſſion am 8. November 1852 auf ein Referat von Auguſt Stähelin mit

[1]) Mitteilungen über die Anfänge des ſchweizeriſchen Eiſenbahnweſens und über die erſten Jahre der ſchweizeriſchen Centralbahn von W. Speiſer. Baſel 1887. — Mitteilungen über die Gründung der ſchweizeriſchen Centralbahn-Geſellſchaft. Vom Sekretär des Direktoriums (Rud. Leupold). März 1901.

allen gegen zwei Stimmen. Ferner bewilligte er eine Aktienbeteiligung des Staates von zwei Millionen Franken, die er aber einige Wochen ſpäter, am 27. Dezember, auf anderthalb Millionen reduzierte. Faktiſch iſt übrigens die Regierung der ihr vom Großen Rat erteilten Ermächtigung nicht nachgekommen, und Baſelſtadt hat infolge deſſen bloß für 600,000 Franken Aktien übernommen.[1])

Die Bundesverſammlung genehmigte die Basler Konzeſſion am 28. Januar 1853. Der Bau ſollte ſpäteſtens zwölf Monate nach dieſem Tage beginnen, die Strecke Baſel-Olten am 28. Januar 1857 vollendet ſein. Die Regierung von Baſelſtadt behielt ſich das Recht vor, die Bahnlinie ſowie die Lage des künftigen Bahnhofs zu genehmigen. Einſtweilen wurde jedoch der Bahngeſellſchaft geſtattet, vom Geigy'ſchen Landgut an eine proviſoriſche Linie und als Endpunkt derſelben einen proviſoriſchen Bahnhof in der Nähe des St. Albantors anzulegen. Sie wurde aber zu gleicher Zeit verpflichtet, in Bälde Pläne über die definitive Linie der Bahn und über die definitive Lage des Bahnhofs vorzulegen. Indes verging ſowohl der Reſt des Jahres 1853 als das ganze folgende Jahr 1854, ohne daß die Geſellſchaft dieſer Verpflichtung nachgekommen wäre. An dieſem Verhältnis mochte zum Teil wenigſtens die finanzielle Kriſe ſchuld ſein, an welcher das Unternehmen gerade in jenen Jahren litt.[2])

Unter der Bevölkerung Baſels waren die Anſichten anfänglich ſehr geteilt, und die Neigung, in dieſer Angelegenheit überhaupt etwas zu tun, war verhältnismäßig ſpät erwacht. Erſt als die freundeidgenöſſiſche Tendenz der Zürcher, den Verkehr auf dem rechten Rheinufer über Waldshut in die Schweiz

[1]) Speiſer a. a. O., S. 107.

[2]) Mitteilungen über die Gründung der ſchweizer. Centralbahn-Geſellſchaft. S. 22 ff.

zu leiten, bekannt wurde, kam etwas mehr Leben in die Leute. Und in den benachbarten Kantonen, welche ſich durch die Abſichten der Zürcher ebenfalls bedroht ſahen, namentlich in Baſelland, Solothurn und einem Teil von Aargau, wurde man gleichfalls unruhig. Auch den Bernern und Luzernern konnte Waldshut als Eingangstor in die Schweiz nichts weniger als erwünſcht ſein. Und ſo erwachte allmählich das Intereſſe am Zuſtandekommen der Bahn, und an die Stelle der früheren Gleichgiltigkeit trat ſogar eine gewiſſe Ungeduld.[1]) Die Bahnlinie freilich und die Lage des Bahnhofs waren durch den Eifer des Publikums noch lange nicht beſtimmt; es bedurfte vielmehr, ganz abgeſehen von der finanziellen Seite des Unternehmens, noch vieler Beratungen und Unterhandlungen, bis die Intereſſen der Stadt und der Bahn auf dem Punkte angelangt waren, auf welchem die ſchließliche Einigung zuſtande kam.

In manchen Kreiſen der Bevölkerung herrſchte nämlich damals die Anſicht, man müſſe den Perſonenbahnhof entſprechend dem der franzöſiſchen Oſtbahn innerhalb der noch vorhandenen ſtädtiſchen Befeſtigungen anlegen; man dachte dabei hauptſächlich an das durch die Aufhebung der Standestruppe im Jahre 1855 verfügbar gewordene Areal des Steinenkloſters. Alſo eine Kopfſtation in der Stadt, ein „Perſonenſtatiönli“, wie Auguſt Stähelin im Großen Rat ſich ausdrückte, und ein Güterbahnhof draußen vor dem Tor. Die Vertreter dieſer Anſicht im Großen Rate waren Eduard Eckenſtein-Schermar, Wilhelm Klein, J. J. Imhof-Forkart, J. J. Weber-Engel und Dr. Oskar Birrmann. Die Zentralbahn ihrerſeits ſchlug den Platz vor dem Aeſchentor, auf welchem ſich die Merian'ſche Bierbrauerei (jetzt Bierbrauerei Thoma) befand, vor. Sie ſuchte aber zu gleicher Zeit die Erlaubnis zu erhalten, die Bahn zum Zwecke der Verbindung

[1]) Speiſer a. a. O. S. 37.

mit der Elsässerbahn hart um die Stadt herumführen zu dürfen. Zugleich bat sie aber auch um Verlängerung der Frist bis zur Vollendung der Bahn auf Ende des Jahres 1858, während ursprünglich alles am 28. Januar 1857 vollendet sein sollte.

Dieses Gesuch wies jedoch der Kleine Rat ab. Er verlangte im Gegenteil von der Gesellschaft Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen; erst wenn diese erfüllt seien, könne von einer Verbindungsbahn die Rede sein. Nun kam die Gesellschaft mit einem neuen Plane, wonach der Bahnhof auf dem Margarethenfelde sollte erstellt werden, fand aber anfangs Juli 1855 auch dafür kein Entgegenkommen der Behörden.

Auf dieses hin erschien am 1. Dezember 1855 eine neue Zuschrift der Zentralbahn mit nicht weniger als sieben Vorlagen in Betreff des Bahnhofs: Margarethenfeld, Würtembergerhof, langes Gäßlein, Zürcherstraße (nach jetziger Bezeichnung St. Alban-Anlage), Merian'scher Biergarten. Für letzteren sowie für das lange Gäßlein waren je zwei Vorlagen gemacht worden.[1]) Der Kleine Rat genehmigte am 13. Dezember im allgemeinen die Anlage an Stelle des Biergartens und erteilte dem Staatskollegium den Auftrag, die Angelegenheit mit dem Direktorium der Bahn weiter zu besprechen.[2]) Nun erklärte aber dieses, es wünsche unter den angeführten Lokalitäten gerade diese am wenigsten, und es werde den Bau nur mit einem Staatsbeitrage von 900,000 Franken an jener Stelle ausführen; die Regierung könne überhaupt noch nichts genehmigen, da die

[1]) Darstellung der technischen und finanziellen Verhältnisse betreffend die Projekte des definitioen Bahnhofs der schweizerischen Centralbahn in Basel. Mit 7 Plänen der Stadt Basel und ihrer Umgebungen, enthaltend die verschiedenen Bahnhof-Projekte. Basel 1855. 4°.

[2]) Die damaligen Direktoren waren die Herren J. J. Speiser, Joh. Trog, Andreas Sulger, Wilh. Schmidlin und Karl Respinger, also mit Ausnahme Trogs lauter gute Basler.

ſieben Vorlagen überhaupt keine Pläne ſeien, ſondern nur die Grundlage weiterer Verhandlungen bilden ſollten. Gleichzeitig erklärte das Direktorium jedes künftige Vorkommnis für abhängig von der Verbindung mit der Elſäſſerbahn.

So lagen die Dinge zu Ende des Jahres 1855. Die endgiltige Lage des künftigen Bahnhofs und die Verbindung der Zentralbahn mit der franzöſiſchen Oſtbahn waren die Punkte, über welche man ſich vorläufig nicht hatte einigen können.

Der Große Rat befaßte ſich am 16. Juni 1856 wieder mit der Angelegenheit. Als Vertreter des Bahnhofs innerhalb der ſtädtiſchen Befeſtigungen traten die ſchon früher genannten Mitglieder desſelben auf. Die Regierung ihrerſeits hielt an dem Projekte des Biergartens vor dem Aeſchentor feſt und erklärte ſich zu einem Staatsbeitrage von Fr. 250,000 bereit. Daneben fand aber noch eine zweite Vorlage, nämlich das Feld zwiſchen Aeſchen- und St. Albantor an der Zürcherſtraße ihre Vertreter an Appellationsrat Eduard His, Rudolf Liechtenhan-Hagenbach, Ratsherr Iſelin-Laroche, Leonhard Heusler und Oberſt Paravicini. Es waren, mit Ausnahme des zuletztgenannten, lauter durch ihre Sparſamkeit bekannte Mitglieder der Behörde, welchen wohl der Staatsbeitrag an das Biergartenprojekt nicht einleuchten wollte.

Das Steinenkloſterprojekt wurde namentlich von Auguſt Stähelin und Oberſt Stehlin als unzweckmäßig bekämpft. Hinſichtlich der Zürcherſtraße aber bemerkte Bürgermeiſter Saraſin, ein Bahnhof an dieſer Stelle ſetze eine Verbindungsſtraße nach dem St. Albangraben voraus, welche mindeſtens eine Million koſten dürfte. Der Ratſchlag, verteidigt von Bürgermeiſter Saraſin, Ratsherr Chriſt, Peter Merian, Auguſt Stähelin, Niklaus Halter, Chriſtoph Ronus-Gemuſeus, Ratsherr Minder und Oberſt Viſcher drang ſchließlich mit 72 gegen 22 Stimmen durch. Man glaubte infolge deſſen, im Gegenſatz zu den

Wünſchen der Zentralbahn, den ſtädtiſchen Intereſſen zum Siege verholfen zu haben. Man glaubte, eine Bahn zu erhalten, welche von Baſel ausgehe, nicht aber an der Stadt vorbeigehen werde; es war aber nicht ſo.

In der Mitte des Monats November machte Oberbaurat Karl Etzel, der Oberingenieur der Bahn, eine neue die Bahnhoffrage betreffende Eingabe, durch welche wieder alles in Frage geſtellt wurde. „Zur Frage des definitiven Bahnhofes der ſchweizeriſchen Centralbahn und ihres Anſchluſſes an die franzöſiſche Oſtbahn in Baſel“, lautet der Titel der an Bürgermeiſter Saraſin gerichteten Schrift mit ihren ſechzehn Seiten und zwei Plänen. Etzel verlangte ſtatt der zwei Kopfſtationen beim St. Johann- und beim Aeſchentor einen einzigen Bahnhof mit durchgehenden Geleiſen, entſprechend der ebenfalls durchgehenden badiſchen Linie des rechten Rheinufers[1]). Die großherzoglich badiſche Eiſenbahnverwaltung, bemerkt er, beobachte Baſels Eiſenbahnpolitik im Stillen ſehr genau. Je mehr ſich Baſel gegen eine durchgehende Linie ſträube, deſto mehr hoffe ſie, ſich des Verkehrs nach der Schweiz, und zwar nicht etwa nur von Konſtanz aus nach dem Oſten, ſondern auch von Waldshut aus nach der Zentralſchweiz zu bemächtigen. Nur zweier kurzer Verbindungslinien bedürfe es, wenn ſie ſich in den ungeſchmälerten Beſitz alles deſſen ſetzen wolle, was ſie in Baſel anſtrebe und anſtreben könne. Die eine dieſer Linien werde bei Michelfelden von der Elſäſſerbahn abzweigen, unterhalb Hüningen über den Rhein ſetzen und unterhalb Kleinhüningen in die badiſche Bahn münden. Die andere werde dieſe etwas unterhalb Grenzach verlaſſen und auf dem linken Rheinufer auf baſellandſchaftlichem Gebiet nach Pratteln ge-

[1]) Die Linie Baſel-Säckingen wurde zwar erſt im Jahre 1856 eröffnet; aber beſchloſſen war die Fortſetzung der Bahn bis Waldshut ſchon im Jahre 1853.

langen. Die Koſten der dadurch bedingten beiden Brücken werde Baden einerſeits mit der franzöſiſchen Oſtbahn und anderſeits mit der Zentralbahn teilen; erſtere betrügen zwei, letztere anderthalb Millionen Franken. Für Baden und für die Oſtbahn ſeien das verhältnismäßig kleine Opfer, der Zentralbahn aber bleibe dann nichts übrig, als ſich ebenfalls an dieſem Unternehmen zu beteiligen. Dann werde aber, auch wenn die Ringbahn zwiſchen den beiden Kopfſtationen des linken Rheinufers zuſtande komme, dieſes für den ſchweizeriſch-franzöſiſchen Verkehr völlig unpraktikabel. Jeder Schlag, welcher der Zentralbahn in Baſel verſetzt werde, müſſe dann auf einen großen Teil des ſchweizeriſchen Verkehrs und in erhöhtem Maße auf die Stadt Baſel ſelbſt zurückwirken.

Deshalb empfahl Etzel einen durchgehenden Bahnhof außerhalb des St. Eliſabethenbollwerks. Die Koſten der Verbindungsbahn würden Fr. 1,675,000, die der ganzen Bahnſtrecke vom Geigy'ſchen (jetzt Bachofen'ſchen) Landgut an der St. Jakobſtraße bis zur Mündung in die Elſäſſerbahn Fr. 4,200,000 betragen, alſo anderthalb Millionen mehr als die eines Bahnhofs auf dem St. Margarethenfeld. Zudem würde die Strecke Michelfelden-Pratteln 4,6 Kilometer mehr erfordern als mit Projekt I, würde mithin Perſonen- und Warenverkehr beträchtlich verteuern. Und ſchließlich würde ein ſolcher Zuſtand auf die Dauer doch nicht haltbar ſein und nur die Notwendigkeit eines einzigen Bahnhofs mit durchgehender Linie aller Welt deutlich machen. Zur Erſtellung eines ſolchen aber würden die Mittel der Zentralbahn nur unter der Bedingung ausreichen, daß ſie nicht genötigt werde, dieſelben ſchon vorher in unnützen und verfehlten Bauten zu erſchöpfen.

Natürlich mußten ſich jetzt Regierung und Großer Rat auf's neue mit der Bahnhoffrage beſchäftigen. In der Sitzung des Großen Rates vom 1. Dezember 1856 wurden von zwei

Mitgliedern, Wilhelm Burckhardt-Forkart und Oberſt Rudolf Paravicini verſchieden lautende, aber in der Sache das nämliche Ziel ins Auge faſſende Anzüge geſtellt. Burckhardt fragte, ob Gründe von bedeutender Verkehrswichtigkeit vorhanden ſeien, die ein Aufgeben des Beſchluſſes vom 16. Juni empfehlenswert erſcheinen ließen. Paravicini ſeinerſeits ſchlug vor: der Kleine Rat iſt ermächtigt, bei den mit der Zentralbahn zu pflegenden Unterhandlungen über Herſtellung einer Verbindung mit der franzöſiſchen Oſtbahn abzuſehen und über beide Gegenſtände gleichzeitig Gutachten und Anträge zu bringen.

Den Mitgliedern des Kleinen Rates, welche mit der Bahnhoffrage ſchon mehr als genug zu tun gehabt hatten, wollten weder Etzels Broſchüre noch die beiden Anzüge beſonders einleuchten. Sie ſahen in dem Beſchluſſe vom 16. Juni den glücklichen Abſchluß eines nur zu lange Zeit geführten Streites, trugen wohl auch Bedenken, auf einen mit entſchiedener Mehrheit gefaßten Beſchluß zurückzukommen. Sie haben infolge deſſen, ſoweit ſie ſich überhaupt an der Diskuſſion beteiligten, gegen Etzels Schrift und gegen die beiden Anzüge geſprochen. Auf die Koſtenberechnungen der Ingenieure, meinte Bürgermeiſter Saraſin, ſei überhaupt nicht viel zu geben. Und Oberſt Stehlin erklärte die Umgehung der Stadt mit Hilfe der badiſchen Bahn geradezu für ein Phantom; im Grunde handle es ſich um einen ſtrategiſchen Knotenpunkt, und Baſel wäre mit einem durchgehenden Bahnhofe geradezu verkauft.

Anderſeits erklärte aber Profeſſor Rudolf Merian, der Bahnhof unmittelbar vor dem Aeſchentor hemme die Entwicklung der Stadt. Alphons Köchlin behauptete in diametralem Gegenſatze zu den ſonſt herrſchenden Anſichten, je mehr die Bahn als internationales Verkehrsmittel ſich geſtalte, deſto mehr werde ſich die Entwicklung der Stadt heben; der Verkehr werde ſich freilich anders entwickeln, und das Speditionsweſen werde in

der bisher geübten Weiſe nicht haltbar ſein. Paravicini endlich meinte, die ganze Sache ſei noch nie recht unterſucht worden, und es hätten von Anfang an zu viele vorgefaßte Meinungen mitgeſpielt. Den Rechtsboden brauche man deshalb nicht zu verlaſſen, wohl aber ſolle man dem Kleinen Rate die Möglichkeit eröffnen, auch noch andere Vorſchläge in Betracht zu ziehen.

In der Abſtimmung wurde, nachdem Paravicini ſeinen Anzug zu Gunſten des Burckhardt'ſchen zurückgezogen hatte, dieſer verworfen und am Beſchluſſe vom 16. Juni feſtgehalten. Immerhin war die Minderheit eine beträchtlichere als damals.

Es ſollte jedoch nicht bei dieſem Beſchluſſe bleiben, vielmehr wurde in der ganzen Angelegenheit weiter unterhandelt. Nur ein halbes Jahr ſpäter, am 17. Juni 1857, genehmigte der Kleine Rat einen neuen Vertrag, welchen ihm das Staatskollegium auf das Gutachten einer zu dieſem Zweck ernannten Eiſenbahnkommiſſion vorgelegt hatte, und dieſem zufolge ſollte der definitive Bahnhof nun doch vor das Eliſabethenbollwerk kommen. Zwar mußte man ſich jetzt mit der Lage zufrieden geben, welche der Bahn am beſten paßte, alſo mit einer etwas größern Entfernung von der Stadt als der gewünſchten. Ferner mußte der Staat die ſehr notwendige Korrektion der Eliſabethenſtraße auf ſeine Koſten durchführen. Anderſeits verzichtete aber die Zentralbahn auf jede Subvention und überließ es den Behörden, die Ab- und Zuführung der Waren aus und nach den Privatmagazinen (camionage) durch eine öffentliche Verwaltung beſorgen zu laſſen. Außerdem verpflichtete ſich die Zentralbahn, ſpätern nach Baſel ſich erſtreckenden Bahnen die Einmündung in ihren Bahnhof nebſt dem Rechte der Mitbenutzung zu geſtatten.

Der Große Rat behandelte dieſen neuen Vertrag am 29. Juni und nahm denſelben mit 64 gegen 21 Stimmen an. Der Widerſpruch war ſchwach, nur Dr. Schmid hob die Vor-

züge des aufgegebenen Projektes noch einmal hervor, und Deputat Laroche erklärte, ein Bahnhof „für Hauen und Stechen" sei überhaupt überflüssig. Daß dieser Sinnesänderung sowohl der ausführenden als der gesetzgebenden Behörde mancherlei nicht in die Oeffentlichkeit gedrungene Verhandlungen vorausgegangen waren, versteht sich von selbst.

Etwas anderer Art waren die Verhältnisse Basels zu den Eisenbahnprojekten im benachbarten Großherzogtum Baden [1]). Hier war seit den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts von einer Bahn die Rede, welche die größere Hälfte des Landes von Mannheim bis Basel durchziehen sollte. Die erste Anregung war von Kommerzienrat Newhouse gemacht worden. Es handelte sich damals noch um ein Privatunternehmen, weshalb sich Newhouse mit verschiedenen Basler Bankhäusern in Verbindung gesetzt hatte. Später aber war an die Stelle der privaten Unternehmung eine staatliche getreten, hauptsächlich durch den Einfluß des badischen Ministers Karl Friedrich Nebenius, und auf diese bezieht sich die badische Eisenbahngesetzgebung des Jahres 1838. Der Bau der Bahn begann während des Winters von 1838 auf 1839 und schloß im Jahre 1848 vorläufig ab, Efringen war damals die letzte Station des Oberrheinkreises. Durch die revolutionären Bewegungen von 1848 und 1849 wurde die Fortsetzung des Baus zunächst unterbrochen. Aber auch sonst waren die Ansichten in Betreff der weitern Fortsetzung der Bahn und Basels Stellung zu derselben einstweilen geteilt. Die schon früher (S. 177) erwähnte Absicht der Zürcher, den Verkehr über Waldshut in die Schweiz zu leiten, trug auch ihrerseits zur Verzögerung des Weiterbaus bei, und in Baden fand dieselbe namentlich in Lörrach Zustim-

[1]) Kech, Edwin. Die Gründung der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnen. Beitrag zur Geschichte der badischen Eisenbahnpolitik. Karlsruhe 1904.

mung. Die Bahn ſollte nach den Wünſchen der Zürcher und der Lörracher über Weil nach Lörrach, von hier über oder durch den Dinkelberg gehen und oberhalb Baſels in das Thal des Rheines münden, Baſel ſollte durch eine bloße Stichbahn mit der Hauptlinie verbunden werden. Da aber in dem im Jahre 1846 zwiſchen der badiſchen Staatsregierung und der Zürcher Nordbahngeſellſchaft abgeſchloſſenen Vertrage nur von einer Bahn Baden-Waldshut-Haltingen und nicht von Lörrach die Rede war, ſo lag nach dem Wortlaute dieſes Vertrages kein zwingender Grund vor, Baſel zu umgehen. Im Großherzogtum Baden waren nämlich viele, welche eben doch in Baſel die vorläufige Endſtation der Bahn und das natürliche Eingangstor in die Schweiz ſahen, und zudem fürchtete man die Konkurrenz der linksrheiniſchen Elſäſſerbahn. Vom 20. Januar 1851 an fuhr dann die badiſche Bahn bis Haltingen, und ein regelmäßiger Omnibusdienſt vermittelte nun den Verkehr zwiſchen dieſem Dorf und der Stadt Baſel. Im März des Jahres 1853 endlich kam zwiſchen Baden und der Eidgenoſſenſchaft, welche ſeit 1848 den diplomatiſchen Verkehr mit dem Ausland übernommen hatte, ein Vertrag zuſtande. Inhalt desſelben war zunächſt die Führung der Bahn nach Baſel, dann aber auch deren Weiterführung nach Waldshut, ſowie eine über baslerisches Gebiet nach Lörrach zu führende Zweigbahn. Baden hob infolge deſſen ſeine Rheinzölle auf und erhielt dafür zollfreien Durchgang durch die Gebiete von Baſelſtadt und Schaffhauſen. Über die Richtung der Bahnlinie und die Lage des Bahnhofs hingegen hatten Baden und Baſelſtadt ſich zu verſtändigen. Die Bahn hatte Baden zu bauen und den Bahnhof ebenfalls, Baſel aber ſollte jenem eine Million Gulden zu 3 ½ Prozent leihen, rückzahlbar in fünfundzwanzig Jahren in Stößen von jährlich 50,000 Gulden. Ferner hatte es die notwendigen Terrainerwerbungen zu beſorgen und ein Sechsteil der Koſten

zu tragen, und außerdem die Verbindung zwiſchen Stadt und Bahnhof herzuſtellen. Der Große Rat genehmigte dieſen Vertrag am 7. März 1853[1]).

Der Bahnhof ſollte hinter dem damaligen Bürgyſchen Bad erbaut werden. Die notwendigen Abtretungen von Grund und Boden kamen durchweg auf gütlichem Wege zuſtande, und man rühmte ſowohl die maßvollen Forderungen der Grundbeſitzer als das Entgegenkommen der badiſchen Behörden.

Eines hatte Baſel übrigens doch erreicht. Baden verſtand ſich dazu, die Bahn von der Leopoldshöhe in die Rheinniederung zu führen und die Weiterführung derſelben nach Weil zu unterlaſſen. Dadurch war Baſel als Hauptſtation der badiſchen Bahn und als vorläufiger Endpunkt derſelben anerkannt, und eine Weiterführung ins Wieſental konnte jetzt nur noch von Baſel aus zuſtande kommen[2]).

Die feierliche Eröffnung der Bahnſtrecke von Haltingen nach Baſel fiel auf den 19. Februar 1855. Das Aufgebot der ſtaatlichen Behörden, der Militärmuſik, der Artillerie und der Standestruppe kontraſtierte etwas ſeltſam mit der geräuſchloſen Weiſe, in welcher zwei Monate früher, am 19. Dezember 1854, die Fahrten der Zentralbahn von Baſel nach Lieſtal waren eröffnet worden. Allerdings handelte es ſich in einem Falle um den Anſchluß an eine große, längſt beſtehende Bahn, im andern aber nur um eine ganz kurze Strecke. Beide Bahnhöfe waren übrigens bloß proviſoriſche, und der der Zentral-

---

[1]) Baſel und die Badiſche Bahn . . . von Dr. Edwin Rech. Basler Nachrichten, Jahrgang 1905, Nr. 346 und 348. — Sammlung der Geſetze und Beſchlüſſe . . . für den Kanton Baſel-Stadt, Bd. 6 (13), S. 330 ff, S. 352 ff.

[2]) Der Vertreter Baſels bei den Verhandlungen war Ratsherr Auguſt Stähelin, der Badens Freiherr Chr. von Berkheim.

bahn befand ſich überdies in der Nähe des St. Albantors, alſo nicht einmal an der Stelle des künftigen definitiven Bahnhofs.

3.

Man würde irren, wenn man annähme, durch die Bahnhoffragen und durch die Eiſenbahnunternehmungen ſei in der Mitte des Jahrhunderts jede andere Tätigkeit in unſerer Stadt gehemmt worden. So traten auch die Angelegenheiten der Zünfte und der Handwerker neuerdings in den Vordergrund, nachdem ſchon im Jahre 1849 verſchiedene durch die ſchweizeriſche Bundesverfaſſung hervorgerufene Änderungen waren eingeführt worden[1]).

Im Sommer des Jahres 1851 kamen z. B. die Verhältniſſe der Chirurgen und der Haarkräusler oder, wie man ſie damals nannte, der Perückenmacher, im Großen Rate zur Sprache. Bisher war nämlich das Raſieren ausſchließliches Vorrecht der Chirurgen geweſen, und dieſe hatten außerdem ihren Mitbürgern die Zähne ausziehen und die Hühneraugen ausſchneiden dürfen. Den Haarkräuslern hingegen war das Schneiden der Haare ihrer Mitbürger ſowie das Verfertigen von Perücken für dieſelben zugewieſen; aber gerade dieſe hatten Luſt, auch das Raſieren in den Kreis ihrer Tätigkeit zu ziehen. Zwar wehrte ſich der damalige Ehegerichtspräſident und Chirurg Dr. Georg Scherb ritterlich für die Vorrechte ſeiner Berufsgenoſſen und berief ſich zu Gunſten derſelben auf Dokumente aus den Jahren 1453 und 1456. Der Große Rat fühlte ſich jedoch nicht verpflichtet, ſo veraltete Privilegien auch für die Zukunft zu garantieren und gewährte demgemäß den Haarkräuslern das Recht des Raſierens.

Weitere Veränderungen auf dem Gebiete des Handwerks brachte das Jahr 1854. Am 27. März dieſes Jahres ſtellte

[1]) Basler Jahrbuch 1906, S. 99.

Zimmermeiſter Joſua Teſter im Großen Rat einen Anzug, welcher die freie Geſtattung der Anfertigung von Handwerksartikeln im Gegenſatze zu der bisherigen ſcharfen Trennung der einzelnen Gebiete bezweckte. Sein Anzug wurde im Rate teils unterſtützt, teils bekämpft, letzteres namentlich durch Appellationsrat Friedrich Lotz. Für Dahinſtellung des Anzuges erhoben ſich 31 Stimmen, für Beratung durch den Großen Rat 67, für Aufſtellung einer beſondern Kommiſſion 35. Der Kleine Rat wählte indeſſen doch eine Kommiſſion, in welcher ſowohl der Handwerkerſtand als die Vertreter anderer Berufszweige vertreten waren. Am 2. April kam hierauf die Sache im Großen Rate wieder zur Sprache, und es wurden nun verſchiedene von der Kommiſſion vorgeſchlagene Neuerungen gutgeheißen. Die Erlangung des Meiſterrechts wurde z. B. erleichtert. Der Meiſter mußte allerdings majoren und im Kanton angeſeſſen ſein, er mußte ferner ſein Handwerk erlernt haben und zum ſelbſtändigen Betriebe desſelben befähigt ſein. Anderſeits aber fielen ſowohl die geſetzliche Zahl der Wanderjahre als die Lieferung eines Meiſterſtücks weg. Die geſetzliche Beſchränkung der Zahl der Geſellen und Lehrlinge wurde ebenfalls beſeitigt, und an die Stelle der bisherigen Zunftordnungen trat ein freier Vertrag zwiſchen Meiſter und Lehrling. Gemildert wurde auch die ſcharfe Trennung der einzelnen Handwerke und Gewerbe. Jeder Handwerker erhielt das Recht, die ſeinem Beruf entſprechenden Erzeugniſſe in ſeiner eigenen Werkſtätte anzufertigen und auszurüſten, auch die nötigen Werkzeuge und Hilfsmaſchinen ſelber zu verfertigen. Dem Kleinen Rate wurde überdies Vollmacht erteilt, Konzeſſionen zum Betrieb von Fabrikgewerben, welche zünftige Handwerke in ſich ſchloſſen, bei wirklich fabrikmäßigem Betriebe zu erteilen. Endlich wurden die Beſchränkungen des Handels mit Erzeugniſſen des Handwerks aufgehoben.

Die Stimmung im Rate war doch eine wesentlich andere als im Jahre 1847. Damals hatte die Rücksicht auf die politische Lage, der Wunsch, möglichst bald und leicht eine neue Verfassung zu erhalten, und namentlich das auf beiden Seiten vorhandene Bestreben, die Handwerker nicht ins Lager des politischen Gegners zu treiben, auf manche bestimmend gewirkt. Jetzt war man hingegen zur Einsicht gekommen, daß Aenderungen unvermeidlich waren, teils infolge der eidgenössischen Vorschriften für Verkehrs- und Niederlassungswesen, teils aus Rücksicht auf die Industrie im allgemeinen. Karl Sarasin, welcher laut eigenem Geständnisse die Zunftverfassung für etwas Unantastbares, für die Oriflamme des bürgerlichen Lebens, und das Vorgehen der Metzger gegen Christoph Bernoulli im Jahre 1822 für ein gerechtes Vehmgericht gehalten hatte, erklärte jetzt deutlich, er sei von der Unhaltbarkeit seiner frühern Ansichten überzeugt. Und Wilhem Schmidlin leugnete, daß die frühere goldene Zeit, in welcher es oft mehr Meister als Gesellen gab, ein Ideal sei, für welches man sich jetzt noch begeistern könne. Der ganze Entwurf wurde schließlich mit fünfundfünfzig gegen elf Stimmen angenommen.

Auch die Angelegenheiten der Universität kamen zu Anfang des Jahres 1854 wieder zur Sprache, als die eidgenössische Hochschule, nachdem der Nationalrat sie angenommen hatte, vom Ständerat verworfen wurde. Gleichsam als Vorläufer zu den folgenden Beratungen erschien damals ein Lustspiel, „die Centralhochschule" betitelt, in klassischer Form, aber von Anfang an schwerlich zur Aufführung bestimmt. Es erschien anonym; die Charakteristik, welche den Freunden der Zentralisation in demselben zu teil wird, hätte bei diesen wohl sehr böses Blut gemacht[1]). Dazu kam ferner die schon früher[2]) er-

[1]) Der Verfasser des Lustspiels war Jakob Mähly.

[2]) Basler Jahrbuch 1906, S. 131.

wähnte Broſchüre „die Univerſität von Baſel, was ihr gebricht und was ſie ſein ſoll. In Verbindung mit den Profeſſoren Mieſcher, Riggenbach und Wackernagel dargelegt von Prof. Schnell."

Am 1. Mai ſtellte ſodann Auguſt Burckhardt-Iſelin im Großen Rat einen Anzug, welcher die Hebung der Hochſchule bezweckte. Unterſtützt wurde er hauptſächlich durch Dr. Emanuel Burckhardt-Fürſtenberger, Dr. Karl Felix Burckhardt, Ratsherr Peter Merian und Dr. J. J. Viſcher-Iſelin. Gegen denſelben erhob ſich namentlich Auguſt Stähelin-Brunner. Auch er wollte zwar die Beſoldungen der Profeſſoren erhöhen, daneben aber wollte er nicht über das Geſetz vom Jahr 1835 hinausgehen, d. h. alſo der Univerſität ihren bloß vorbereitenden Charakter laſſen und folglich keine neuen Lehrſtühle errichten. Ihn unterſtützten, zum Teil aus Gründen der Sparſamkeit, Ratsherr Oswald und Deputat Laroche. Der Rat ſtimmte indeſſen mit 65 gegen 17 Stimmen für Überweiſung des Anzugs.

Die Univerſität gewann infolge deſſen einen vierten Lehrſtuhl für Theologie, einen ſolchen für Nationalökonomie und eine dritte ordentliche Profeſſur der Jurisprudenz. In der mediziniſchen Fakultät wurde ein Lehrſtuhl für mediziniſche Klinik gegründet, und dazu kam noch die Trennung der bisher vereinigten Fächer der Anatomie und Phyſiologie. Der Kredit für Gehaltszulagen und für die akademiſchen Sammlungen, bisher 8000 Franken jährlich, ſollte auf 12,000 erhöht werden. Dr. Emanuel Burckhardt ſchlug 15,000 Franken vor unter der Bedingung, daß der dritte Teil dieſer Summe den öffentlichen Sammlungen zugute kommen ſollte. Auch dieſer Vorſchlag wurde mit bedeutendem Mehr und ſchließlich das Ganze ebenfalls angenommen.

Die einzelnen Profeſſoren gewannen ſo die für manche unter ihnen ſehr erwünſchte Erhöhung ihrer Beſoldungen. Hatte doch Emanuel Burckhardt in Bezug auf die bisherigen Anſätze

bemerkt, in Basel gebe man einem Gelehrten Futter wie einem Zeisig und Arbeit wie einem Esel!

Im nämlichen Jahre fand auch ein mit der Universität oder wenigstens mit einer ihrer Fakultäten verbundenes Institut, das Alumneum für Studierende der Theologie, ein neues Heim in dem ehemals Sieber-Bischoff'schen Hause an der Hebelstraße. Bisher hatte ein kleineres Gebäude an der Elisabethenstraße für dasselbe genügt. Die Erwerbung des neuen Hauses war hauptsächlich durch ein Vermächtnis der verstorbenen Gattin des damaligen Hausvaters, der Frau Pfarrer Legrand geb. Laroche, ermöglicht worden. Die Einweihung fand am 18. Mai statt.[1]) —

Das Auftreten der Cholera im benachbarten Elsaß bewog die Behörden im Sommer des Jahres 1854 eine sogenannte Cholerakommission zu ernennen. An der Spitze derselben stand Dr. Friedrich Brenner, die übrigen Mitglieder waren Professor Streckeisen, Stadtrat Emil Thurneysen-Paravicini, Dr. Theodor Meyer-Merian, Dr. Alfred Frey und Dr. Ludwig de Wette. Basel blieb übrigens damals von der Seuche verschont, und es vergieng noch ein volles Jahr bis zu ihrem Auftreten in unserer Stadt.

Eine andere Frage erregte im Herbst des nämlichen Jahres die Aufmerksamkeit der Bevölkerung, nämlich die in dieser Jahreszeit alljährlich übliche Verteilung des sogenannten Schülertuchs. Diese fand damals nach den vier Kirchgemeinden Basels statt. Es lag aber in der Natur der Sache, daß die Verteilung infolge dessen etwas ungleich ausfiel. Die einen Gemeinden waren reich an begüterten Gebern und ärmer an dürftigen, während es sich in den andern gerade umgekehrt verhielt. Im Intelligenzblatte trat infolge dieses Übelstandes ein Einsender, Theodor

[1]) A. Haller. Das theologische Alumneum in Basel 1844—1894. S. 16.

Meyer-Merian, zu Gunſten der beiden ärmeren Gemeinden St. Leonhard und St. Theodor auf und wies auf das Unbillige des damals üblichen Verfahrens hin.[1]) Ein anderer Einſender, wahrſcheinlich Antiſtes Burckhardt, ſuchte hingegen dasſelbe zu verteidigen.[2]) Die Sache wurde ſchließlich, freilich erſt nach einigen Jahren, nach Meyers Wunſche geregelt.

4.

Der Sommer des Jahres 1855 brachte die Cholera. Sie brach in den letzten Tagen des Juli aus und herrſchte von da an ungefähr zehn Wochen lang. Es wurden während dieſer Zeit im Ganzen 399 Erkrankungen konſtatiert, von welchen 205 mit dem Tod und 194 mit der Geneſung der erkrankten Perſonen endigten. Unter den Opfern der Seuche befand ſich u. a. Abraham Heußler, der verdiente Rektor der höhern Töchterſchule. Im Werkhofe befand ſich damals ein Hilfsſpital, in welchem unbemittelte Kranke unentgeltlich verpflegt wurden. Andrerſeits wurde in jenen Tagen die Klage laut, Baſel ſei zu arm an Ärzten. In der Tat haben wir gegenwärtig ungefähr ſo viele Zahnärzte als es damals Ärzte überhaupt gab, und jedenfalls iſt der damalige Übelſtand ſeither in beinahe zu gründlicher Weiſe beſeitigt worden. Zwei nicht aus Baſel ſtammenden Ärzten, die ſich in der Ausübung ihres Berufs beſonders ausgezeichnet hatten, Dr. Alfred Frey aus Aarau und Dr. Chriſtian Grimm aus Kamberg im ehemaligen Herzogtum Naſſau, wurde bald darauf als Anerkennung ihrer damals geleiſteteten Dienſte das Basler Bürgerrecht geſchenkt. Am 4. Oktober konnte die Cholerakommiſſion das Erlöſchen der Seuche offiziell konſtatieren. —

Auf der Pariſer Weltausſtellung des Jahres 1855 fand die Basler Induſtrie große Anerkennung. Die goldene Medaille

[1]) Das Schülertuch und die Beiträge des Publikums. Int.-Bl. 1854, No. 247.

[2]) Ebend. No. 248.

erhielten die Häuſer Chr. & J. Biſchoff und J. Fiechter & Söhne. Die ſilberne Bölger & Ringwald, J. Debary & Biſchoff, Freyvogel & Heusler, Köchlin & Söhne, Hans Franz Saraſin, Saraſin & Co., Soller & Co., Sulger & Stückelberger.[1]) Mit der bronzenen Medaille wurden ausgezeichnet: Alioth & Co., J. J. Bachofen & Sohn, Frey, Thurneyſen & Chriſt, D. Preiswerk & Co., L. Preiswerk, Ryhiner & Söhne. Eine Ehrenerwähnung endlich wurde den Firmen H. B. Burckhardt & Sohn, Buxtorf-Biſchoff, Söhne von J. Dreifuß, Hindermann-Merian, Emanuel Hoffmann und Balth. de Ben-Stähelin zu teil.

Das Schickſal der Standestruppe ſchien ſich gegen Ende des Jahres bedenklich zu geſtalten. Wir haben früher geſehen, wie dieſe trotz der bedenklichen Auftritte zu Anfang des Jahres 1848 durch den Beſchluß des Großen Rates vom 7. Februar 1849 reorganiſiert worden war. Wir ſahen ferner, wie der vom Kleinen Rat im September 1851 geſtellte Antrag auf Auflöſung der Truppe vom Großen Rat ebenfalls war zurückgewieſen worden.[2]) Jetzt aber lagen die Verhältniſſe weſentlich anders, und einer fernern Beibehaltung der Truppe ſtellten ſich ganz bedeutende Schwierigkeiten in den Weg.

Der in der Mitte des Jahrzehnts von den ſogenannten Weſtmächten England und Frankreich nebſt Sardinien zu Gunſten der Integrität des osmaniſchen Reiches mit Rußland geführte Krieg führte nämlich zur Bildung einer engliſchen Fremdenlegion. England bezahlte ein ſehr hohes Handgeld, und von dieſem verlockt nahmen zahlreiche Soldaten der Basler Stadtgarniſon, welche während der Nacht die Stadttore zu bewachen hatten, Reißaus, überließen die Stadt ihrem Schickſal und eilten

[1]) Die zuletzt genannte Firma war auch auf der Ausſtellung in London im Jahre 1851 durch die Preismedaille ausgezeichnet worden, was der Verfaſſer dieſer Darſtellung (Basler Jahrbuch 1906, S. 99) überſehen hatte.

[2]) Basler Jahrbuch für 1906, S. 111, 112, 132.

über die nahe französische Grenze, um sich dort anwerben zu lassen. Um nun diese Selbstauflösung der Truppe nicht vollständig werden zu lassen, stellte der Kleine Rat am 17. Januar 1856 den Antrag, die Garnison gänzlich aufzulösen. Der Ratschlag, von beiden Bürgermeistern, Oberst Stehlin, Hans Wieland u. a. unterstützt, ging im Großen Rate mit 63 Stimmen durch; der Gegenantrag auf Beibehaltung der Truppe, von Fiskal Burckhardt gestellt, machte nur noch 36 Stimmen. Die Truppe selbst hatte im Jahre 1852 noch 160 Mann gezählt; jetzt war sie bis auf 68 gemeine Soldaten zusammengeschmolzen. Am 13. Juni wurde dieser Rest zum letzten Mal inspiziert, bewirtet und darauf entlassen.

Die leerstehende Kaserne hat dann bis zu ihrem Abbruch im Jahre 1869 noch verschiedenen Zwecken gedient, u. a. im Winter von 1859 auf 1860 sowie im darauffolgenden Sommer und Herbst der Universität und dem Pädagogium, deren Lokalitäten am Rheinsprung damals einer durchgreifenden Renovation unterzogen wurden. Nicht gerade zum Vergnügen des daselbst zurückgebliebenen letzten Kommandanten der Truppe, Lukas Hindenlang. Wenn dieser vormittags 10 Uhr seine Gemächer verließ, um sein aus Wein, Brot und Käse bestehendes zweites Frühstück im Keller zu holen, pflegte er die etwas laute akademische Jugend mit ziemlich mürrischen Blicken zu messen. Auch Gerichte versammelten sich in dem etwas verödeten Bau, bis das neue Gerichtshaus an der Bäumleingasse im August 1859 vollendet war.

Für die Besorgung desjenigen Teils des öffentlichen Sicherheitsdienstes, welchen die Standestruppe bisher versehen hatte, mußte natürlich auf andere Weise gesorgt werden. Es geschah das durch Vermehrung und bessere Organisation der schon bestehenden Polizeimannschaft. Als Maximum derselben stellte der Große Rat am 2. Juni 1856 die Zahl 104 auf. Dazu

ſollte überdies eine mehr militäriſche Organiſation und teilweiſe Einkaſernierung der Mannſchaft kommen. Unter dieſe wurden natürlich auch manche brauchbare Mitglieder der aufgelöſten Standestruppe aufgenommen. —

Man hätte erwarten ſollen, daß die Epidemie des Jahres 1855 das Verſtändnis für größere Reinlichkeit unter der Bevölkerung hätte wecken ſollen. Leider war aber das entweder gar nicht oder wenigſtens nur in beſcheidenem Maße der Fall. Weiterblickende waren allerdings überzeugt, daß die geprieſene frühere Reinlichkeit Baſels abgenommen habe und noch ferner abnehme. Und auch die Unterſuchungen der Boden- und Wohnungsverhältniſſe, welche infolge der Epidemie gemacht wurden, beſtätigten das in hohem Grade.[1]) Allein gerade das ſtädtiſche Bauamt, welches in erſter Linie berufen war, in dieſen Dingen Wandel zu ſchaffen, war ſeiner Aufgabe durchaus nicht gewachſen. Seine Angeſtellten, die ſogenannten „Lohnämtler", waren wegen ihrer Trägheit und Unzuverläſſigkeit geradezu ſprichwörtlich. Ein Einſender in No. 68 der „Basler Nachrichten" bezeichnet ſie als Leute, die von Rechts wegen in den Spital oder in eine Zwangsarbeitsanſtalt gehörten, oder die man einfach fortjagen müßte, und das Lohnamt ſelbſt nennt er eine Art ambulanter Pfrundanſtalt. Gerade da, wo der Verkehr am größten und folglich beſtändige Aufſicht am nötigſten ſei, z. B. hinter dem Münſter, beim Stadtkaſino, bei der Poſt uſw., liege in der Regel am meiſten Kot. Das ſeien aber gerade die Örtlichkeiten, deren Säuberung Sache des ſtädtiſchen Bauamtes ſei.

Nun hatte die Regierung ein neues Syſtem der Straßenreinigung, verbunden mit Beſteuerung der Hausbeſitzer, vor-

[1]) L. de Wette. Bericht an löbl. Cholera-Kommiſſion über den Verlauf der Cholera in Baſel im Jahre 1855. S. 35 ff. Doch beſchloß der Kleine Rat wenigſtens, das Errichten neuer Schweineſtälle in der Stadt nicht mehr zu geſtatten. Klein-Rats-Protokoll, 1856, Fol. 356.

geſchlagen und dabei an Verpachtung derſelben an einen oder mehrere Unternehmer gedacht. Der Kleine Stadtrat hatte ſich dem Projekte günſtig gezeigt; als aber dasſelbe vor den Großen gebracht wurde, verwarf es dieſer am 7. März 1856 mit beträchtlicher Mehrheit. —

Eine andere Angelegenheit, welche im Jahre 1856 viel zu reden und zu handeln gab, war die Gedächtnisfeier des großen Erdbebens, welches fünfhundert Jahre früher die Stadt Baſel betroffen hatte. Die erſte Anregung zu einer Feier gieng von der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen aus, in welcher ſich eine beſondere Kommiſſion zu dieſem Zwecke gebildet hatte. Auch das Kapitel und der Kirchenrat beſchäftigten ſich mit der Sache, während die Regierung ſich anfänglich ſehr zurückhaltend zeigte. Die Feſtkommiſſion der gemeinnützigen Geſellſchaft und eine ſolche des Kapitels entwarfen ſchon im März ein Feſtprogramm von religiös-kirchlichem Charakter, an das weitere Publikum hingegen wandte man ſich erſt am 2. Oktober mit einem Aufruf. Es handelte ſich nämlich um eine Stiftung, welche teils dem Schülertuch der ärmeren Kirchgemeinden, teils den Abendſälen der Sonntage des Winters zugute kommen ſollte. Da das Erdbeben am 18. Oktober, dem Tage des Evangeliſten Lukas, begonnen hatte, erhielt die Stiftung den Namen Lukasſtiftung. Die hiſtoriſche Geſellſchaft beteiligte ſich an der Feier durch eine größere Publikation, welche den Titel „Baſel im vierzehnten Jahrhundert“ führte, im Volksmund aber einfach als „Erdbebenbuch“ bezeichnet wurde. Sie enthält wertvolle hiſtoriſche und kulturgeſchichtliche Beiträge von Konrektor Daniel Fechter, Dr. Theodor Meyer-Merian, Profeſſor Wackernagel, Profeſſor Karl Schmidt in Straßburg und Civilgerichtspräſident Schnell nebſt einem Vorworte von Profeſſor Hagenbach. Für die ſchulpflichtige Jugend verfaßte Oberſthelfer Abel Burckhardt im Auftrage des Kirchenrats eine kürzere Darſtellung des Erdbebens.

Eine Denkmünze hatte Graveur Voigt in München angefertigt. Eine Anzahl Exemplare derſelben wurde an benachbarte Städte, Anſtalten und Privatperſonen als Ehrengeſchenk verteilt. Der Abſatz unter dem einheimiſchen Publikum fiel über Erwarten gut aus. Die Koſten für eine kleinere Denkmünze aus Zinn, welche unter die Jugend der öffentlichen Schulen verteilt wurde, übernahm die Regierung. Der Grundſtock für die Lukasſtiftung betrug ſchon zu Anfang des Jahres 1857 Fr. 28,542.36 Cts.[1])

Die Feier ſelbſt nahm einen ſehr erfreulichen Verlauf. Schon in der Morgenfrühe des 18. Oktobers verkündete ein vom hohen Münſter herab von Poſaunen geblaſener Choral den Beginn der Feier. Vormittags 10 Uhr verſammelte ſich die Jugend der öffentlichen Schulen in den verſchiedenen Kirchen der Stadt zum Empfang der Feſtſchrift und der Denkmünze, ſowie zum Anhören von Vorträgen über das Erdbeben.

Am Nachmittag traten die Zünfte mit ihren Bannern in der Martinskirche zuſammen. Von da zogen ſie, die Stadtfahne an der Spitze, den Rheinſprung hinab, Eiſengaſſe und Sporengaſſe hinauf vor das Rathaus. Hier ſtellten ſich Bürgermeiſter und Rat in ihrer Amtstracht[2]), der Präſident des Großen Rates, der des Appellationsgerichts, ſowie der Kleine Stadtat an die Spitze des Zuges. Es war ein ſtattlicher Zug von 1800 bis 1900 Perſonen, der ſich unter dem Geläute ſämtlicher in ihrer Mehrzahl damals nicht ſehr harmoniſch klingenden

---

[1]) Geſchichte der Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Baſel. 80. Jahr, 1856, S. 6, 7.

[2]) Es war das letzte Mal, daß der ganze Rat in ſeiner Amtstracht auftrat. Beim nächſten Anlaſſe, dem Jubiläum der Univerſität im Jahre 1860, fiel dieſe weg, weil „die beiden ſchönſten Ratsherrn“ erklärt hatten, wenn die Amtstracht vorgeſchrieben werde, würden ſie nicht mitmachen.

Kirchenglocken der Stadt die Freieſtraße hinauf nach dem Münſter bewegte. Eine Harmoniemuſik an der Spitze desſelben ſpielte den Trauermarſch aus Händels Samſon. Auch eine Anzahl Waiſenknaben ging vor dem Zuge her; ſie trugen die Kiſtchen, in welchen unter dem Portal des Münſters freiwillige Beiträge an die Lukasſtiftung ſollten geſammelt werden. Die Feſtpredigt hielt Profeſſor Hagenbach über die Worte des Propheten Jeremia (31, 4): „Wohlan ich will dich wiederum bauen, daß du ſollſt gebauet heißen.“ Der Abend brachte allgemein zugängliche Gottesdienſte in den vier Hauptkirchen, wobei ſich das Münſter durch ſeine beſonders feſtliche Beleuchtung auszeichnete. Später wurden auch noch die Türme mit bengaliſchem Feuer und die Gallerien mit kleinen Lampen von verſchiedenen Farben beleuchtet.

Der Sonntag brachte Morgenpredigten und Jugendgottesdienſte. Abends fand im Münſter ein Konzert ſtatt, deſſen Hauptnummern Beethovens Eroica und Mendelsſohns Lobgeſang waren. Das Orcheſter war verſtärkt, und Geſangverein und Liedertafel trugen zum Gelingen des Ganzen weſentlich bei. —

Eine eigentümliche Epiſode brachte in die letzten Tage des Jahres 1856 und in die erſten Wochen des neuen Jahres der durch den royaliſtiſchen Aufſtand in Neuenburg im September 1856 hervorgerufene Konflikt mit Preußen. War doch der durch den Aufſtand vom Jahre 1848 in Neuenburg geſchaffene Zuſtand immer noch eine auf geſetzlichem Wege ungelöſte Frage! Hier handelte es ſich freilich nicht um eine ſpeziell baslerische, ſondern um eine eidgenöſſiſche und zugleich europäiſche Angelegenheit. Immerhin war Baſel, falls es zum Äußerſten kam, als Grenzſtadt in erſter Linie betroffen. Kein Wunder alſo, wenn manche den kommenden Winter nicht ohne bange Sorge erwarteten. Für die Jugend freilich war dieſer Winter einer

der kurzweiligſten und an Abwechslung reichſten. Das ſchweizeriſche Militär, welches vom 26. Dezember bis zum 2. Februar 1857 in der Stadt einquartiert war, mit ſeinen Übungen und dem jeden Abend ſich wiederholenden Zapfenſtreich, das Anlegen von Befeſtigungen längs der rechtsrheiniſchen Grenze, das Errichten einer Schiffbrücke von der Baarmatte bis zum Harzgraben, alſo an der Stelle der jetzigen Wettſteinbrücke, alles das gab dieſem Winter einen ganz andern Anſtrich, als ihn ein gewöhnlicher Basler Winter hatte. Dazu kam dann noch die Anweſenheit des Generals Dufour vom 24. bis zum 26. Januar, der Zapfenſtreich, den ihm die männliche Jugend am vierundzwanzigſten brachte, ſowie ein Fackelzug am nämlichen Abend. Endlich am Abend des fünfundzwanzigſten ein Feſtkonzert im feſtlich geſchmückten Theater und, an dieſes ſich anſchließend, ein Feſtmahl im Hauſe des Bürgermeiſters Saraſin. Und die Freuden dieſer Tage konnten von Alt und Jung umſo ungeſtörter genoſſen werden, als die drohenden Kriegswolken damals bereits wieder verſchwunden waren. —

Waren ſo die Befürchtungen eines bevorſtehenden Krieges wieder beſeitigt, ſo verhielt es ſich auf einem anderen Gebiete weſentlich anders, freilich nicht auf dem des materiellen, ſondern auf dem des geiſtigen Kampfes.

Johann Wilhelm Rumpf, ein Kandidat der Theologie, welcher aber nie die Stelle eines Seelſorgers verſehen hatte, in früheren Jahren von extrem orthodoxer Richtung, war von dieſer im Laufe der Zeit allmählich abgekommen. Er hatte ſchon im Jahre 1854 unter dem Titel „Kirchenglaube und Erfahrung“ ein Buch herausgegeben, welches für weitere Kreiſe von Leſern beſtimmt war, und in welchem er ſeinen neuen Standpunkt unumwunden bekannte. Da jedoch dieſes Buch anonym und zudem in einem auswärtigen Verlag erſchienen war, ſo hatte man auf weitere Schritte vorläufig verzichtet.

Als aber Rumpf zwei Jahre ſpäter unter dem Titel „Das freie Wort“ eine periodiſche Zeitſchrift herauszugeben begann, welche nicht nur von der hergebrachten Orthodoxie abwich, ſondern es auf einen förmlichen Bruch mit den Grundlehren der chriſtlichen Kirche trieb, glaubte der Kirchenrat, die Sache nicht länger ignorieren zu dürfen. Wiſſenſchaftlichen Wert hatten Rumpfs Schriften allerdings nicht; ſie enthielten wohl nicht vieles, das den meiſten damaligen Theologen Baſels nicht ſchon längſt bekannt war. Von wirklich wiſſenſchaftlicher Behandlung der bibliſchen Schriften findet ſich in denſelben wenig, deſto mehr aber von den Reſultaten der Chemie, der Aſtronomie, der Geologie, von Vernunft und Erfahrung. Und auch darin hatte er ſich die Aufgabe ziemlich leicht gemacht, daß er gelegentlich die kraſſeſten Einfälle und Anſichten der obſkurſten Leute als Kirchenglauben hinſtellte und dann als ſolchen bekämpfte.

Es wäre vielleicht klüger geweſen, wenn der Kirchenrat auch jetzt geſchwiegen und der Sache ihren Lauf gelaſſen hätte. Es ſcheint aber, daß derſelbe im Hinblick auf möglicherweiſe bevorſtehende Pfarrwahlen, für die er ein Verzeichnis der Wählbaren zu veröffentlichen hatte, wiſſen wollte, ob Rumpf ſich noch zu dieſen zähle oder nicht. Zunächſt ſchlug man übrigens einen möglichſt ſchonenden, nicht für die Öffentlichkeit beſtimmten Weg ein und ordnete eine vertrauliche Beſprechung Rumpfs mit dem maßvollen, in dogmatiſcher Hinſicht keineswegs engherzigen Antiſtes Burckhardt an. Erſt als dieſe reſultatlos verlaufen war, entſchloß ſich der Kirchenrat, Rumpf aus der Liſte der Wählbaren zu ſtreichen, bis er ſeine nicht nur kirchlich freiſinnigen, ſondern geradezu unkirchlichen Anſichten wieder aufgegeben habe. Dieſer Beſchluß erfolgte am 26. Mai 1857.

Rumpf ergriff nun den Rekurs an die Regierung. Dieſe aber wies ihn infolge der Berichterſtattung des Kirchenrats und eines Gutachtens der theologiſchen Fakultät am 4. November

des nämlichen Jahres ab. Damit wäre die ganze Angelegenheit vorläufig wohl erledigt gewesen, wenn ihn nicht das Stadtquartier gegen Ende des Jahres in den Großen Rat gewählt hätte.

5.

Im Frühling des Jahres 1857 waren gerade zehn Jahre seit der letzten Verfassungsrevision verflossen. Nun enthielt die Verfassung des Jahres 1847 das Postulat, der Große Rat habe nach zehn Jahren eine Kommission zu wählen, und diese habe dann darüber zu beraten, ob die Verfassung wieder zu revidieren sei oder nicht. Diese Kommission wurde am 4. Mai gewählt. Ihre Mitglieder waren: Bürgermeister Sarasin, Appellationsgerichtspräsident Burckhardt-Keller, Bürgermeister Burckhardt, Christoph Ronus-Gemuseus, Oberst Paravicini, Stadtratspräsident Bischoff, Daniel Heusler-Iselin, Dr. Vischer-Iselin, Staatschreiber Felber, Dr. Rudolf Schmid und Appellationsrat Friedrich Lotz; Präsident war Bürgermeister Sarasin.

Die Kommission arbeitete während des Sommers und legte dem Großen Rat ihr Gutachten am 1. Oktober vor. Die Mehrheit war zu dem Resultate gelangt, auf eine Revision der Verfassung nicht einzutreten und die notwendigen Änderungen derselben auf dem Wege der Gesetzgebung vorzunehmen. Die Minderheit hingegen, bestehend aus Bürgermeister Burckhardt, Oberst Paravicini, Dr. J. J. Vischer und Staatschreiber Felber, wollte revidieren.[1]) Burckhardt-Keller, bei welchem man ebenfalls eine der Revision günstige Gesinnung vorausgesetzt hatte, stimmte mit der Mehrheit.

---

[1]) Gutachten betr. die Frage über Revision der Verfassung von 1847. Von der am 4. Mai niedergesetzten Kommission dem E. Großen Rat eingegeben am 5. Oktober 1857.

Diejenigen Punkte der bisherigen Verfassung, welche bei einer Revision hauptsächlich in Betracht kamen, waren 1. der für die Wahlen in den Großen Rat giltige Modus, 2. die Organisation, eventuell die Reduktion der Zahl der Mitglieder des Kleinen Rats und 3. das gegenseitige Verhältnis zwischen Staat und Stadtgemeinde. Der dritte Punkt war weitaus der wichtigste. Die Wünschbarkeit von Änderungen war allgemein zugegeben, und nur über das größere oder geringere Maß derselben konnte man im Grunde verschiedener Meinung sein. Andrerseits waren Veränderungen des Wahlmodus ein Hauptpostulat der radikalen Partei. Da aber diese in der Kommission gar nicht vertreten war, so konnte sie ihre Wünsche vorläufig nur in der ihr ergebenen Presse und später im großen Rate selbst aussprechen.

In diesem kam die Verfassungsrevision am 19. und 20. Oktober zur Beratung. Die Mehrheit der Kommission wurde von Ratsherr Minder, Professor Schönbein, Fiskal Burckhardt u. a., die Minderheit von Oberst Stehlin, Ratsherr Geigy, Dr. Gottlieb Bischoff usw. unterstützt. Die Gegner der Revision machten hauptsächlich folgende Gesichtspunkte geltend: Was geändert werden müsse, lasse sich einfacher und leichter auf dem Wege der Gesetzgebung ändern. Was zu Klagen über Schwerfälligkeit der Verwaltung Anlaß gebe, falle weniger dem System als solchem als einzelnen Persönlichkeiten zur Last. Eine Verschmelzung staatlicher und städtischer Angelegenheiten sei vollends nicht wünschenswert; anderwärts, z. B. in Zürich, Bern, Solothurn, sei man froh über das Vorhandensein besonderer städtischer Behörden. Man werde doch der Stadt Basel nicht das nehmen wollen, was das kleinste Dorf zu besitzen und zu behalten begehre.

Die Gegenargumente lauteten: Änderungen auf dem Wege der Gesetzgebung erforderten mindestens ebensoviel Zeit als auf dem der Verfassungsrevision. Es existierten in Basel überhaupt

viel zu viele Kommiſſionen,[1]) und es fehle der Verwaltung ein gewiſſer Grad von Zentraliſation.

Für Eintreten in die Reviſion ſtimmten ſchließlich 73, dagegen 33 Anweſende. Hingegen wurde im Gegenſatze zur Verfaſſungsreviſion von 1847 beſchloſſen, die Sache nicht durch einen beſonderen Verfaſſungsrat, ſondern durch den Großen Rat ſelber erledigen zu laſſen. Merkwürdigerweiſe ſtand alſo hinter der Mehrheit der oben erwähnten Kommiſſion die Minderheit des Rates und hinter ihrer Minderheit die Mehrheit. Zu dieſer gehörten auch die meiſten Mitglieder der Regierung. Sie mochten wohl die Übelſtände des bisherigen Verhältniſſes von Staat und Stadt am deutlichſten empfunden haben und mußten daher Änderungen auf ſeinem Gebiete beſonders lebhaft begrüßen. Es wurde nun die Aufſtellung einer neuen Kommiſſion von fünfzehn Mitgliedern beſchloſſen und dieſe auch ſofort gewählt. Sie beſtand aus den beiden Bürgermeiſtern Saraſin und Burckhardt, Oberſt Stehlin, Ratsherr Chriſt, Oberſt Paravicini, Daniel Heusler-Iſelin, Stadtratspräſident Biſchoff, Ratsherr Karl Saraſin, Peter Merian, Stähelin-Brunner, Dr. Felber, Dr. Schmid, Dr. J. J. Viſcher, Stadtrat Minder und Theobald Stump aus Riehen.

Am 2. November bewilligte der Große Rat nach einem glänzenden Votum von Ratsherr Chriſt einen Kredit von 90,000 Franken zur Erweiterung der für die katholiſche Gemeinde längſt zu eng gewordenen Klarakirche mit 68 gegen 19 Stimmen. Dieſe Kirche, welche bisher auch zu reformierten Gottesdienſten benutzt worden war, ſollte fortan ausſchließlich dem katholiſchen Gottesdienſte dienen, immerhin als Eigentum

[1]) Man zählte damals bei einer Bevölkerung von 30,000 Seelen 41 ſtaatliche Behörden mit 393, zwölf richterliche Behörden mit 122 und 44 munizipale Behörden mit 447 Perſonen, ganz abgeſehen von den zahlreichen freien Vereinen. Basler Zeitung 1857, No. 106, S. 421.

des Staates[1]). Die innere Ausschmückung des Gotteshauses mußte natürlich durch die katholische Gemeinde besorgt werden. Übrigens hätten einige Redner, wie L. A. Burckhardt und Professor Wackernagel, den Katholiken lieber die damalige französische Kirche am Totentanz eingeräumt, und der ewig sparsame Deputat Laroche war der Ansicht gewesen, jene sollten sich selber eine Kirche bauen.

Im nämlichen Monat November sollte nun auch der Große Rat zur Hälfte erneuert werden. Der Kleine Rat schlug vor, diese Wahlen zu unterlassen, da die bevorstehende Verfassungsrevision bald zu einer Integralerneuerung des Großen Rates führen werde. Dieser Vorschlag entsprach allerdings weniger dem Buchstaben des Gesetzes als Gründen der Zweckmäßigkeit. Er wäre auch im Hinblick auf gewisse Liebenswürdigkeiten, welche solche Wahlen in gewissen Preßorganen zu begleiten pflegten, zu begrüßen gewesen. Allein im Großen Rate stimmten fünfzig anwesende Mitglieder für und ebensoviele gegen denselben, worauf der Präsident, Burckhardt-Keller, den Stichentscheid zu Ungunsten desselben gab. Die Liebenswürdigkeiten erschienen dann hauptsächlich in der Form von Inseraten, durch welche einzelne verdiente Männer dem öffentlichen Gelächter preisgegeben wurden.

Die Ergänzungswahlen fielen im großen und ganzen im Sinne der Bestätigung aus. Die Beteiligung der Stimmberechtigten war eine mäßige, am stärksten war sie im Steinenquartier, wo Wilhelm Klein, das Haupt der radikalen Partei, gewählt werden sollte und auch wirklich gewählt wurde. Das Stadtquartier, dessen Vertreter Klein bisher gewesen war, wählte an seine Stelle den Vertreter der Opposition auf kirchlichem Ge-

[1]) Über die frühere Stellung der katholischen Gemeinde in Basel, vgl. L. R. v. Salis. Die Entwicklung der Kultusfreiheit in der Schweiz. S. 81 ff.

biete, Johann Wilhelm Rumpf, und zu gleicher Zeit gelangte auch deſſen eifrigſter, aber klügerer Geſinnungsgenoſſe Franz Hörler in den Rat. Unter den übrigen neugewählten Vertretern der radikalen Partei verdient namentlich der damalige eidgenöſſiſche Zolldirektor Theodor Hoffmann-Merian hervorgehoben zu werden. Im ganzen waren von den im Austritt befindlichen Mitgliedern des Rates 46 wieder gewählt und 21 durch andere erſetzt worden.

Präſident des Großen Rates wurde Chriſtoph Ronus-Gemuſeus, Statthalter Dr. Emanuel Burckhardt-Fürſtenberger. Die im Austritt befindlichen Mitglieder des Kleinen Rates, Peter Merian, Karl Geigy, Samuel Stump, Johann Jakob Iſelin, Benedikt Laroche und Karl Saraſin, wurden ſämtlich wieder gewählt. Die von Heinrich Müller-Bruckner vorgeſchlagene Aufhebung der Brottaxe wurde mit allen gegen ſieben Stimmen abgelehnt.

In den beiden erſten Sitzungen des Jahres 1858 kamen die weniger tief eingreifenden Wünſche der Reviſionsfreunde zur Behandlung dnrch den Großen Rat, das Wahlſyſtem und die Zahl der Mitglieder des Kleinen Rates. Jenes wurde namentlich von Wilhelm Klein hart angegriffen, und an Stelle des ſeit 1847 beſtehenden dreifachen Wahlmodus wurden von ihm ausſchließliche Quartierwahlen vorgeſchlagen. Umgekehrt, aber freilich im ſchärfſten Gegenſatze zum Zuge der Zeit, ſtellte Ratsherr Oswald ausſchließliche Zunftwahlen als das zu erſtrebende Ideal dar[1]). Das bisherige Wahlſyſtem wurde namentlich von Ratsherr Peter Merian und Profeſſor Wilhelm Viſcher als ein allen Intereſſen entſprechendes und durchaus billiges dargeſtellt, und der Rat entſchied ſchließlich ebenfalls in dieſem

[1]) Es iſt überhaupt merkwürdig, wie die beiden altliberalen Ratsherren Minder und Oswald im Laufe der Zeit konſervativer geworden waren als manche bisherige Konſervative.

Sinne. Die bisherige Zahl einer aus fünfzehn Mitgliedern bestehenden Regierung fand ihren hervorragendsten Verteidiger an Bürgermeister Sarasin, das von Dr. Karl Wieland angefochtene Kollegialsystem an Oberstleutenant Wilhelm Geigy. Der Rat sprach sich mit 64 gegen 36 Stimmen ebenfalls zu Gunsten des bisherigen Zustandes aus. Der wichtigste Punkt der ganzen Bewegung endlich, das Verhältnis des Staates zur Stadt, konnte natürlich nicht so rasch wie die beiden andern Fragen erledigt werden und wurde infolge dessen späterer Beratung vorbehalten.

Die so revidierte Verfassung wurde sodann am 8. Februar 1858 beinahe einstimmig angenommen.

Nun aber erhob sich am 1. März die Frage, ob nach der Revision der Verfassung auch der Große Rat in seiner Gesamtheit zu erneuern sei. Die Entscheidung dieser Frage wurde auf den Vorschlag von Karl Vischer-Merian der Revisionskommission überlassen, und diese sprach sich am 3. März für Integralerneuerung aus. Der Große Rat stimmte ihr einige Tage später bei.

Die Wahlen selbst begannen am 14. März und nahmen einen großen Teil dieses Monats in Anspruch. Unter den zum erstenmal in den Rat gewählten sind besonders hervorzuheben: Dr. Karl Stehlin-Merian, welcher den greisen Deputat Laroche als Vertreter der Geltenzunft ersetzte, und der spätere Waisenvater Johann Jakob Schäublin, den seine Heimatgemeinde Riehen mit einem Mandate betraute. Nicht wieder gewählt wurde Professor Wackernagel, welcher kurz vorher einen ehrenvollen Ruf an die Berliner Universität ausgeschlagen hatte und dadurch, wie seine Korrespondenz mit seinem Schwager Bluntschli zeigt[1]), sehr unangenehm berührt wurde. Fast ganz

[1]) Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 5, S. 261, 262.

radikal wählte das Steinenquartier, in welchem Wilhelm Klein wohnte, und in welchem ſein Einfluß am größten war. Anderſeits blieben das Spalen- und das St. Albanquartier in den Händen der Konſervativen.

Am 29. März wurde der neue Große Rat durch Ratsherr Oswald eröffnet, welcher damals zum vierten Mal als Alterspräſident auftrat. Zum Präſidenten wurde Chriſtoph Ronus-Gemuſeus erwählt, zum Staatthalter Daniel Heusler-Iſelin. Ihren Austritt aus dem Kleinen Rat erklärten Bürgermeiſter Burckhardt, Benedikt Laroche, Johann Jakob Iſelin und Karl Geigy, neu in denſelben gewählt wurden Wilhelm Biſchoff-Merian, J. J. Imhof-Forkart, Dr. J. J. Heimlicher, Auguſt Stähelin-Brunner und Dr. Emanuel Burckhardt-Fürſtenberger. Heimlicher und Stähelin erklärten, die Wahl nicht annehmen zu können, worauf an ihre Stelle Karl Viſcher-Merian und Eduard Burckhardt-Schrickel gewählt wurden. Bürgermeiſter an J. J. Burckhardts Stelle wurde Oberſt Stehlin, welcher ſeinem Vorgänger ſchon im Jahre 1850 ſehr nahe gekommen war. Er trat übrigens ſein Amt nicht ſofort an, vielmehr erhielt er aus Rückſicht auf ſeine damals etwas wankende Geſundheit einen mehrmonatlichen Urlaub. Dem abtretenden Bürgermeiſter Burckhardt wurde am 5. April ein Fackelzug gebracht, bei welchem Anlaſſe Oberſt Hans Wieland die Rede hielt.

Den neuen Großen Rat erwarteten verſchiedene Anzüge von mehr oder weniger heikler Natur. Den Reigen eröffnete am 3. Mai Samuel Bachofen, welcher gänzliche Abſchaffung des Schulgeldes verlangte. Er konnte jedoch für dieſen Anzug nicht mehr als zwölf Stimmen gewinnen. Der 14. Juni ſodann brachte nicht weniger als drei Anzüge. Der eine derſelben betraf einige Öffnungen der Stadtmauer beim St. Eliſabethentor. Einen zweiten ſtellte Wilhelm Rumpf wegen ſeiner Streichung aus der Liſte der als Seelſorger wählbaren Theo-

logen, einen dritten endlich Wilhelm Klein wegen angeblicher Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der öffentlichen Bibliothek. Rumpfs Anzug wurde, weil ganz perſönlicher Art, mit 63 gegen 13 Stimmen für unzuläſſig erklärt. Was ſodann die öffentliche Bibliothek betraf, ſo konnte allerdings die Verwaltung derſelben durch den damaligen Oberbibliothekar Profeſſor Gerlach zu dem Verdachte führen, als ob hier geradezu Veruntreuungen vorgekommen wären[1]). Die dem Großen Rat angehörigen Mitglieder der Bibliothekskommiſſion, Profeſſor Andreas Heusler, Ratsherr Peter Merian und Profeſſor Wilhelm Viſcher, wieſen jedoch in überzeugender Weiſe nach, daß von Veruntreuungen keine Rede ſein könne, und daß es ſich um Unregelmäßigkeiten von weit harmloſerer Art, namentlich um einen bedenklichen Mangel an Ordnung, handle. Der Rat beſchloß infolge deſſen mit Mehrheit Dahinſtellung des Anzuges.

Im Dezember des Jahres 1858 erfuhr man auch, was die Reviſionskommiſſion der ſtädtiſchen Verwaltung entziehen und der ſtaatlichen zuweiſen wollte. Es war das geſamte Bauweſen, die Geſchäfte der Bauexpertenkommiſſion, das Löſchweſen, die Marktpolizei nebſt der Aufſicht über den Verkauf von Brot, Fleiſch u. ſ. w., die Theaterbewilligungen, ſowie die Einkaſernierung. Die Stadt ſollte nach dem urſprünglichen Entwurfe die damit verbundenen Auslagen mit Fr. 140,000 jährlich vergüten[2]). Die ſtädtiſchen Behörden fanden jedoch, es würden ihnen zu viele Funktionen entzogen, darunter auch ſolche, welche wie z. B. das Brunnweſen der Natur der Sache nach der Gemeindeverwaltung zufallen müßten. Sie verwahrten ſich deshalb am 11. Dezember bei der Regierung. Da ſie aber hier nichts ausrichteten, machten ſie eine Eingabe an den Großen

[1]) Einiges über die Verwaltung der öffentlichen Bibliothek von Dr. Ed. Wölfflin, o. O. u. J. 8°.

[2]) Basler Zeitung, Jahrgang 1858, Nr. 284.

Rat, in welcher die ſchon erhobenen Bedenken wiederholt wurden. Dieſe Eingabe wurde dem Großen Rat am 24. Januar des folgenden Jahres vorgelegt, und hier wurde nun der urſprüngliche Entwurf einigermaßen gemildert. Der Staat übernahm infolge deſſen den bisher ſtädtiſchen Teil des Bauweſens nebſt den von demſelben angeſtellten Beamten, das Brunnweſen hingegen blieb in ſtädtiſcher Verwaltung. Ferner übernahm der Staat die öffentlichen Straßen und Anlagen, ſowie die ganze ſtädtiſche Almend, die Dohlen und Agden, die ſtädtiſchen Brücken und Wege, die Gewölbe über dem Birſig, dem Rümelinbach und den Kleinbasler Gewerbeteichen. Dazu kamen ferner die Gemeindeſchulhäuſer, die Schöpfe im Werkhof, die Spritzenhäuſer u. a. m. Als Gegenleiſtung für die vom Staat übernommenen Geſchäfte hätte die Stadt jenem jährlich Fr. 180,000 bezahlen ſollen. Da ſich jedoch dieſe Summe im Hinblick auf die ſtädtiſchen Finanzen als zu groß erwies, begnügte ſich der Staat mit 150,000 Franken.

In der Dezemberſitzung des Jahres 1858 wurde auch die kirchliche Frage neuerdings aufgerührt. Kandidat Franz Hörler ſtellte den Antrag, man möge das bei der Aufnahme junger Theologen ins Miniſterium übliche Gelübde auf die Basler Konfeſſion und auf die heilige Schrift fallen laſſen und nur ein ſolches auf den Geiſt und die Grundſätze der reformierten Kirche verlangen. Dieſer Antrag wurde von einigen Geſinnungsgenoſſen Hörlers unterſtützt, von andern Mitgliedern des Rates hingegen, mit beſonderer Energie namentlich von Ratsherr Chriſt, bekämpft und unterlag ſchließlich mit 27 gegen 72 Stimmen. Im folgenden Jahre ſuchte dann Rumpf ſeinem Unmut über ſeine eigene Niederlage und über die Hörlers dadurch Ausdruck zu verleihen, daß er im Großen Rate gegen die Abſicht auftrat, dem Miſſionshauſe, welches damals einen Neubau vor dem Spalentor projektierte, die Handänderung zu erlaſſen, wie es

gegenüber gemeinnützigen Anſtalten üblich war. Er erklärte die Anſtalt für eine gemeinſchädliche, ohne jedoch ſeine Abſicht zu erreichen.

Aus der Welt geſchafft war damit der Kampf auf kirchlichem Gebiete freilich nicht, ſchon deshalb nicht, weil es ſich nicht um eine baslerische Lokalfrage, ſondern um eine kirchliche Kriſe handelt, welche weite Kreiſe der evangeliſchen Kirche innerhalb und außerhalb der Schweiz ergriffen hatte. Zunächſt bildete ſich in den nächſten Jahren der kirchliche Reformverein. Dann folgten (1873) die Änderung der Taufliturgie, der Beitritt Baſels zum oſtſchweizeriſchen Konkordat, die im Großen Rate mit knappem Mehr beſchloſſene Kirchenverfaſſung mit Synode und die Ausdehnung des aktiven Wahlrechts bei Pfarrwahlen auf alle ſeit ihrer Geburt der reformierten Landeskirche angehörigen Kantonsbürger ſowohl, als auf die ſeit Jahresfriſt niedergelaſſenen Schweizerbürger, ſoweit ſie nicht ihren Austritt aus der Landeskirche erklären würden. So konnte denn ſchon im Frühſommer des Jahres 1874 der erſte entſchiedene Vertreter der freiſinnigen Theologie mit Hilfe der neuen großen Wählermaſſen zum Geiſtlichen an einer Basler Gemeinde gewählt werden, und andere folgten ihm in den nächſten Jahren nach. —

Mit dem Jahre 1859 beginnt das Niederreißen der ſtädtiſchen Befeſtigungen und das Ausfüllen der Stadtgräben. Die Phyſiognomie der Stadt wird infolge deſſen eine andere, zunächſt freilich nur an der Peripherie und außerhalb derſelben. Für uns bedeuten dieſe Veränderungen den Schluß der unternommenen Darſtellung.

Zur Geſchichte des Jahres 1842.

Erinnerungen eines alten Baslers.

Es war im Jahr 1842, als ich mich eines Abends, wie gewohnt, in meinem Zimmerli mit Zeichnen beſchäftigte, trat mein Freund E. S. zu mir herein. Die Unterhaltung der jungen Leute beſtand damals in Politik treiben. Mein Freund gehörte zur radikalen Partei, an deren Spitze der Lehrer W. Klein ſtand. Nicht lange, und an unſerer Regierung befand ſich kein guter Faden! Die Zuſtände mußten geändert werden, und ſollte das auch durch Gewalt geſchehen. Fort mit dem ariſtokratiſchen Familien-Regiment!

Am Sonntag unternahmen wir einen Spaziergang nach Kleinhüningen zum jovialen „Baſchi Weber“. Hier trafen wir eine Rotte guter Kameraden, Vaterlands- und Freiheitslieder ſingend. Reden wurden gehalten und man gab ſich gegenſeitig das Wort, daß, wenn es einmal „los gehe“, mit Leib und Seele für die liberale Sache einzuſtehen. Geheime Zuſammenkünfte wurden verabredet; und ohne Bedenken trat ich dem Complott bei. Ich ergriff gerne die Gelegenheit, hier meine liberale Geſinnung zu bethätigen.

In einer erſten Verſammlung von etwa 30 Männern im Café Weniger (Ecke Hutgaſſe und Markt) leitete W. Klein

die Verhandlungen. Es wurde beſchloſſen, daß in die nächſte Sitzung Jeder je 2 Gleichgeſinnte, auf die man unbedingt zählen konnte, einführen ſolle.

In dieſer, bereits bewegteren Zuſammenkunft wurden wichtige Beſchlüſſe gefaßt.

Einſtimmig wurde der gewaltſame Sturz der Regierung beſchloſſen. Der Tag des Aufſtandes wurde beſtimmt, die Rollen verteilt. Unzufriedene in der Bürgerſchaft wurden in den Plan eingeweiht und ihnen klar gemacht, daß wir eine den heutigen Anſichten entſprechende Regierung erhalten müßten.

Ich erhielt den Auftrag, ſo viel als möglich Patronen anzufertigen. Ich wohnte damals in einem Hinterhaus des Sattelgäßchens, alſo ziemlich verſteckt. Im „Bleileriſchen“ Laden (Ecke Streit- und Weiſſe Gaſſe) und beim „Strickſeckelmerian“ an der Eiſengaſſe wurde das Pulver gekauft. Abends, bis tief in die Nacht hinein, beim brennenden Kerzenlicht lag das Pulver offen auf meinem Tiſch und ich wickelte und füllte Patronenhülſen. Freund E. S. goß zu Hauſe Bleikugeln, die er mir allabendlich einhändigte. Meine gute Mutter hatte keine Ahnung von meinem gefährlichen Treiben. Einmal aber, als S. wieder mit einem Pack Kugeln die 4 Treppen zu mir herauf ſtieg, ſtolperte er und mit argem Gepolter rollten dieſe von Tritt zu Tritt. Da kam meine Mutter aus ihrem Zimmer, und ich war benöthigt, ihr zu ſagen, zu welch löblichem Zweck dieſe nächtliche Arbeit geſchah. Sie verbot mir kategoriſch das weitere fabrizieren von Patronen. Die Folge davon war, daß ich von nun an bei einem gleichgeſinnten Nachbarn weiter arbeitete.

Die Schaar der Verſchworenen hatte ſich mittlerweile zuſehends vergrößert, aber zu meinem Leidweſen glaubte ich verſchiedene zweideutige Freunde zu bemerken, und mit Angſt und Beſorgnis machte ich „Klein“ auf dieſe verdächtigen Elemente aufmerkſam, aber vergebens. Der Wagen war im Rollen und

konnte nicht mehr aufgehalten werden. Wir wurden in verſchiedene Sectionen eingeteilt. Es ſollte Generalmarſch geſchlagen werden. Beim erſten Allarm begiebt ſich eine größere Zahl Mitverſchworener auf den Markt, überrumpelt die Hauptwache, ſowie die Poſten an der Rheinbrücke, an den Thoren und Eiſengaſſe. Das Rathaus erhält eine Beſatzung. Dieſen Auftrag erhielt der Wirth S. In ſeiner Wirthſchaft verkehrten öfters Garniſönler, die leicht zu bereden waren, beim Krawall mitzuhelfen. Auch rechneten wir auf die beſtimmte Zuſage der Mitwirkung vieler Unzufriedener und Revoluzer in der Bürgerſchaft. Eine Section entwaffnet den Poſten am Zeughaus und dieſes wird geſtürmt. Im Kornhaus (der jetzigen Gewerbeſchule) lagen eine große Anzahl Baumwollenballen, dem Haus Fürſtenberger gehörend. Dieſe ſollen herausgeholt werden und damit eine Barrikade errichtet. Das im Bau begriffene Eckhaus „Landerer & Mäcklin“ (jetzt Wirthſchaft) wird von mehreren uns ergebenen Scharfſchützen beſetzt, um die eventuel anrückende Garniſon in Front und Flanke anzugreifen. So rückte der Tag der Entſcheidung heran. In einer der letzten Zuſammenkünfte bei S. erſchienen bereits einige Unbeſonnene bewaffnet. Die Reden wurden leidenſchaftlicher und unvorſichtig; auch wurden bereits Stimmen laut, die Sache ſei verrathen. Knopfmacher Frey am Herbergberg wurde als Spion erklärt. Schreinermeiſter Schaub, ein ruhiger zuverläſſiger Bürger, einer unſerer Scharfſchützen, erklärte des Beſtimmteſten, daß er aus guter Quelle erfahren habe, daß unſer Plan verrathen worden ſei; er werde nicht mitmachen. Seine warnenden und überzeugenden Worte verfehlten nicht, einen deprimierenden Eindruck auf uns zu machen, und zudem wurde noch in Erfahrung gebracht, daß im Zeughaus an den Kanonenrädern die Axmuttern entfernt worden ſeien, und von den Perkuſſionsgewehren die Kamine abgeſchraubt. Mehrere Nächte patrouillierten wir

ums Zeughaus, aber wir bemerkten nichts Verdächtiges. Die letzte Verſammlung wurde bei „Weniger“ abgehalten. Eine auffallende Menge lärmender Unbeteiligter, Unbekannte und Verdächtige, bewegten ſich in den oberen und unteren Wirthſchaftsräumen, ſodaß die ganze Situation unheimeliger wurde. Im untern Lokal ſchlug Gärtner Nägeli auf den Tiſch, renommierte mit ſeiner geladenen Piſtole: „Jetzt werde man ihnen einmal den Meiſter zeigen“. „Klein“ wurde von verſchiedenen Seiten gewarnt und kam ſchließlich zur Erkenntnis, daß der Streich nicht ausgeführt werden könne. Er ſtieg auf einen Tiſch und erklärte ſeinen Rücktritt von der Leitung. — Einmal des energiſchen, zielbewußten Führers, der leitenden Hand verluſtig, löſte ſich der Putſch ſofort auf.

Mehrere Jahre ſpäter verſicherte mir Oberſt von Mechel, daß die Regierung täglich von unſerm Treiben unterrichtet worden ſei, und daß die Erhebung ein jämmerliches Fiasko gemacht hätte, da alle Maßregeln zur Niederwerfung des Aufſtandes getroffen worden ſeien. — Zum Überfluß lag bei der Regierung das genaue Verzeichnis ſämmtlicher Rädelsführer und Mitverſchworenen. —

S. R.

Aus den Erinnerungen eines Poſtmeiſters am Simplon.

Von Emil Schaub.

Faſt genau vor einem Jahrhundert hat Napoleon I. die Straße über den Simplon erſtellen laſſen und damit neben dem Großen St. Bernhard eine zweite ſichere Verbindung des Rhonetals mit Oberitalien hergeſtellt. Hundert Jahre lang hat die Straße ihre große Bedeutung für den Verkehr zwiſchen Frankreich, der Schweiz und Italien bewahrt. Nun hat ſie ihre Rolle ausgeſpielt, ſeitdem die Kunſt der Ingenieure den Tunnel durch den Berg geführt und damit dem gewaltigen Anwachſen des modernen Verkehrs Rechnung getragen hat. Vorbei ſind jetzt Gefahren und Mühſeligkeiten, die Stürme und Lawinen dem Wanderer auf der Simplonſtraße brachten; denn leicht entrinnt er ihnen, wenn er ſicher und geborgen im Eiſenbahnwagen den Berg in wenigen Minuten durcheilt. Gerade die Gefahr aber, mit der im Winter beſonders die Reiſe verbunden war, verlieh den Fahrten oft poetiſchen Reiz, wenn menſchliche Kraft und Entſchloſſenheit mit den entfeſſelten Elementen im Kampfe lagen und wenn in der Not die Nächſtenliebe und Aufopferung in edlen Wettſtreit treten konnten. Die zweckmäßige, aber nüchterne Gegenwart hat die Romantik zerſtört. Gerne greift man darum zu den Urkunden, die vom

früheren Leben auf der Simplonſtraße erzählen, und ſolchen Erinnerungen ſeien die folgenden Blätter gewidmet.

Wenige Jahre nach der Erſtellung der neuen Straße, von 1811—1813, weilte in Brig ein Basler als Poſtmeiſter, nämlich Herr Lucas Forcart-Reſpinger. Vor mir liegt ein umfangreiches Manuskript, ſeine Aufzeichnungen über ſein Leben. In lebhaften Bildern zieht es, reich an Erfahrungen und Erlebniſſen, am Leſer vorüber. Uns ſollen hier nur die Abſchnitte, die von ſeinem Aufenthalt in Brig berichten, für kurze Zeit in vergangene Zeiten zurückverſetzen, und der Erzähler möge überall ſelber zu Worte kommen. Einleitend ſende ich wenige Notizen über Forcarts Leben vor ſeiner Reiſe nach Brig voraus.

Lucas Forcart wurde am 5. Mai 1789 zu Baſel als Sohn des Joh. Rud. de Rud. Forcart und der Margaretha Saraſin geboren. Als er fünf Jahre zählte, wurde ihm die Mutter durch den Tod entriſſen; ſein Vater vermählte ſich nochmals im folgenden Jahre 1795 mit Gertrud Wieland, die ſich der Kinder erſter Ehe mit liebevoller Fürſorge annahm. Ruhig und heiter verfloſſen die Tage der Jugend, und beſondere Freude hatte Lucas, wenn die Familie den Sommer über auf ihrem Landgut bei Lieſtal wohnte. Hier machte ſich auch der Einbruch der Franzoſen in die Schweiz fühlbar, da die Familie häufig mit Einquartierungen beläſtigt wurde. Wie ſich einmal die Mutter reſolut der Eindringlinge zu erwehren wußte, lehrt folgende Epiſode aus dem Jahre 1798:

„Eines Tages, als mein Vater mit meinen ältern Schweſtern in der Stadt war (von wo er jeweilen zwiſchen 7 und 8 Uhr abends zurückkehrte) und meine Mutter mit meinem ältern Bruder, der noch nicht lange aus einer Penſion zurück war, und mir allein zu Hauſe weilte, hörten wir plötzlich Huftritte im Hof und ſahen vier franzöſiſche Kavallerie-Offiziere mit ihren Bedienten in den Hof reiten und abſteigen. Die Be-

dienten ſchnallten gleich die Mantelſäcke ab, und während meine Mutter ſich faßte und ihnen entgegen ging, kamen ſie mit ſchleppenden Säbeln die Treppe herauf und begehrten gleich unbeſcheiden Zimmer zu ſehen, um ſich ſolche auszuwählen. Meine Mutter, die wenig franzöſiſch ſprach, fragte nach dem Quartier-Billet. Die Offiziere aber hatten keines und wollten ſich, ſo ſagten ſie, ſchon Quartier machen. Indem aber meine Mutter ihre Einwendungen vorbrachte, wurden jene grob, und einer öffnete mehrere Zimmertüren, worauf die Mutter zwei der bei ihr ſtehenden Offiziere am Arm faßte und die Treppe hinunter führte, männlich proteſtierend, ſolche Einquartierung ohne Billet nehme ſie nicht an. Die Franzoſen folgten, beſtürzt über den Mut der Frau, und als alle im Hof waren, riegelte ſie die Haustüre zu und ließ ſie toben und fluchen und abziehen, wobei mein Bruder mit ſeinem Franzöſiſchſprechen zu guter Letze einige Ohrfeigen erhielt, wahrſcheinlich, weil er ſich einige Autorität verſchaffen wollte. Wir erwarteten, daß ſie mit einem Billet verſehen wieder kommen würden; allein ſie fanden es nicht für gut, und an dieſem Tag blieben wir verſchont von franzöſiſchen Gäſten."

Die glücklichen Verhältniſſe, in denen Lucas aufwuchs, änderten ſich mit dem Tode des Vaters (1799) und des Großvaters Saraſin (1800); der frühere Wohlſtand war mit der Aufgabe des Geſchäfts verſchwunden; dazu kam, daß durch das Zuſammentreffen von mancherlei Umſtänden die Kinder um den größten Teil ihres Erbes betrogen wurden. Nachdem Lucas einige Jahre das Gymnaſium beſucht hatte, trat an den fünfzehnjährigen Knaben die Frage der Berufswahl heran. Auf Anraten eines Oheims entſchloß er ſich, da er für das Studium keine Neigung zeigte, in eine kaufmänniſche Lehre einzutreten. Zugleich bot ſich ihm die günſtige Gelegenheit, dieſe in der franzöſiſchen Schweiz durchzumachen, und zu dem Zweck trat

er als Lehrling in das Speditionsgeſchäft Panchaud & De la Harpe in Ouchy ein. Im Mai 1804 reiſte er allein und von nun an auf ſich ſelber angewieſen nach Bern und von dort nach kurzem Aufenthalt nach Lauſanne und Ouchy. Er bildete ſich hier zum tüchtigen Kaufmann heran und gewann durch ſeinen Eifer und ſein charaktervolles Benehmen das Zutrauen der Prinzipale und die ganz beſondere Liebe der Familie Panchaud in Lauſanne. Als er im Herbſt 1806 in eine ſchwere Krankheit fiel und, von den ratloſen Ärzten aufgegeben, dem Tode nahe war, wurde er von Herrn und Frau Panchaud wie ihr eigenes Kind gepflegt, bis ſeine kräftige Natur das verzehrende Fieber überwunden hatte. Das Frühjahr 1807 brachte ihm völlige Geneſung. Nach weiteren drei Jahren wurde er von ſeinen Angehörigen in Baſel veranlaßt, die Stellung aufzugeben und ſich anderswohin zu wenden. Sein Vormund hatte ihm ſchon einen Platz in einem Straßburger Handelshauſe geſichert. Aber Forcart erhielt von anderer, befreundeter Seite die Nachricht, ein Speditionsgeſchäft in Sitten ſuche einen zuverläſſigen Mann, der in Brig den Poſt- und Warenverkehr über die neuerbaute Simplonſtraße beſorgen und überwachen könne. Dieſe Stellung mit der damit verbundenen Selbſtändigkeit als Chef und Direktor ſagte ihm mehr zu, und ſein Ehrgeiz bewog ihn, ſie anzunehmen. Er dankte alſo dem Vormund für ſeine Bemühungen und verließ am 3. Januar 1811 Lauſanne und die ihm teure Familie Panchaud, um ſich zunächſt nach Sitten zu begeben. Hier hatte er in die ziemlich verwirrte Geſchäftsführung Ordnung zu bringen und mancherlei zweckmäßige Einrichtungen zu treffen. Seine neuen Prinzipale, die Herren Zimmermann, J. E. de Riedmatten und Alois de Torrente brachten ihm unbedingtes Zutrauen entgegen und bürdeten dem 22jährigen Manne die ganze Organiſation des Poſt- und Speditionsweſens auf, die ſie übernommen hatten.

Und er rechtfertigte ihr Vertrauen in jeder Weiſe. Das gleiche Haus beſaß auch die Salz- und Tabakregie. Da zu jener Zeit im Wallis großer Mangel an Salz eingetreten war, hatte das Geſchäft den Auftrag erhalten, ſolches aus Italien herbeizuſchaffen und ſich zu dem Zweck mit dem Miniſterium des Vizekönigs in Mailand in Verbindung zu ſetzen. Das Wallis war am 12. Oktober 1810 durch einen Machtſpruch Napoleons mitten im Frieden dem franzöſiſchen Reiche einverleibt worden und hieß nun Département du Simplon. Die Erwerbung einiger tauſend Zentner Salzes bei der verbündeten Regierung bot alſo keine Schwierigkeiten. Dennoch war es notwendig, einen Bevollmächtigten nach Mailand zu ſenden, damit er die nötigen Unterhandlungen führe. Und dieſe Miſſion wurde Forcart übertragen, der erſt ſeit einigen Monaten dem Hauſe angehörte. Trotz ſeiner Einwendungen, bei ſeiner Jugend die verantwortungsvolle Aufgabe kaum durchführen zu können, mußte er doch die bedeutungsvolle Reiſe wagen und überſchritt zum erſtenmal den Simplon. Unterwegs erhielt er von den Déblayeurs Auskunft über den Gang des Transports im Sommer und Winter und über die Gefahren. Sie zeigten ihm die gefährlichen Stellen und berichteten ausführlich von einem großen Unglück, das acht oder zehn Tage zuvor geſchehen war. Dreißig Männer waren durch eine Lawine in den Abgrund geſchleudert worden, und nur wenige hatte man lebend herausgegraben. Die zuletzt gefundenen Opfer waren am ſelben Morgen in Brig beſtattet worden. Wahrlich, den jungen Mann mußten dieſe Nachrichten mit bangen Sorgen erfüllen, wenn er daran dachte, daß er bald den gefahrvollen Weg ſo oftmals zurücklegen müſſe. In der Nähe der Galerie de l'Hoſpice hielt man ſtille, die Poſtillone klatſchten mit den Peitſchen und die Déblayeurs ſchrien ſo laut ſie konnten, um eine entſtehende Lawine früher zum Sturze zu bringen, ehe man in ihre Bahn

trat; dieſe Vorſichtsmaßregeln belehrten den jungen Forcart, daß es Mittel zur Abwehr gebe, und beruhigten ſein Gemüt, ſo daß er ſich weder durch die Erzählungen der Knechte noch durch die Kreuze am Wege einſchüchtern ließ. Raſch und geſchickt führte er ſeinen Auftrag in Mailand aus, beſtellte 5000 Zentner Salz aus den Niederlagen bei Pallanza und Suno. Der Transport ging ſo ſchnell von ſtatten, dank der trefflichen Vorkehrungen Forcarts, daß bei ſeiner Rückkehr nach 14—18 Tagen in Sitten von dem neuen Salz ſchon angelangt war. Manches wäre noch zu berichten über den Aufenthalt Forcarts in Sitten, den Empfang des Biſchofs und der Notabeln, die als Geiſeln in Paris geweilt hatten, über den Einzug des Grafen Berthier, der das Wallis im Auftrage des Kaiſers beſetzte, von Feſtlichkeiten, die Berthier zu Ehren abgehalten wurden. Doch wir wollen endlich vernehmen, wie es Forcart in Brig ergangen iſt, und laſſen ihn darum ſelber weiterfahren:

„Statt, wie ich geglaubt hatte, bald nach meiner Ankunft im Wallis auf meinen Poſten in Brig zu kommen, verſtrichen fünf bis ſechs Monate, bis es dazu kam. Die Urſache war, daß ich in Sitten noch vollauf zu tun hatte und daß unſer großes Magazin in Brig nicht vollendet und das Roulage nicht organiſiert war, ſo daß die Waren noch an die verſchiedenen Speditoren in Brig mußten geſandt werden. So erfuhr ich noch etwas von der ungeheuren Hitze, worunter man im Sommer 1811 in Sitten zu leiden hatte, erlebte daſelbſt an einem Feſttag, wo alles Volk in den Kirchen war, eine Feuersbrunſt, der 10—12 Gebäude zum Opfer fielen und konnte einmal den angenehmen Sommeraufenthalt der Bewohner von Sitten, Mayens genannt, auf den Bergen beſuchen und auch die in den Felſen gebaute Einſiedelei ſehen. Endlich konnte ich an meinen Poſten, im Juli oder Anfang Auguſt 1811, wohin mich Herr Zimmermann führte und bei

Baron Ferd. von Stockalper, ferner in der Douane und wo es nötig war, introduzierte. Schon früher war ich einmal mit ihm dageweſen und hatte einiges angeordnet; Pult, Bücherkaſten und Kaſſa waren auch beſtellt und, als ich nun einzog, bereits im Lokal. Herr Zimmermann blieb nun bis zum zweiten Tag, da unſere Führer ankamen und mit bereits von Mailand eingetroffener Baumwolle beladen wieder landabwärts reiſten. Die Diligences, von Mailand und von Genf kommend, hatte ich nun auch zum erſtenmal beſorgt und war am dritten Tag ſchon in voller Tätigkeit. Glücklicherweiſe verſtrichen einige Wochen, bis die Chars accélérés, Tag und Nacht fahrend, eingerichtet waren; ich gewann dadurch Zeit, noch manches zur gänzlichen Einrichtung beſorgen zu können, ſo z. B. ein Dutzend Chaiſe-Schlitten für die Diligences, Wagen ꝛc. verfertigen zu laſſen. Wagner und Schmied wohnten 20 Minuten entfernt in Naters. Nur zu bald aber kamen auch die Chars accélérés, und faſt bangte mir, das Geſchäft wolle mir über den Kopf wachſen. Herr Zimmermann gab mir das Brevet als Poſthalter von Brig, die Poſt aber war ſousmiſſioniert an einen Wirt daſelbſt, nur ſollte ich die Aufſicht haben und immer ſehen, daß die Anzahl von 30 guten Pferden und gute Poſtillone vorhanden ſeien. Auch mußte ich bei Klagen und bei Inſpektion als Poſthalter daſtehen und verantworten. Um das zu können, mußte doch Zeit zur Aufſicht verwandt werden. Es war nun noch Sommer. Wir hatten bereits 24 Pferde, der Wagen zu vier Pferden mit einem Knecht; von den Pferden übernachteten abwechſelnd 6 bis 12, wozu eigene Stallungen vorhanden waren; doch mußte für Heu, Stroh und Haber geſorgt und letzterer bei der Ankunft der Knechte zugemeſſen werden, wobei es noch manche Anliegen gab.

Bei Tagesanbruch ſtand ich auf, beſorgte die Verladung der Wagen mit Baumwolle, wovon das ſehr große Magazin,

das etliche 1000 Ballen in ſich faſſen konnte, bald angefüllt war. Währenddeſſen kamen neue an, und in der Zeit, da meine Knechte, nachdem ich das Gewicht aufgenommen, die Ballen ſchichtenweiſe auftürmten, mußten die Acquits und Frachtbriefe gemacht werden. Auf dieſe Weiſe blieb mir den ganzen Tag kaum ſo viel Zeit übrig, die Acquittements der Douane für die Ladungen des folgenden Tages zu beſorgen und in Eile meine Mahlzeit zu nehmen. Wenn die Nacht kam, zwiſchen 5 und 6 Uhr, in den Sommermonaten bei Tage noch, war ich mit Laden und Magazin-Rangieren meiſtens fertig und mußte nun die Korreſpondenz und Skripturen beſorgen. Im Sommer kam zwiſchen 6 und 8 Uhr die eine und zwiſchen 9 und 11 Uhr die andere Diligence von Mailand oder Genf an. Da mußten die Waren verzollt und alles mußte eingeſchrieben werden, was für jede Poſt, je nachdem die Ladung war, 1 bis 2 und 3 Stunden erforderte. Wenn es alſo ganz gut ging, ſo kam ich zur Sommerszeit vor Mitternacht zu Bett und brauchte kein Schlaflied. Am andern Abend aber langten zwiſchen 6 und 8 Uhr 6 Chars accélérés an, die acquittiert und expediert ſein mußten, was je nach der Mannigfaltigkeit der Waren ebenſoviel Zeit wegnahm. Weil mir aber auch die Aufſicht über das Etabliſſement in Domo d'Oſſola, von Hermil, einem Italiener beſorgt, übertragen wurde, ſo mußte die Einrichtung getroffen werden, daß entweder alle 10 Tage, da ich nach Domo d'Oſſola fuhr, die Chars accélérés nicht eintreffen durften, oder daß jemand von Sitten heraufkam, der an dieſem Tag und in der Nacht das Nötige beſorgte; denn einen Tag brauchte ich über den Berg hinüber, am Abend mußte Hermil mit mir abrechnen und verabreden, und mit der kommenden Diligence reiſte ich um 2 oder 3 Uhr nachts wieder fort.

Es war von Auguſt bis Oktober mit der Spedition ſehr regelmäßig gegangen, und meine Reiſen nach Domo d'Oſſola

waren mir ſehr angenehm. Ich konnte mich an der ſchönen, grotesken Natur des Simplon nicht ſatt ſehen. Meine Geſundheit hatte ſich in den wenigen Monaten in der Gebirgsluft wunderbar geſtärkt, und ich konnte ſehr viel leiſten. Ich war munter und froh und fühlte einen Segen, den ich nicht mir, ſondern Gott zuſchrieb . . . . . Die Sonntage, an denen ich nicht über den Berg reiſen mußte, waren mir wahre Ruhetage; denn da war außer den Diligences keine Warenſpedition . . . . . .

Mein Geſchäft war nun in den erſten zwei Monaten ordentlich eingeleitet, und wären dieſe Reiſen nach Domo d'Oſſola nicht geweſen, wodurch mir während der Abweſenheit Arbeit aufgehäuft wurde, ſo würde ich ganz ordentlich allem vorgeſtanden haben. Aber ſo angenehm mir einerſeits dieſe Reiſen in guter Jahreszeit waren, ſo mißlich war es dann zu Hauſe, um wieder im Gang zu bleiben, wozu ich ein bis zwei Nächte opfern mußte, obwohl ich die Ruhe ſehr nötig hatte. Allein dieſer lieblich eingeleitete Geſchäftsgang wurde nach dieſen zwei Monaten verändert. Sowie die Schneemaſſen auf dem Berg fielen, wurde die Spedition unregelmäßig, und die Diligences kamen von beiden Seiten viel ſpäter. Durch das oftmalige Ausbleiben der Waren vom Berg gewann ich einesteils wohl Zeit; denn wenn auch viel miteinander anlangte, nahm es doch weniger Zeit in Anſpruch, als wenn die Waren ſucceſſive kamen. Aber das Verſpäten der Diligences war Urſache, daß ich den ganzen Winter nicht mehr entkleidet zu Bette gehen und mir die nötige Ruhe nicht geben konnte. Kam nun die eine Diligence zwiſchen 9 und 10 Uhr nachts, ſo hatte ich an derſelben bis Mitternacht zu tun; kam die andere 2 oder 3 Stunden ſpäter, ſo war wieder für 1 bis 2 Stunden Arbeit vorhanden. Ich faßte daher bald meinen Entſchluß, und wenn ich zwiſchen 8 und 9 Uhr vom Nachteſſen kam, zog ich Nachtkleider an und legte mich aufs Bett unter die Decke; meine Lampe und

mein Kaminfeuer brannten fort. So konnte ich, wenn auch nicht immer ſchlafen, doch liegend 1 bis 1½ Stunden ruhen. Von weitem ſchon hörte ich das Geſchell, wenn eine Diligence nahte, und ich ſaß ſchon an meinem Pult, wenn der Kondukteur hereintrat. Um Mitternacht machte ich mir im Kamin einen ſchwarzen Kaffee, um wach bleiben zu können, und arbeitete dann bis die andere Diligence kam und auch ſpediert war; dann begab ich mich wieder ins Bett, bis der grauende Morgen die Knechte zu mir führte, die Waren zu laden hatten. Legte ich mich jeweilen zum zweitenmal aufs Bett, ſo ſtellte ſich ſelten nochmals Schlaf ein; es war die Zeit, in der ich im Kopfe Briefe konzipierte, ſo daß es, wenn ich am Abend zum Schreiben kam, ganz gut aus der Feder floß, weil ich die Gedankenfolge ſchon ausgedacht hatte.

Die Winterreiſen nach Domo d'Oſſola waren nicht lieblich, ſondern ſehr beſchwerlich und gefährlich, und doch waren ſie mir oft eine Ruhe; denn wie ich die Zeit zur Arbeit weislich einteilen mußte, ſo war ich auch darauf bedacht, die Zeit, da ich Ruhe finden konnte, zu nützen. Als Direktor der Diligences hatte ich meinen beſonderen Schlitten mit Inſchrift. An dieſem entfernte ich den Sitz und häufte an deſſen Stelle ein Bund Stroh als Kiſſen und der Länge nach Stroh zum Lager an. Wenn ich alles beſorgt hatte und mit Reithoſen und Mantel angetan war, legte ich eine Wolldecke in den Schlitten und wickelte mich liegend hinein. Die Kondukteurs, die mein Leben kannten, ſorgten ſchon, daß ich ſo wenig wie möglich geſtört wurde, und ſo ſchlief ich zuweilen ſchon ein, ehe man abfuhr, und konnte vor und nach dem Mittaghalt meine 6 bis 10 Stunden ruhen. Wachte ich aber im Schlitten liegend, ſo freute mich ſehr, zu hören, wie Kondukteurs, Poſtillons und Déblayeurs bemüht waren, mir Ruhe zu ſchaffen, und zu andern ſagten: „Seid ſtille, ſtört den Herrn nicht; denn er hat Tag und Nacht

keine Ruhe und kommt in kein Bett.“ Ich tat den Leuten keine Wohltat, und doch waren ſie mir ſo zugetan. So war ich auch bei ſchlechtem, gefährlichem Wetter von Kondukteurs und Déblayeurs wie von Engeln umgeben, die, wenn ſie auch zuweilen in tourmente nicht hindern konnten, daß mein Schlitten umfiel, doch gleich beſorgt waren, ihn vor Fall in den précipice zu ſchützen und aufzurichten. Ich wurde auch mit den Gefahren ſo vertraut, daß ich mich öfters gar nicht aufrichtete im Schlitten, wenn er umfiel, und nicht nachſah, ſondern nur dankend meinen Leuten zuſchrie, wenn ſie mich ſamt dem Schlitten retteten. Der Gedanke, daß es möglich, ja bei den vielen Reiſen in allem Wetter wahrſcheinlich ſei, daß ich auf dem Berge mein Leben laſſen müſſe, war mir ſo lebhaft und natürlich, daß ich mir in großer Gefahr oft ſelbſt ſagte, diesmal werde es wohl das Leben koſten, und keine Angſt dabei hatte. Dieſe Furchtloſigkeit und Entſchloſſenheit muß auch den Leuten aufgefallen und in den Wirtshäuſern zum Geſpräch gekommen ſein; denn die Folge war, daß, da die Paſſagiere bei ſchlechtem Wetter meiſtens furchtſam waren, zuweilen der Kondukteur mit Damen beſonders und auch mit Herren zu mir aufs Bureau kam und au nom de Dieu bat, eine Dame in meinen Schlitten zu nehmen; ein anderes Mal auch Herren, die vor Angſt faſt vergingen und ſonſt nicht fort wollten, wobei er ſagte, der Wirt hätte ihnen von mir geſprochen. Verweigern konnte ich's nicht; auch dies war Beruf und Pflicht. Freilich war es da nicht nur um die Ruhe geſchehen, ſondern es gab Auftritte, daß Damen faſt in Verzweiflung gerieten, wo ſie ſich im Schlitten an mir hielten und mich ſehr kneipten. Das geſchah meiſtens, ehe man zu den gefährlichſten Stellen kam. Ältliche Herren und Damen entwarfen mir nach der Angſt oftmals einen kurzen Lebensabriß, um dieſe zu beſchönigen und zu beweiſen, wie ſchrecklich es für ſie wäre, das Ziel der Reiſe nicht zu erreichen und auf

dem Simplon umzukommen, und während des Erzählens passierte man die Höhe und die gefährlichsten Stellen."

Die aufreibende Arbeit wurde ab und zu unterbrochen durch die Teilnahme an festlichen Veranstaltungen, bei denen Forcart ein gern gesehener Gast war. Es möge hier, anschließend an die Schilderung seines Lebens als Postmeister, das lebhafte Gemälde einer Feier im Schlosse der heute noch angesehenen Walliserfamilie Stockalper folgen:

„Auf das Neujahr (1812) erwartete man den alten gräflichen Vater Stockalper, der meistens einer Stelle wegen à la cour d'Assise in Lyon wohnen mußte. Er kam, und die Freude seiner Kinder war groß. Auf den Dreikönigstag (er hieß Kaspar) sollte das jährliche, große Namenstagfest gehalten werden, wozu ich samt allen höheren Employés auch längst eingeladen war. Ich ließ von Straßburg un pâté de foie d'oies kommen, der paradierte. Tags zuvor und den gleichen 6. Januar kamen alle Verwandten von Sitten, Siders, Leuk und Vispach in Schlitten gefahren. Das waren aber keine eleganten Schlitten, sondern niedere Leiterwagen, etwa wie große „Bernerwägeli" mit höherem Geländer und breit, worin die Herrschaften von Grafen, Baronen, Baroneſſen und Gräfinnen auf Matratzen und Kissen unter Deckbetten lagen schöne Decken drüber ausgebreitet. Die Pferde hatten ihr gewöhnliches Winter-Geschell. Diese hohen Damen, alle in Bieberröcke gekleidet, so einfach wie bei uns keine Stubenmagd, zeichneten sich mit dem Band des Walliserhutes aus, das reicher war als das anderer Leute. Diese Gäste alle kehrten teils im Schloß selbst, teils bei den verschiedenen verheirateten Söhnen Stockalper ein, und man versammelte sich zu einem Mittagsmahl von zirka 100 Gedecken. Hier zeigte sich noch der alte Glanz dieses ehemals so reichen Geschlechts, welches von Mailand bis Genf auf seinen eigenen Schlössern, deren acht oder

zehn in älterer Zeit waren, herbergen konnte. Es wurde fürſtlich traktiert, und es fehlte an nichts: das ſeltenſte Wild und Geflügel, wie Urhahnen, Faſanen, Perlhühner ꝛc., Fiſche von Genf, Confect von Mailand ꝛc. ꝛc. wurden aufgetiſcht; die Tafel prangte von Silber: für jede Perſon war nebſt dem ſilbernen Beſteck ein ſilberner Trinkbecher, und außerdem waren zum Zierat bei 50 Pokale aufgeſtellt, die teils Menſchenfiguren, teils Tiere und Schildhalter vorſtellten; der ganze Deſſert wurde auf erhabenen Silberplatten geboten. Auch das Perſonal war nicht mehr in ſeiner Einfachheit, die Damen erſchienen alle in Seide, die Herren ſchwarz und mit ihren Orden. Des Abends ſollte Ball ſein. Ich erledigte meine dringenden Geſchäfte, kleidete mich zum Ball an und holte noch Frauenzimmer des Orts im Schlitten ab. Nun war der große Saal, in dem man geſpeiſt, zum Tanzſaal umgewandelt und orniert, und in Nebenzimmern waren die Erfriſchungen. Schon war alles verſammelt, und nun bewunderte ich die außerordentliche Eleganz der Damen der Familie, die alle weiße, oft mit Gold und Silber brochierte Kleider und reichen Gold- und Edelſteinſchmuck trugen, und deren Hüte mit Gold und Perlen geſtickte Atlasbänder zeigten. Unter dem zahlreichen, guten Orcheſter zeichneten ſich zwei Hackbrett aus, zum Tanz eine herrliche, taktvolle Muſik. Man tanzte bis zum Morgen. Es war ein ſchönes Feſt, und der alte Graf ging hier unter ſeinen Kindern und Kindeskindern und Verwandten mit ſichtbarer Freude umher; ich denke, um ſo mehr, weil ſein Schickſal bei der Einnahme des Wallis ſo ſehr in der Wagſchale lag und eine Unbeſonnenheit der Landsleute ihm als Geiſel in Paris leicht das Leben hätte koſten können."

Doch zurück vom feſtlichen Mahle zu der Arbeit im Poſthauſe!

„Es war ein harter Winter (1812); an mehreren Stellen der Bergſtraße war eine Schneemaſſe von 15 Schuh Höhe über

der Straße, deren Richtung durch hohe Stangen, am Bord aufgeſteckt, bezeichnet war. Die Strapazen waren für mich nicht klein. Hermil in Domo d'Oſſola wußte ſich zuweilen nicht zu helfen, und noch häufigere Beſuche wären nötig geweſen und mußten ſo viel wie möglich auch geſchehen. Der ſo nötige Schlaf wurde mir durch die Perſonen, die mit mir in meinem Schlitten fahren wollten, oft geraubt. Bei Unfällen mußte ich zuweilen ganze Strecken im Schnee waten, dann die ganze Nacht in Domo d'Oſſola arbeiten und wieder ohne Ruhe in grimmiger Kälte zurückkehren. Ich nahm zwar meine Maßregeln, und vor dem Abreiſen in Domo d'Oſſola machte ich mir meinen Trank von einem Schoppen rotem Wein, Zucker, Zimmt und zwei Eiern in einer Chocolatière warm und ſchäumend; den trank ich, mich vor Erfrieren zu ſchützen. Allein ich kam zuweilen halbtot in Brig an, um fort und fort zu arbeiten, aller Ruhe entbehrend. Das hatte nun zur Folge, daß ich einmal inmitten der Nacht, an der Arbeit ſitzend, bewußtlos rückwärts fiel, den Kopf auf die eiſerne Kaſſa ſchmetternd, und von dem Kondukteur, für den ich mich vorbereitete, im Blute liegend wie tot angetroffen wurde. Er rief um Hilfe im Hauſe; man brachte mich wieder zum Bewußtſein und ich konnte wieder ſpedieren.

In der Mitte des Winters und bei ſchlechtem Wetter, da es im Tal ſchneite, regnete, finſter und trüb war und auf den Bergen eine Maſſe Schnee lag, las ich auf der Diligence feuille als Paſſagier Pierre Biſchoff, Négociant de Basle. Ich nahm mir daher vor, mit dem Schlitten zum Gaſthof zu fahren, um zu ſehen, ob es mein Jugendfreund ſei. Ehe ich aber mit Fertigung der Diligence zu Ende war, trat er in mein Bureau und ergoß ſich in Verwunderung, ja faſt in Vorwürfen, daß ich mich in dieſe Einöde verbanne, in ein ſo peinibles Geſchäft; ich verliere ja meine ſchönſte Lebenszeit und richte meine

Geſundheit zu Grunde. Obwohl ich im Ganzen nach der Erfahrung anderer Anſicht war, ſo enthielt ſeine Rede doch viel Wahres, das Eindruck machte. Oftmals war ich in dieſem Winter in Todesgefahr geweſen, mehrmals im Schlitten am Abhang eines tiefen Abgrunds umgeworfen. Ich wurde vielleicht nur, weil ich, der Gefahr gewohnt, ruhig und ohne Bewegung ſtill war, daß der Schlitten keine weitere Wendung machte, durch die Déblayeurs gerettet, und ſchon hatte ich einmal, durch eine Lawine im Schlitten unter dem Schnee begraben, geſchmeckt, was die Annäherung des Endes unter dieſem Element ſei. Es war aber keine große Lawine, und nach einer halben Viertelſtunde hörte ich ſchon wieder die arbeitenden Déblayeurs, die den Schlitten vom Schnee befreiten. . . . .“

„Während ich noch allein[1]) war, wurde die Welt mit Napoleons Sohn, dem Roi de Rome, beglückt[2]), und nun ſtrömten zu der Taufe alle weltlichen und geiſtlichen Hoheiten nach Paris. Wir hatten uns deſſen zu gehöriger Zeit verſehen, und unſere Poſtſtälle waren mit der doppelten Zahl Pferde angefüllt, ſo auf allen Stationen, die uns betrafen. Dem ohngeachtet hatte ich mich Tag und Nacht wegen Vorwürfen infolge Nichtbeförderung zu verantworten. Biſchöfe, Kardinäle, Fürſten und Generäle in Menge paſſierten während etlichen Tagen, und oft ſtand der große Platz vor meinem Hauſe voller Equipagen und Fourgons, die warten mußten, bis Pferde wieder zurückkehrten. Man fragte gleich nach dem Poſtmeiſter. Da kam ich junger Menſch dann, wurde ein- oder zweimal hart angefahren und nahm die Zuflucht gleich zu dem die Welt blendenden Mittel: ich zog mich ſchön an und ſetzte meine blaue, ſehr reich mit Gold brodierte Teller-

[1]) Es wurden mit der Zeit Forcart zwei Gehilfen zur Seite gegeben.

[2]) 23. März 1811.

kappe auf, die 6 Ntr. gekoſtet hatte, und nun trat ich wie ein Junker zu den großen Hanſen in ihren Kutſchen und wurde ganz fein reſpektiert. Man konnte mir nichts vorwerfen, weil ich, mein Reglement in der Hand, bewies, was die Forderung des Gouvernements und wie das Doppelte an Pferden vorhanden ſei. Von nun an erfuhr ich in dem Putz-Aufzug eine zuvorkommende, höfliche Behandlung von dieſen Leuten, und von den Biſchöfen und Kardinälen empfing ich gewöhnlich den Segen . . . Unter den Geiſtlichen, Fürſten, Kardinälen und Biſchöfen waren manche, die den Schwelger und Pfaffen zum Aushängeſchild hatten. Es waren darunter aber auch Phyſiognomien von ſolcher Reinheit, Weisheit und Würde, daß ſie Heiligen gleich ſahen. Ich konnte mich an etlichen nicht ſatt ſehen und hätte ihnen gerne die Hand geküßt; ja, ein Segen von einem ſolchen tat mir unausſprechlich wohl."

Von den Anſtrengungen ſeines Amtes konnte ſich Forcart während eines längern Aufenthaltes im Bade Leuk erholen. Auch wurde ihm ein Teil der Arbeitslaſt durch einen zweiten Gehilfen abgenommen, den ihm ſein Chef zur Seite gab. Nach ſeiner Rückkehr nach Brig konnte er es ſich erlauben, den Weg, den er ſo oft ſchon in Geſchäften zurückgelegt, auch einmal zu Fuß zu durchwandern:

„Im Laufe dieſes Sommers, da ich in Brig Hilfe hatte, wollte ich einmal die Pracht der großen Natur dieſer Bergſtraße recht genießen und den Weg von Domo d'Oſſola nach Brig zurück ganz zu Fuß machen; denn im Sommer kann man ſich nichts Schöneres denken als dieſen ungeheuren engliſchen Garten. Ich hatte einen Bekannten zum Begleiter. Vor Tagesanbruch verließen wir Domo d'Oſſola und wanderten den Bergen zu; wir blickten zurück auf das prachtvolle Oſſolatal und ſahen im Hintergrund den von den erſten Strahlen der Sonne beleuchteten Lago Maggiore. Als wir dieſen aus den Augen

verloren, betraten wir die pittoresque Gegend der Bergtäler mit ihren entfernt gelegenen Dörflein und einzelnen noch mit Reblaub umrankten Häuſern, woran ſich das Auge mit Wohlgefallen heftete. Nach und nach verlor ſich das ſchöne Grün der Abhänge mit ihren Bäumen, und Iſelle zu kamen wir in die Felſenwände von ungeheurer Höhe, die nur der Landſtraße und einem Waldſtrom an deren Seite ſich durchzuwinden Raum ließen. Plötzlich trübte ſich der Himmel, und bald ſahen wir finſtere Wolken, die, zwiſchen den Felswänden gefangen, nicht weiterziehen konnten. Vor ſchwüler Hitze konnte es nicht recht regnen, und Blitz und Donner fingen an zu ſpielen. Das Gewitter hatte ſich über uns hergezogen und leerte ſich nun furchtbar majeſtätiſch aus. Der Blitz ſchlug von einer Felswand zur andern, und die Donner hörten nicht mehr auf zu widerhallen in den Felſen vor und hinter uns. Ein Strom von Regen fiel und bildete von den Felswänden herab die ſchönſten Kaskaden. Obwohl wir in Gefahr waren, erſchlagen zu werden, und tüchtig durchnäßt wurden, auch nirgends uns zu ſchirmen vermochten, konnten wir nicht genug das majeſtätiſche Schauſpiel bewundern und ſtanden oft erſtaunt ſtille, ohne ein Wort zu ſprechen, trafen auch keinen Menſchen an. Wir kamen in Iſelle an, als ſich die Gewitterwolken ſo ziemlich ausgeleert hatten, nahmen eine Erfriſchung ein und trockneten unſere Oberkleider, worauf wir bei hellem Himmel unſern Weg nach dem Dorfe Simplon fortſetzten. Nach dieſem gewaltigen, in den Felswänden eingeſchloſſenen Gewitter hatten wir in dem ſich erweiternden Iſelletälchen die herrlichſte Sonne, die uns mehr trocknete, als uns lieb war; denn ſie brannte ſehr ſtark. Das Mittagsmahl ſchmeckte uns ſehr gut, und es wurde ihm alle Ehre angetan. Nach demſelben ſetzten wir unſere Wanderung Brig zu über den Berg fort. Obwohl die Luft in dieſer Region immer kühl iſt, ſo war doch die Sonne ſo ſtechend, daß wir

hin und wieder ausruhen mußten. Als wir in die Gegend des neuen Hoſpicium kamen, wovon nur die Fundamente gelegt waren, hörten wir in der Entfernung Lärm wie Kanonendonner und konnten nicht begreifen, wo und was es war. Wie wir aber von der Höhe etwas hinunterkamen, löſte ſich das Rätſel: unter uns war es grauſam finſter, und die Fernſicht in die Tiefe war wie abgeſchnitten. Eine Viertelſtunde weiter ſahen wir in ein Gewitter hinein. Die Blitze fuhren in den ſchwarzen Wolken herum, und der Donner brummte gewaltig. Wir waren wie Moſe auf dem Sinai: über uns die helle Sonne und blauer Himmel, unter uns grauenvolle Nacht, worin ein Vulkan zu ſpielen ſchien. Verſenkt in Erſtaunen und Bewunderung wanderten wir fort, als wir uns bald ſelbſt in die oberſten Gewitterwolken verſetzt fanden und im Regen waren und durch einen furchtbaren Donnerſchlag und Blitzſtrahl die Gefahr erkannten, der wir uns bei fernerm Fortſchreiten ausſetzten. Wir kehrten daher ſo weit wieder zurück, bis wir über dem Gewitter waren, und es dauerte nicht mehr lange, ſo teilten ſich die Wolken unter uns, und indem wir weiterſchritten, ſahen wir ins Tal hinunter. Die tiefern Wald- und Bergwaſſer waren angeſchwollen, die Straße ſehr beregnet; aber bei ſchönem Wetter langten wir in Brig an.

Ehe man ſich's verſieht, ſo ſchwinden in den Bergen vom Wallis die ſchönen Tage des Sommers, wo man auf Rädern den ganzen Weg des grotesken Parks der Simplonſtraße befahren kann. Schon im September wird man zuweilen auf der Höhe des Berges mit tüchtigem Schnee begrüßt, während man von unten herauf bei heißer Sonne ſchwitzt. Im Oktober aber wird ſchon an höheren Stellen die Umpackung auf Schlitten nötig, und der mühſame Winter, den man im Tal noch nicht kennt, meldet ſich mit ſeinen Reiſebeſchwerlichkeiten an. So war auch 1812 im Oktober frühzeitig viel Schnee auf der Höhe des Berges

gefallen, und zu Ende desſelben und Anfang November gab es ſchon Winterſcenen. In dieſe Zeit fiel die Rückkehr von Herrn Paſteur[1]) aus Genf. Er ſchrieb mir von Mailand, es womöglich ſo einzurichten, daß ich von Domo d'Oſſola her mit ihm den Berg paſſieren könne. Ich richtete alſo meinen Beſuch daſelbſt auf den Tag, da er kommen ſollte, und hatte mein Rechnungsgeſchäft vollendet, als des Nachts ein Diener des Gaſthauſes ihn zu uns ins Kloſter brachte. Er ſpeiſte mit uns ganz einfach, obwohl Hermil zu vorzüglichem Tractament eine gebackene Polenta mit Safran gefärbt und mit Korinthen und ſüßen Trauben vermengt auftiſchte, daß derſelbe glaubte, es ſei eine Paſtete. Herr Paſteur war äußerſt artig, beſprach ſich mit uns über das Geſchäft, ſah die einfache, zweckmäßige und wohlgeordnete Einrichtung, deſſen einfache und klare Komptabilität, die wohlgeordnete Remiſe mit Wagen, Diligences, Schlitten im Vorrat, die ſchönen Ställe für die Roulage-Pferde: das alles gefiel ihm wohl, beſonders auch die drei oder vier bewohnbar gemachten Zimmer, die wir mit äußerſt geringen Koſten al fresco hatten bemalen laſſen und die ſich wirklich, ſo dürftig ſie meubliert waren, gut ausnahmen. Das Ganze machte einen ſehr guten Eindruck, und daß bei meinen Beſuchen jedesmal abgerechnet wurde, ſo daß man beim Anblick die Überſicht des Ganzen hatte, gefiel ihm beſonders wohl, wie er ſich gegen mich allein äußerte. Wir verabredeten auf den frühen Morgen unſere Abreiſe, und ich führte ihn in den Gaſthof zur Ruhe. — Vor Tag ſaßen wir in ſeiner Reiſekaleſche und fuhren dem Simplon zu. Es war kalt, regneriſch; es hatte viel geſchneit auf der Höhe, und in der Niederung war Regen und Kot. Wir waren hinter unſern Fenſtern ſehr wohl verſorgt und empfanden nichts von

[1]) Herr Paſteur ſtand in Geſchäftsverbindung mit dem Haus Zimmermann in Sitten und war in Brig geweſen, um die Poſteinrichtung kennen zu lernen.

dem frostigen Wetter. Mit Mühe konnten wir auf den Rädern bis ins Dorf Simplon kommen, weil schon von Iselle an viel Schnee lag. Dort mußte nun die Chaise auf Schlitten geladen werden, und ich vernahm, daß der Berg nicht gut sei, sagte aber nichts; denn ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Herr Pasteur selbst erfahre, was schlechtes Wetter auf dem Simplon bedeute. Indessen war der Weg nicht schlecht und die Sonne schien recht schön, nur sah man von den Höhen kleine Lawinen kommen, indem der lockere Schnee unter der Einwirkung der Sonne sich hin und wieder löste. Da dies etwas ganz gewöhnliches war, hätte ich kaum Acht darauf gegeben, wenn nicht mein Begleiter immer ängstlicher geworden wäre und in seiner Unterhaltung über unsern Verkehr die Saiten immer tiefer und tiefer gestimmt und endlich gefragt hätte: „Mon cher, n'est-ce pas nous ne risquons pas de périr?“ „Mais non, Monsieur, ni vent ni tourmente, le plus parfait beau temps, pas grande quantité de neige; pour la saison on ne peut mieux désirer, en attendant plus ou moins, il y a toujours du danger; mais n'ayez pas peur, la neige qui roule par ci et par là n'est pas dangereuse, ce ne sont pas des avalanches.“ Gerne hätte ich aber 6 Ntr. aus meinem Sack gegeben, wenn er eine kleine Erfahrung gemacht hätte. Wie wir auf der Höhe beim Hospice zur Galerie kamen, sahen wir, daß der Eingang derselben wie eine Schneegalerie war. Ängstlich fragte er über die Ursache, und mit dem kamen wir näher, als ein ziemlich starker Schnee-Rutsch über unser Gefährt stürzte und uns so bedeckte, daß wir kein Tageslicht mehr sahen und das Verdeck des Kastens, worin wir waren, krachte, doch nicht zusammenbrach. „O mon Dieu, mon ami, sauvez-moi! — faut-il périr sur le Simplon? ma femme! mes enfants! — mon ami, nous sommes perdus! ah mon Dieu, mon Dieu! so schrie er fort und fort, krampfhaft sich an mir haltend. „Il

n'y a pas de risque, Monsieur, tranquillisez-vous, nous allons être débarrassés de la neige tout à l'heure; vous voyez bien que je n'ai pas de crainte; la neige n'a pas seulement renversé la voiture. — Entendez-vous les déblayeurs qui travaillent? Voici déjà un peu de jour; voyez cet homme!“ So ging es keine $^1/_8$ Stunde, und man konnte den Schlitten vollends in die Galerie führen, an deren Eingang uns der Rutſch widerfahren war. Der gute Mann erholte ſich nicht bald von dem Schrecken. Ich hieß ihn etwas Malaga trinken, den er bei ſich hatte, und da er nun erfuhr, daß weiter keine Gefahr war, bekam er wieder Mut. Das war nun un petit échantillon du Simplon, wie ich ihm ſagte, deſſen er eingedenk blieb. Nun glaubte er und ſein Haus, daß man die Elemente auf dem Berg nicht nach jeweiligem Wunſch bändigen und zähmen könne. Vorwürfe kamen keine mehr (vom Haus Paſteur in Genf), wenn die Diligence oder Waren auf dem Berg verſpätet wurden durch ſchlechtes Wetter, und meine Kaltblütigkeit in der Gefahr hatte ihm Achtung vor mir eingeflößt, was mir faſt leid tat; denn ich fühlte ſo wohl das Verkehrte meiner Furchtloſigkeit, daß ich mir gar nichts darauf zu gut tat.“

Noch manches Mal unternahm Forcart die Reiſe über den Simplon bei gutem und ſchlechtem Wetter; keine aber prägte ſich, wie die folgende, mit allen Einzelheiten des verhängnisvollen Verlaufs ſeinem Gedächtniſſe ſo tief ein, daß ihn die Erinnerung daran bis in ſein hohes Alter nicht verließ. Die Gefahren, mit denen der Berg im Winter Schrecken verbreitet, treffen mit ihrer vollen Wucht zuſammen, um die Reiſenden dem Tode nahe zu bringen. Forcart erzählt:

„Herr Paſteur ſchied von mir in Brig mit den Äußerungen der freundſchaftlichſten Anhänglichkeit. Ich aber beſorgte ferner mein Geſchäft, das ſeinen Gang ging. Das bewegliche

Leben aber, bald da bald dort, war mir unheimlich. Lieber wäre ich angeſtrengt tätig auf einem Poſten fixiert geweſen, erkannte aber gleichwohl, daß die Leiſtung ſo weit nützlicher war für das Ganze, als am Pult zu ſitzen, und meine Herren wollten es ſo, mithin konnte ich das Gefühl des Zeitverlierens auf den vielen Kurſen auch gut unterdrücken. Auf einem Beſuch in Sitten wurde mir eröffnet, daß wegen eines Anleihens Herr von Riedmatten nach Bern reiſen werde und mich zum Begleiter haben wolle, worüber man mir näher berichten werde. Mittlerweile ſollte ich aber noch eine Erfahrung auf dem Simplon machen, die ich nie vergeſſen werde.

Ich war in Domo d'Oſſola zur Aufſicht und Abrechnung und kehrte mit der Diligence zurück. Obwohl wir mit der Kutſche bis zu der erſten Station fahren mußten, weil in der Tiefe Tauwetter eingetreten und noch keine ſolide Bahn gemacht war, ſo hatte es hingegen in den Bergen ſehr viel Schnee gelegt, daß wir bei Gondo ſchon 6—8 Schuh Schnee antrafen. Poſtillone und Kondukteur klagten über den ſchlimmen Weg, auf welchem die Pferde keinen feſten Fuß hatten; doch achtete ich deß nicht. Im Wirtshaus des Schloſſes Gondo nahmen wir Erquickung zu uns und fanden allda auch die Briefpoſt und eine Anzahl Déblayeurs. Dieſe alle verkündigten, daß auf dem Berg nicht fortzukommen ſei, da infolge des Tauwetters die Pferde nicht vorwärts könnten und eine Lawine nach der andern herunterſchmettere. Von dem ſahen wir hier noch nichts, weil dieſe Gegend nicht von Lawinen heimgeſucht. Das Wetter war ſchön, die Sonne ſchien, und mich erwarteten in Brig viele und diesmal wichtige Geſchäfte, ſo daß ich dem Kondukteur ſagte, ich für meine Perſon müſſe fort, um im Dorfe Simplon zn übernachten. Ein neapolitaniſcher Kapitän, ein Luzerner und Hermil, mein Mann in Domo d'Oſſola, waren die einzigen Paſſagiere. Der Briefpoſtillon, der Kondukteur, ſelbſt die Déblayeurs baten mich, der großen Gefahr wegen

abzuſtehen. Je mehr ſie baten, um ſo entſchloſſener war ich. Die Briefpoſt erklärte, wenn ich als Direktor der Diligence fort gehe, dürfe ſie nicht zurückbleiben. Dieſer Mann und einige Déblayeurs luden auf mich die Verantwortlichkeit, wenn es Menſchenleben koſte, und ich verwegener 23—24jähriger Menſch forderte um ein beſonderes Trinkgeld etliche Déblayeurs auf, mich zu begleiten, ich wolle allein mit ihnen gehen. Daraufhin wollte mich der Kondukteur, ein Familienvater, nicht verlaſſen, der Kapitän und Hermil wollten auch mit, die Briefpoſt durfte nicht anders, und ſo wurden vier Schlitten bereitet: der erſte für Hermil und mich, der zweite mit dem Kapitän und Kondukteur, auf dem dritten Bagage und Proviant fürs Dorf, im vierten die Briefpoſt mit Felleiſen; 10—15 Déblayeurs begleiteten uns, und nach 12 Uhr mittags fuhren wir von dem Schloß ab, um in $1^1/_2$ Stunden nach dem Dorf Simplon zu kommen. Von Gondo bis zur großen, 150 Schritt langen Galerie war es eine kleine Viertelſtunde, von da zu einem Maison de refuge ebenſoviel. Kaum waren wir abgefahren, als ſich der Wind mit ſtarkem Geſtöber erhob und ein Geſchrei nach dem andern anzeigte, daß unſere Pferde vor den Schlitten verſanken in dem hohen, halb aufgetauten Schneeweg. Wirklich ſahen wir von einem unſerer Pferde nur den Kopf, während das vordere 3' höher noch Boden zum Stehen hatte. Die Déblayeurs und Kondukteurs waren beſchäftigt, die Pferde aus dem Schnee zu heben, und riefen laut, was zu tun ſei. Ich kroch auch aus dem Schlitten. Vor uns, in kleiner Entfernung, war die Öffnung der Galerie, hinter uns hatte das Geſtöber den Rückweg nach Gondo unmöglich gemacht; alſo vorwärts! Man nahm die beiden Pferde des zweiten Schlittens zu den des erſten, die Déblayeurs hielten die Pferde mit den Stangen unter dem Bauch, daß ſie nicht ſo tief ſanken, und in einer Viertelſtunde hatte der erſte Schlitten die 5 Mi-

muten entfernte Galerie erreicht. So holte man den zweiten, dritten und vierten Schlitten. Wir aßen etwas Brot und gaben auch den halbtoten Pferden davon. Als wir uns ein wenig erholt hatten, gingen wir in der Galerie vorwärts, um zu ſehen, warum es ſo finſter ſei; denn nur hinter uns und vor der Öffnung in der Mitte war etwas Licht. Wir gewahrten leider bald, daß der Ausgang durch eine Lawine ganz geſchloſſen war, und hörten hin und wieder wie Kanonendonner die fernen Lawinen. Während ich zwei Mann an den Ausgang hinaufſteigen hieß, um zu ſehen, ob man eine Öffnung für die Menſchen wenigſtens bahnen und bis zum Maison de refuge dringen könne, ſo verkündete uns ein naher Donner eine Lawine, die den Eingang, durch welchen wir gekommen, auch bis zur Hälfte verſchloß. Mir war zu Mute wie dem Jonas auf dem Schiff, dem der Hauptmann ſagte, er ſei die Urſache ihres Unglücks. Ich erwartete, daß ſie mich alle mit Vorwürfen überhäufen werden, daher ich über Vermögen Mut zeigte, aufmunterte, Hand ans Werk legte und mich erbot, durch eine bereits gemachte Öffnung am Ausgang der Höhle mit zwei Déblayeurs bis zum Maison de refuge zu dringen, um dort Hilfe zu holen, damit von dort Futter für die Pferde gebracht werde und die Mannſchaft unter Obdach komme. Kein Laut von Vorwürfen ließ ſich hören; alles war willig, den jungen Frevler machen zu laſſen, alles willig, ihm zu gehorchen, zu folgen. Ich kletterte nun mit etlichen Déblayeurs die Lawine an der Öffnung hinauf, durch das Loch hindurch, und indem ein Mann mit der Schaufel den Schnee feſt ſchlug, folgten wir anderen nach und ſchrien, um in dem nahen Haus gehört zu werden. Der Kapitän und Hermil, durch unſer Beiſpiel aufgemuntert, warteten nicht, ſondern erſchienen auch mit Déblayeurs und verkündeten durch Geſchrei ihre Nachfolge. Der Kondukteur blieb bei den Schlitten, die Briefpoſt

und die Postillone bei den Pferden zurück.
in dem Haus. Wir kamen äußerst langsam
endlich gegen 3 Uhr nachmittags naß
Nässe und erschöpft im Hause an. Unser
einen Schrei der Verwunderung von den 10
meist Italienern, die um ein großes Feuer
tranken. Das erste war, sämtliche Mann-
die meisten unserer Déblayeurs freiwillig
in die Galerie zu senden; es waren nun
Galerie 20 bis 25 Mann, um die Schlitten
den Pferden unter Obdach zu bringen.
uns hergestellte Bahn erweiterten die
drangen rasch vorwärts. Bei der Galerie
liegende Lawine eine Höhlung, was
durch die Zurückgelassenen angefangen
durchbrachen. Wir drei Passagiere saßen,
erfrorenen Oberkleider abgelegt und auf-
tranken etliche Gläser roten Italiener-
das uns ein wahres Labsal war. In-
lagen in dem weiten Raum des Hauses
war ein Verschlag für das Vieh, sonst
leeren Mauern, etwas Futter und Holz
zu speisen, ein Fäßchen Wein und Mund-
beim Herd ein Strohlager, um etwa zwei
Erfrieren zu schützen. Da ist kein Ort zum
für dich, dachte ich, und morgen ist es was heute,
zu bringen. Wir sahen zuweilen nach der Galerie,
gewahrten wir die Mannschaft mit zwei Schlitten.
Erwarten gut und geschwind, kein Pferd versank
der Galerie. Während sie sich nahten, sagte ich
mann: „Mon Capitaine, j'espère de coucher ce
bon lit à l'auberge du Simplon, il n'y a

qu'une petite lieue, et si des déblayeurs veulent me conduire, je partirai, vous vous ferez des couchettes dans les traîneaux.“ Er aber ſagte gleich zu Hermil: Si Monsieur part — je ne reste pas ici; allons, suivons-le. Sechs Déblayeurs mit Stangen erhoben ſich, uns zu führen. Der Kondukteur, der unterdeſſen mit zwei Schlitten angekommen war, bat mich dringend, nicht weiter zu gehen, und alle Anweſenden ſtimmten bei, es ſei zu gewagt, einer Gefahr entronnen, ſich vielleicht in eine noch größere zu begeben, da man ja von ferne das Toben der Lawinen ſo oft höre. Vergebens, ich blieb bei dem Entſchluß, und die beiden andern wollten mit. Ich hatte auch meine Gründe, es zu wagen: die zurückbleibende Mannſchaft konnte ſich dadurch in der Nacht beſſer verwahren; alſo aufgebrochen, unſere Oberröcke wieder angezogen und Abſchied genommen! Wir traten vor das Haus und ſahen die andern zwei Schlitten unterwegs. Nun war mir leichter. Der Kondukteur, ein zuverläſſiger Mann, blieb alſo mit den Schlitten und aller Bagage zurück; wir aber mit unſern Déblayeurs ſchritten vorwärts, zuerſt ich an der Stange, die von zwei Mann unter dem rechten Arm getragen wurde, dann der Kapitän, dann Hermil, jeder von zwei Déblayeurs an einer Stange gehalten. Die erſte Stunde von halb vier an legten wir etwa $^1/_3$ Wegs zurück. Nur ein- oder zweimal ſank einer in den Schnee, der tief und locker, doch beſſer als von Gondo aus war; aber kurz vorher gefallene Lawinen hatten wir zu überſteigen, die häuſerhohe Maſſen auf den Weg getürmt hatten. Da lagen die Déblayeurs mit uns oft im Schnee bis unter die Arme, und nur mit großer Anſtrengung kamen wir weiter. Öfters mußten wir ein wenig ausruhen, dann ſchrien unſere Männer, und wenn ſich nichts zeigte, ging es vorwärts, ein vorwärts, das aber kaum zu merken war; denn um über eine Lawine hinweg wieder auf die Bahn der Straße zu kommen, hatte uns eine Stunde Zeit

gekoſtet. Wir ſahen leider vor uns noch zwei Schneemaſſen von Lawinen, und mir graute vor der Nacht. Wie wir an die zweite kamen, ſchrien unſere Leute halt; denn mit großem Getöſe kam von ferne eine ungeheure Lawine, von der wir nicht wußten, ob ſie uns mitſchleudern würde. Nahe bei uns tobte ſie vorbei, und unſere Führer bekreuzten ſich. Auf uns drei Paſſagiere hatte ſie die nämliche Wirkung; die Erwartung, von der kommenden donnernden Lawine begraben zu werden, hatte auch in mir einen ſolchen Schrecken erregt, daß mir die ohnehin müden Knie ſchlotterten und das Herz pochte. Die Führer aber ließen uns einige Zeit ſtehen. Bis hierher hatte großes Stillſchweigen geherrſcht; wir hatten uns nur einige Worte hin und wieder zugerufen. Jetzt aber fing der Kapitän laut zu zagen und zu jammern an, er werde ſeine Frau und ſeine Kinder (die er auf Urlaub beſuchen wollte) nicht mehr ſehen, wir müßten alle umkommen. Er ſchrie zu Gott und der heiligen Maria und klagte, daß er nicht weiter könne, er könne kein Bein mehr regen. Hermil ſtimmte auch ein, er ſei erſtarrt und alles zittere an ſeinem Leibe. Mir aber blutete das Herz; ich war ſchuld an dem Jammer, an dem uns allen bevorſtehenden Tod des Erfrierens; denn zwei Stunden waren wieder verfloſſen, wir waren keine zehn Minuten Wegs vorwärts gekommen. Meine Führer ſprachen die Hoffnung aus, daß wir bald das Ärgſte werden überſtanden haben. „Vorwärts denn in Gottes Namen“, ſprach ich zu ihnen, konnte meine Beine aber faſt nicht mehr brauchen. Die Nacht war eingebrochen; aber es war ſchön ſchneehell. „Vorwärts!“ ſchrien meine Führer den hinter uns folgenden zu. Auch ſie rafften alle Kräfte zuſammen, und endlich waren wir über die zweite Lawine hinüber wieder auf die Straße gekommen. Vor uns aber war die dritte, über welche die erſt gefallene Lawine teilweiſe geſchmettert war, und ich fühlte, daß ich die fatigue,

die ich ſoeben gehabt, nicht noch einmal beſtehen könne. Es ging aber über Erwarten; denn die letzte Lawine hatte von der zuvor haushoch auf der Straße aufgetürmten den meiſten Schnee fortgeriſſen, ſo daß wir nur einige Minuten in dem Lawinenſchnee wateten und dann auf die Straße kamen. Wir ſchrien es den andern hinter uns zu, die Laut gaben, daß ſie nachfolgten. Von da an war die Straße gut, an manchen Stellen Schnee bis an die Knie, an andern war er vom Winde fortgeweht. Jetzt erſt auf der Landſtraße gewahrte ich an den zwei Flügeln, die ich neben den Armen und dem Kopf hatte, daß mein Mantel hart gefroren in die Höhe ſtand, weil ich ſo oft bis unter die Arme, ja tiefer im Schnee verſunken geweſen. Ich hörte nun auch Glockengeläute vom Dorf Simplon, und mein Ruf: courage, nous sommes sauvés, gab auch meinen Gefährten neue Kraft. Es war 7 Uhr, und man läutete Betzeit. In einer halben Stunde erreichten wir todmüde das Wirtshaus. Ich ſandte einen Knecht hinauf, den Wirt Gentinetta zu holen, der dann nicht allein, ſondern mit 6—8 Gäſten die Treppe herunterſprang und einen Schrei ausſtieß, als er mich erkannte. Es wurden noch mehr Leute gerufen, um uns hinaufzubringen; denn von der Möglichkeit, die Treppe hinaufzuſteigen, war keine Rede, jeder von uns und den Führern wurde von zwei Mann Stufe für Stufe hinaufgehoben. Ich bat Gentinetta, der mich tragen half, uns gleich in das Zimmer zu bringen, worin wir bleiben und ſchlafen konnten, was auch geſchah. Es war ein geräumiges Zimmer mit zwei Betten. Eine Geſellſchaft von Damen und jungen Militärs, Paſſagiere, die ſchon einen Tag in Simplon raſten mußten, waren darin; die Führer hatte man in die große Wirtsſtube gebracht.

Wie wir drei, der Kapitän, Hermil und ich, nun daſtanden, ſahen wir einander an. „Dieu merci, de ce que nous sommes ici!“ — und Hermil ſank zu Boden; den Kapitän

und mich mußten die Umſtehenden auch halten. Ich bat aber Gentinetta, uns alle drei auf den Boden zu legen und vorerſt mit heißem Waſſer die ſtarr gefrorenen Kleider zu weichen, auch Branntwein zu wärmen, etwa zwei Faſchen, und herauf zu bringen. Während er dies beorderte und wieder bei uns ſtand, erſuchte er die Damen, ſich zurückzuziehen, indem man uns nun auskleiden werde, und nur zwei Herren blieben zur Mithilfe mit Gentinetta und einem Knecht. Das heiße Waſſer kam, und mit Schwamm und Tüchern wurden die Kleider, Hoſen ꝛc. aufgefroren und abgenommen. Gentinetta wollte uns in die Betten legen; allein ich bat, uns liegen zu laſſen und nur den warmen Branntwein zu holen, was geſchah. Wir lagen nackend auf dem Leintuch, und nun wuſch mich Gentinetta auf mein Geheiß mit warmem Branntwein vom Kopf bis zu den Füßen, und wie der Oberleib und die Arme gewaſchen waren, konnte ich dieſe wieder aufheben; man zog mir ein Hemd an, richtete mich auf und ich konnte bis zum Bett gehen, worein man mir half. Der Kapitän und Hermil, die gleichzeitig gewaſchen wurden, waren nun wieder redſelig, und bald lag der Kapitän in einem, Hermil und ich im andern Bett, und wir hatten nun herrlich warm, waren aber alle drei wie gerädert, ſo daß uns alle Glieder ſchmerzten. Während dieſer Expedition hatten die Gäſte zu Nacht geſpeiſt und baten jetzt um Erlaubnis, herein zu kommen, was ſofort gewährt wurde. Es waren bei 12 bis 14 Herren und Damen, die nun aber warten mußten, bis auch wir geſpeiſt und einige Gläſer roten Wein getrunken hatten, um dann unſere Geſchichte zu erzählen. Der Kapitän trug ſie mit der größten Schonung für mich vor; denn es fehlte nicht an Bemerkungen über das frevle Unternehmen, und einer der Herren, der von den Déblayeurs herauf kam, erzählte den Damen, daß ich, der kleine junge Mann, es ſei, der mit aller Opignatretät die Reiſe von Gondo her unternommen hatte. Man ließ mir aber andererſeits

auch Gerechtigkeit widerfahren, weil dargetan wurde, daß ich mich gerne aufgeopfert hätte, um der andern Leben zu retten.“

Die Reiſe konnte unter günſtigeren Verhältniſſen zwei Tage ſpäter fortgeſetzt werden, und Forcart wurde in Brig von ſeinem Chef, der in bangen Sorgen um ihn geſtanden hatte, freudig empfangen. Er trat darauf mit Herrn von Riedmatten die Reiſe nach Bern an. Unterwegs erwachte in ihm der Wunſch, einen Abſtecher nach Baſel zu machen und ſeine Angehörigen zu beſuchen. Nur ungern gab Herr von Riedmatten ſeine Zuſtimmung; denn er fürchtete mit Recht, ſein treuer und unermüdlicher Poſtmeiſter in Brig werde nicht mehr zurückkehren. Wirklich gaben ſich in Baſel die Mutter und Geſchwiſter Forcarts alle Mühe, ihn dem gefahrvollen Poſten zu entreißen, und da ihm im Hauſe von Verwandten eine gute Stellung offen ſtand, ſo entſchloß er ſich, wenn auch faſt ſchweren Herzens, um ſeine Entlaſſung zu bitten und hernach in Baſel zu bleiben. Zwar reiſte er nochmals für einige Wochen nach Sitten und Brig, um die verſchiedenen Etabliſſements zu übergeben, fuhr zum letztenmal noch Domo d'Oſſola hinüber, um von Hermil und ſeiner Poſtſtation Abſchied zu nehmen, und trennte ſich dann mit tiefer Wehmut von all' den Stätten, die ihm auf den vielen Reiſen über den Simplon in den vergangenen zwei Jahren teuer geworden waren. Er erledigte gewandt und ſicher alle Geſchäfte, brachte noch einige ſchöne Tage in freundſchaftlichem Verkehr mit der Familie Zimmermann in Sitten zu und leiſtete endlich ſeinen Prinzipalen noch einen letzten guten Dienſt, indem er übermäßige Erſatzforderungen des Hauſes Paſteur in Genf als zum größten Teil unberechtigt nachwies und ſo auf ein beſcheidenes Minimum herabſetzte. Dann verließ er dauernd den Kanton Wallis, kehrte im Jahre 1813 in ſeine Vaterſtadt Baſel zurück und trat hier ſeine neue Stelle an.

Heinrich von Kleiſt und Baſel.

Von Albert Geßler.

1. Kleiſt in Baſel.

Daß der unglückliche Dichter Heinrich von Kleiſt (1777—1811) längere Zeit in der Schweiz gelebt hat, dürfte bekannt ſein. Theophil Zolling hat darüber im Jahre 1882 ein äußerlich wie innerlich vornehm gehaltenes Buch geſchrieben[1]). Hier ſei nur ganz kurz Folgendes geſagt. Kleiſt war, bei höchſten Geiſtesgaben, eine ſchwermütige Natur, ein Melancholiker; ſchon Tieck hatte dieſe „Melankolie" erkannt, und Kleiſt ſchien ihm (1808), als er ihn in Dresden kennen lernte, Ähnlichkeit mit den Bildern des Torquato Taſſo zu haben[2]). Er war am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren, nach dem Tode ſeines Vaters (1788) in Berlin erzogen und aus Familientradition, faſt noch als Knabe (1792), Soldat geworden, hatte 1793 und 1794 als Fähnrich den Rheinfeldzug mitgemacht und war 1797 zum Leutnant vorgerückt. Aber das Potsdamer Garniſonsleben widerte ihn an, er ergab ſich wiſſenſchaftlichen Arbeiten und nahm ſeinen Abſchied (1799). Seine Studien an der Univerſität Frankfurt a/O. waren tief, aber kaum regelmäßig; ſie betrafen zumeiſt Phyſik und Philoſophie. Bald verlobte er ſich

[1]) „Heinrich von Kleiſt in der Schweiz. Nebſt 38 bisher ungedruckten Briefen." Stuttgart, W. Spemann, 1882. Dazu „Nachträge zu Heinrich von Kleiſts Leben", „Die Gegenwart" Bd. XXIV, 1883, S. 118 ff.

[2]) „Heinrich von Kleiſts hinterlaſſene Schriften", herausgegeben von L. Tieck (Berlin 1821) S. V und XXVIII f. Auch Fouqué nennt ihn einen „edlen, aber in ſeiner Tiefe immer etwas melancholiſchen Geiſt" (Steig „Heinrich von Kleiſt's Berliner Kämpfe", 1901, S. 687.)

mit der 1780 geborenen Charlotte Wilhelmine von Zenge und (und) wollte ſich auf den Staatsdienſt vorbereiten, d. h. er ging im Auguſt 1800 nach Berlin und wurde als Volontär im Zoll- und Akziſedepartement beſchäftigt. Dann reiſte er nach Würzburg[1]); der Aufenthalt dort erleichterte ihn von manchem Bedrückenden; auch daß er in dieſen Monaten in dem Mecklenburger Louis von Brockes einen Freund fand, beruhigte und beglückte ihn. In Berlin wurde er Referent in den Sitzungen des Manufaktur- und Kommerzkollegiums; als aber ſeine Stelle feſt werden ſollte, ſchlug er ſie aus, mit ſich ſelbſt uneins, ja an Allem verzweifelnd. Die Briefe an ſeine Stiefſchweſter Ulrike und an die Braut geben ein erſchütterndes Bild von den Seelenkämpfen des an Verſtand und Talent ſo Hochbegabten, im Gemüte jedoch unheimlich Kranken[2]). Flucht aus Allem heraus, Flucht vor dem eigenen Weſen, Sehnſucht nach Ruhe jagten den von Selbſtvorwürfen Gepeinigten im April 1801 in Begleitung Ulrikens nach Dresden, dann nach Leipzig, nach Halle, nach Halberſtadt, nach Göttingen, nach Straßburg, endlich nach Paris. Auch da keine Ruhe: So ſchrieb er am 18. Juli 1801 von der franzöſiſchen Hauptſtadt aus an ſeine Dresdener Freundin Karoline von Schlieben[3]), „Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmſte gefaßt. Freude gibt es ja doch auf jedem Lebenswege, ſelbſt das Bitterſte iſt doch auf kurze Augenblicke ſüß. Wenn nur der Grund recht dunkel iſt, ſo ſind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenſchein des Glücks, der uns verblendet, iſt auch nicht einmal für

[1]) Die Briefe von dieſer Reiſe an Wilhelmine von Zenge in dem ausgezeichneten Briefbande der Kleiſt-Ausgabe von Erich Schmidt, Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut) V, Nr. 17 ff., S. 92—148.

[2]) Briefe an Ulrike und Wilhelmine a. a. O. V. Nr. 24 ff., S. 148 ff.

[3]) V. Nr. 45, S. 238 f.

unſer ſchwaches Auge gemacht. Am Tage ſehn wir wohl die ſchöne Erde, doch wenn es Nacht iſt, ſehn wir in die Sterne. — ... Ach, liebe Freundinn, wenn Sie ſich Thränen erſparen wollen, ſo erwarten Sie wenig von dieſer Erde, ſie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht iſt, in den Himmel. Wenn Sie auf dieſem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig iſt, ſo finden Sie vielleicht auf einem andern einen um ſo beſſern. Und nun leben Sie wohl — der Himmel ſchenke Ihnen einen heitern, friſchen Morgen — einen Regenſchauer in der Mittagshitze, — und einen ſtillen, kühlen, ſternenklaren Abend, an welchem ſich leicht und ſanft einſchlafen läßt. Heinrich Kleiſt."

Und an Wilhelminen heißt es am 21. desſelben Monats, nachdem er ſich wegen ſeiner ihr unverſtändlichen Abreiſe von Berlin entſchuldigt hat[1]): „Ja, meine liebe Freundinn, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängſtigt hat, ſo war doch nicht mein Herz, ſondern bloß meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philoſophie, unfähig mich zu beſchäftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlaſſen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe grade am Wenigſten fand; und nun ſehe ich mich auf einer Reiſe ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde — Mir war es zuweilen auf dieſer Reiſe, als ob ich meinem Abgrunde entgegen gienge. — Und nun das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein gutes, treues, unſchuldiges Mädchen, Dich, die ſich mir ganz hingegeben hat, weil ſie ihr Glück von mir erwartet — Ach, Wilhelmine, ich habe oft mit mir gekämpft — und warum ſoll ich nicht das Herz haben, Dir zu ſagen, was ich mich nicht

---

[1]) V. Nr. 46, S. 241 ff.

ſchäme, mir ſelbſt zu geſtehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich zu verlaſſen? Ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich von dem zu trennen, der ſichtbar ſeinem Abgrunde entgegen eilt? — Doch höre, was ich mir antwortete. Wenn Du ſie verläſſeſt, ſagte ich mir, wird ſie dann wohl glücklicher ſein? Iſt ſie nicht doch auch dann um die Beſtimmung ihres Lebens betrogen? Wird ſich ein andrer Mann um ein Mädchen bewerben, deſſen Verbindung weltbekannt iſt? Und wird ſie einen andern Mann lieben können, wie mich —? Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele — ach, liebe Freundinn, wer kann ſich erwehren, ein wenig eigennützig zu ſein? Soll ich mir denn, ſo fragte ich mich, die einzige Ausſicht in der Zukunft zerſtören, die mich noch ein wenig mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich auch den einzigen Wunſch meiner Seele fahren laſſen, den Wunſch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich denn ohne Ziel, ohne Wunſch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf dieſem Sterne, mit dem Bewußtſein, niemals ein Örtchen zu finden, wo das Glück für mich blüht — Ach, Wilhelmine, es war mir nicht möglich, allen Anſprüchen auf Freude zu entſagen, und wenn ich ſie auch nur in der entfernteſten Zukunft fände. Und dann — iſt es denn auch ſo gewiß, daß ich meinem Abgrund entgegen eile? Wer kann die Wendungen des Schickſals errathen? Giebt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich ſchnell unglücklich machte, kann nicht eine eben ſo unbegreifliche Fügung mich eben ſo ſchnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn auch der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unſern Tagen nicht eben ſehr hoffen darf, habe ich denn nicht auch Hülfsmittel in mir ſelbſt? Habe ich nicht Talent, und Herz und Geiſt, und iſt meine geſunkene Kraft denn für immer geſunken? Iſt dieſe Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welcher Geſundheit

und Stärke folgen? Kann ich denn nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich ſtolz, eitel, voll Vorurtheile? Iſt mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größeren Preis, als Freiheit, ein eigenes Haus und Dich?

Küſſe mein Bild, Wilhelmine, ſo wie ich ſo eben das Deinige geküßt habe — Doch höre. Eines muß ich Dir noch ſagen, ich bin es Dir ſchuldig. Es iſt gewiß, daß früh oder ſpät, aber doch gewiß einmal ein heitrer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu ſein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müſſen, wo ich ſie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe. — Was ſagſt Du dazu? Frage Dein Herz. Täuſche mich nicht, ſo wie ich feſt beſchloſſen habe, Dich niemals zu täuſchen."

Dann ſchildert er einen zwiſchen Koblenz und Köln auf dem Rhein erlebten Sturm und ſchließt: „Ein Jeder klammerte ſich alle Andern vergeſſend an einen Balken an, ich ſelbſt, mich zu halten. — Ach, es iſt nichts ekelhafter, als dieſe Furcht vor dem Tode. Das Leben iſt das einzige Eigenthum, das nur dann etwas wert iſt, wenn wir es nicht achten. Verächtlich iſt es, wenn wir es nicht leicht fallen laſſen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moraliſch todt iſt er ſchon, denn ſeine höchſte Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indeſſen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich iſt der Wille, der über uns waltet! — Dieſes räthſelhafte Ding, das wir beſitzen, wir wiſſen nicht von wem, das uns fortführt, wir wiſſen nicht wohin, das unſer Eigenthum iſt, wir wiſſen nicht, ob wir darüber ſchalten dürfen, eine Habe, die nichts werth iſt, wenn ſie uns etwas werth iſt, ein Ding, wie ein Wiederſpruch, flach und tief, öde und reich, würdig und

verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen mögte, wie ein unverſtändliches Buch, ſind wir nicht durch ein Naturgeſetz gezwungen es zu lieben? Wir müſſen vor der Vernichtung beben, die doch nicht ſo qualvoll ſein kann, als oft das Daſein, und indeſſen Mancher das traurige Geſchenk des Lebens beweint, muß er es durch Eſſen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöſchen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finſter? Geduld — es wird nicht immer ſo ſein, nnd ich ſehne mich nach einem Tage, wie der Hirſch in der Mittagshitze nach dem Strome, ſich hineinzuſtürzen — Aber Geduld! — Geduld —? Kann der Himmel die von ſeinen Menſchen verlangen, da er ihnen ſelbſt ein Herz voll Sehnſucht gab? Zerſtreuung! Zerſtreuung! — O wenn mir die Wahrheit des Forſchens noch ſo würdig ſchiene, wie ſonſt, da wäre Beſchäftigung hier in dieſem Orte vollauf. — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es verſuchen. Ich habe hier ſchon durch Humboldt und Lucheſini[1]) einige Bekanntſchaften franzöſiſcher Gelehrter gemacht, auch ſchon einige Vorleſungen beſucht. — Ach, Wilhelmine, die Menſchen ſprechen mir von Alkalien und Säuren, indeſſen mir ein allgewaltiges Bedürfnis die Lippe trocknet. — Lebe wohl, wohl, ſchreibe mir bald, zum Troſte. Dein H. K.“

Dies ſind kleine Ausſchnitte aus den Gemütsbildern der Briefe jener Zeit. — Sie ſind hier notwendig, um zu zeigen, was der Dichter in der Schweiz getrieben hat.

Er blieb in Paris bis zum 17. November 1801; Genoſſe war ihm ein ziemlich unbedeutender Menſch, Heinrich Lohſe, Maler, der Bräutigam Karoline von Schliebens. Innerlich iſt Kleiſt

[1]) Gemeint ſind Wilh. von Humboldt und Girolamo Lucheſini, Preußens Vertreter in Paris.

damals zum Dichter gereift; ſein Brief an Wilhelminen vom 10. Oktober 1801 ſpricht es aus[1]). Zugleich wünſcht er ſich „ein grünes Häuschen“, das ihn und die Braut empfinge. Das kryſtalliſiert ſich dann zu einem deutlichen Plane: „Faſſe Muth“, heißt es[2]), ſieh mein Bild an, und küſſe es. — Da ſchwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor die Seele — aber wie werde ich ihn ausſprechen, damit er Dir heiliger Ernſt, und nicht kindiſch-träumeriſch erſcheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. — Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn ſie 50 Jahre lang um Reichthümer und Ehrenämter gebuhlt haben? Sie laſſen ſich auf einen Heerd nieder, und bebauen ein Feld. Dann, und dann erſt, nennen ſie ſich weiſe. — Sage mir, könnte man nicht klüger ſein, als ſie, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch ſoll? — Unter den perſiſchen Magiern gab es ein religiöſes Geſetz: ein Menſch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieſes, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. — Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch ſo tief in meine Seele gegriffen, als dieſe. Das ſoll ich thun, das weiß ich beſtimmt — Ach, Wilhelmine, welch ein unſägliches Glück mag in dem Bewußtſein liegen, ſeine Beſtimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenſchaften! Ach, der unſeelige Ehrgeiz, er iſt ein Gift für alle Freuden. — Darum will ich mich losreißen, von allen Verhältniſſen, die mich unaufhörlich zwingen zu ſtreben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt iſt es ſchmerzhaft, wenig zu ſein, außer ihr nicht. — Was meinſt Du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz

[1]) V. Nr. 49, S. 261, Zeile 21.
[2]) V. Nr. 49, Seite 261 ff.

einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich ſelbſt arbeite. Ich habe Dir das ſo trocken hingeſchrieben, weil ich Dich durch Deine Phantaſie nicht beſtechen wollte. Denn ſonſt gibt es wohl keine Lage, die für ein reines Herz ſo unüberſchwenglich reich an Genüſſen wäre, als dieſe. — Die Romane haben unſern Sinn verdorben. Denn durch ſie hat das Heilige aufgehört, heilig zu ſein, und das reinſte, menſchlichſte, einfältigſte Glück iſt zu einer bloßen Träumerei herabgewürdigt worden. — Doch wie geſagt, ich will Deine Phantaſie nicht beſtechen. Ich will die ſchöne Seite dieſes Standes gar nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geſchmack an dieſem Gedanken finden kannſt. Für jetzt prüfe bloß mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichſten Verſtande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden mögte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat ſeine eigne Art, glücklich zu ſein, und niemand darf verlangen, daß man es in der ſeinigen ſein ſoll. Was ich thue, iſt nichts Böſes, und die Menſchen mögen über mich ſpötteln ſo viel ſie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden ſie mich ehren müſſen. Doch wenn auch das nicht wäre, ich ſelbſt ehre mich. Meine Vernunft will es ſo, und das iſt genug."

Am 27. Oktober 1801 malt er dann das Glück des Landlebens noch deutlicher aus[1]) und erbittet ſich Briefe bereits nach Bern. Wilhelmine, die ſich mit ihrem Vater beraten hatte, ſetzte dieſem abenteuerlichen Plane die Gründe der Vernunft entgegen. Kleiſt begriff nicht, und innerlich löſte ſich ſein Verlöbnis; äußerlich verſtummte er gegen die Braut, und erſt am 20. Mai 1802 ſchrieb er ihr — von der Aareinſel

[1]) V. Nr. 50, Seite 264 f.

bei Thun aus — den Abſchiedsbrief[1]), der mit den Worten ſchließt: „Liebes Mädchen, ſchreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunſch, als bald zu ſterben“.

Außer Wilhelmine, der Braut, hatte auch Ulrike, die (Stief-) Schweſter, oft genug wohl in heftigen Szenen, wenn die beiden Kleiſt-Starrköpfe zuſammenſtießen, dem Dichter beſtändig Vernunft gepredigt, vergeblich.

Am 17. November 1801 gingen die beiden mit Lohſe von Paris weg nach Frankfurt a/M; Ulrike wandte ſich von da nach der Heimatſtadt Frankfurt a/O; Kleiſt reiſte mit Lohſe über Darmſtadt und Heidelberg nach Baſel.

Am 16. Dezember 1801 beſchrieb er von hier aus der Schweſter, die nun wieder das „liebe, theure Ulrikchen“ iſt, die Reiſe, voll Glück[2]): „Mögteſt Du doch“, heißt es im Eingang, das Ziel Deiner Reiſe ſo glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen! .... „Das Wetter“, ... fährt er weiter unten fort,[3]) „war ſo ziemlich erträglich, faſt eben ſo erträglich wie auf der Lebensreiſe, ein Wechſel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht ſchöner ſein können. — Von hier (Straßburg) aus giengen wir durch das franzöſiſche Elſaß nach Baſel. Es war eine finſtre Nacht, als ich in das neue Vaterland trat. Ein ſtiller Landregen fiel überall nieder. Ich ſuchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war ſo dunkel. Mir war's, wie ein Eintrit in ein anderes Leben. — Ich bin ſchon ſeit einigen Tagen hier, und hätte Dir freilich ein wenig früher ſchreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niederſetzte, war es mir ganz unmöglich. — Dieſe Stadt iſt ſehr ſtill, man

[1]) V. Nr. 60, Seite 288 f.
[2]) V. Nr. 52. S. 268 ff.
[3]) V. Seite 270 f.

könnte faſt ſagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur ſieht hier aus wie eine 80jährige Frau. Doch ſieht man ihr an, daß ſie in ihrer Jugend wohl ſchön geweſen ſein mag[1]). — Zuweilen ſtehe ich auf der Rheinbrücke und es iſt erfreulich zu ſehen, wie dieſer Strom ſchon an ſeinem Beginnen ſo mächtig anfängt. Aber man ſagt, er verliert ſich im Sande. Heinrich Zſchokke iſt nicht mehr hier. Er hat ſeinen Abſchied genommen und iſt jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelaſſen. Man ſagt, er ſei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückſeeliger Geiſt geht durch die Schweiz. Es feinden ſich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich ſuche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben! — Ich wollte, Du wäreſt bei mir geblieben. — Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerſpruche ſtehen und doch ungern ſcheiden? — Lebe wohl, ſchreibe mir nach Bern."

Nun iſt Kleiſt in Baſel. Er ſei, ſagt er alſo am 16. Dezember, „ſchon ſeit einigen Tagen hier." Das läßt ſich direkt beweiſen. Der vom Basler St. Johannstor über die zureiſenden Fremden gegebene Rapport des Torſchreibers meldet zum 13. X^{bris} 1801:

Cit(oyens) Kleiſt, Lohſe } Mahler de paris

und fügt bei: „Geſtrent Nachts nach dem Rapport ankommen". Die auf der Polizei geführte „Kontrolle des täglichen Rapports"[2])

---

[1]) Auch an Zſchokke heißt es am 1. Februar 1802 von Thun aus: „Jetzt zwar ſieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine 80jährige Frau aus, aber man ſieht es ihr doch an, daß ſie in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein mag". (V. Nr. 55, S. 281.)

[2]) Basler Staatsarchiv Q 2 nebſt zugehörigem Blätterkonvolut. — Als bloßes Kurioſum ſei angemerkt, daß in der damals ſo kleinen

hat, den obigen Angaben entsprechend, zum 13. X^{bris} 1801 den Vermerk:

Kleist et Lohse de Paris, Peintres

und nennt als ihr Absteigequartier den damals von Richard Landerer-Bienz gut geführten Gasthof zum „Storken“ an der Stadthausgasse No. 157—161. Das „seit einigen Tagen hier“ heißt also: Seit dem 12. Dezember 1801, spät Abends.

Kleist als „Maler“! Er hat natürlich damit weder sich als bildenden Künstler bezeichnen, noch die Behörde irre führen wollen; sondern ihm, dem Berufslosen, wird es angenehm gewesen sein, wenn Lohse, um unnötigen Fragereien auszuweichen, seinen eigenen Beruf auch als den des Begleiters nannte.[1]) „Citoyens“ heißen die beiden, weil sie aus Paris kamen.

Kleist hat sich dann jedenfalls Basel genau angesehen; denn er hat die Stille und Oede der Stadt wahrgenommen und hat sinnend auf der Rheinbrücke gestanden. Für sein Herumwandern gibt es abermals einen direkten Beweis. Das auf der Universitätsbibliothek in Basel aufbewahrte Fremdenbuch, in welches sich seit dem Jahre 1664 die Besucher des Hauses zur „Mücke“ eintrugen, wo außer der Bibliothek die Meisterwerke Holbeins und andere Kunstschätze aufbewahrt wurden, enthält zum 21. Dezember 1801 den vom Besucher selbst geschriebenen saubern Eintrag:

Stadt am selben 13. Dezember noch ein Kleist abgestiegen ist: ein „Negoziant aus Sachsen“, der in den „3 mages“, (Hotel „Drei Königen“) nächtigte.

[1]) Mit Malerei hat sich Kleist erst am Schlusse seines Lebens, in seinen Zeitschriften „Phöbus“ und „Abendblätter“ — theoretisch — beschäftigt (vgl. Steig „H. v. Kleist's Berliner Kämpfe“ S. 248—288); sein Interesse für die Malerei ist aber wohl durch Lohse geweckt oder doch genährt worden.

„Heinrich v. Kleiſt aus Frankfurt a/Oder.[1])
Lohſe iſt nicht eingezeichnet.

Kleiſt wollte alſo in Baſel Heinrich Zſchokke beſuchen, der in Frankfurt a/O. (1792—95) Privatdozent geweſen und wohl dort ſchon mit der Familie Kleiſt bekannt geworden war. Der Ausdruck: „Heinrich Zſchokke iſt nicht mehr hier“ läßt darauf ſchließen, daß der Genannte auch Ulriken bekannt war. Dieſe hätte gewiß den unpraktiſchen Bruder gerne gleich beim Eintritt in die Schweiz im Schutze des weltgewandten, edeln, mit den ſchweizeriſchen Verhältniſſen wohl vertrauten Mannes geſehen.

Zſchokke, der geborene Magdeburger,[2]) war nach einem bewegten Jugendleben, in dem er Hauslehrer, Theaterdichter bei einer wandernden Schauſpielerbande, Student, beinahe Paſtor, dann Privatdozent geweſen war, im Jahre 1795 nach der Schweiz gekommen, bei derem erſten Anblicke, vom Bodenſee her, er in ſtillem Staunen nur den einzigen Gedanken gehabt hatte: „Dieſe Felſenburg der Freiheit, hat ſie keinen Winkel für mich?“ Er war dann aber, von den Zuſtänden der alten Eidgenoſſenſchaft bitter enttäuſcht, nach Paris gegangen, bald jedoch nach der Schweiz zurückgekehrt und im Dezember 1796 Vorſteher der bündneriſchen Erziehungsanſtalt Reichenau geworden. Für ſeine ſegensreiche Tätigkeit dort war er mit dem bündneriſchen Bürgerrecht bedacht worden, hatte dann aber als „Patriot“, d. h. als Anhänger franzöſiſcher Freiheitsideen, flüchten müſſen und war als bündneriſcher Abgeordneter nach Aarau gekommen, wo kurz vorher (1798) die Behörden der neuen „Helvetiſchen

[1]) Th. Bäſchlin „Aus einem Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek der Stadt Baſel“ (Basler Jahrbuch 1906 S. 193—202); die Notiz über Kleiſt bei Bäſchlin (S. 201) ungenau.

[2]) Zſchokke „Selbſtſchau“, Aarau 1842; ferner die Biogr. bei Goedeke, Grundr., erſte Aufl. III. S. 668.

Republik“ konstituiert worden waren. Im Frühling 1799 hatte ihn das helvetische Direktorium zum Regierungskommissär ernannt, zuerst in Unterwalden, dann im ganzen helvetischen Kanton Waldstätten und im Tessin. Ueberall zeigte er sich als energischer und glücklicher Organisator; so auch in Basel, dessen Landbevölkerung er als Regierungsstatthalter zum Frieden brachte. Als aber nach dem Staatsstreich vom 28./29. Oktober 1801 die Föderalisten, d. h. die Anhänger des Alten, sich wieder kecker zu erheben begonnen hatten, war er als „Unitarier“ am 11. November von der Basler Regierungsstatthalterei zurückgetreten und hatte sich (24. Nov.), von den Basler Chasseurs bis an die Kantonsgrenze geleitet, nach Bern zurückgezogen.[1]) Das ist, was Kleist drei Wochen später mit den Worten bezeichnete: „Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern.“ Die folgende Stelle: „Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden“ lassen dann nochmals darauf schließen, daß Kleist in Basel sich umgesehen und manches gehört, daß er also von Basel einen mehr als nur flüchtigen Eindruck empfangen hat. Auch über die allgemeinen schweizerischen Verhältnisse scheint er sich in der Rheinstadt Auskunft geholt zu haben; sonst hätte er nicht in den Böses ahnenden Satz ausbrechen können: „Ach, Ulrike, ein unglückseeliger Geist geht

[1]) Das würdevolle Demissionsgesuch Zschokkes bei J. Strickler „Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik“ VII, 668 f; dort auch (VII, 669) die Genehmigung der Demission unter bester Verdankung der geleisteten Dienste. — Von Bern siedelte Zschokke 1802 nach Schloß Biberstein bei Aarau, nach seiner Verheiratung (1805) nach Aarau selbst über. Dort begann dann die Zeit der Ruhe, d. h. einer vielseitigen Bürgertätigkeit und jener ersprießlichen Schriftstellerei, um deretwillen er noch heute beliebt ist. Er starb 1848. Im Jahre 1894 errichtete Aarau dem „Schriftsteller, Staatsmann und Volksfreund“ ein Denkmal.

durch die Schweiz. Es feinden ſich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich ſuche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben."

Das iſt alſo am 16. Dezember 1801 geſchrieben, und am 21. war Kleiſt noch in Baſel.

Aus der Tatſache, daß er an dieſem Tage allein auf der Kunſtſammlung geweſen iſt, läßt ſich ſchließen, daß er da ſchon mit dem Reiſegenoſſen Lohſe ſich überworfen hatte. Er ſcheint dann geradezu vor ihm geflohen zu ſein; denn am 23. finden wir Kleiſt in Lieſtal und beſitzen folgenden Brief:[1])

„Liechsthal,[2]) d. 23. Decmbr, 1801.

Mein lieber Lohſe! Du empfängſt durch einen Boten dieſen eingeſchloßenen Schlüſſel, den ich nicht, wie ich geſtern verſprach, ſelbſt nach Baſel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinigen ab, ſchicke den Schlüſſel mir zurück, und bedeute unſere lieben Wirtsleute, daß ſie meine beiden Koffer zurückbehalten ſollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu ſagen? O doch, noch etwas. Aber ſei unbeſorgt. Du ſollſt keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abſchied von Dir nehmen auf ewig, und

---

[1]) V. Nr. 53, Seite 271 ff.

[2]) Zur Schreibung „Liechsthal" meint Zolling (Kleiſt-Ausg. in Kürſchners „Nat.-Litt." Bd. I, S. XXXII), Kleiſt ſchreibe ſo, „offenbar durch den Schweizerdialekt irregeführt". Dem iſt nicht ganz ſo; der Basler Dialekt ſpricht „Lieſchdel". Das dürfte Kleiſt nicht verſtanden haben, und es wird ihm langſam ſchweizerdeutſch-gutdeutſch vorgeſprochen worden ſein: „Lieſchdal" (Lieſtal), das er dann als „Liechsthal" umſchrieb. — In Lieſtal habe ich vergeblich nach Spuren von Kleiſt geſucht; ſein Brief bleibt das einzige Dokument ſeines dortigen Aufenthaltes.

dabei fühle ich mich ſo friedliebend, ſo liebreich, wie in der Nähe einer Todesſtunde.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, dieſe, daß ich Dein Gutes nicht nach ſeiner Würde ehrte; weil es nicht das Beßte war. O verzeihe mir! Es iſt mein thörigt überſpanntes Gemüth, das ſich nie an dem, was iſt, ſondern nur an dem, was nicht iſt, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen ſolle. Thue Du es, es wird Dir göttlich ſtehen. — Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jetzt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich geſtern ſo heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in dieſem öden Zimmer ſo traurig einſam ſehe, ſo kann ich mir gar nicht Rechenſchaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir biſt!

Und ich ſollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirſt Du jemals einen Menſchen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du haſt wohl ſelten daran gedacht, was ich ſchon für Dich gethan habe? Und es war doch ſo viel, ſo viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nur zuweilen daran zurück, auch an Metz, ich muß Dich nur daran erinnern. Ach, es iſt nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, ſo oft Du daran denkſt!

Und doch konnteſt Du von mir ſcheiden? So ſchnell? So leicht —? Ach, Lohſe, wenn Caroline Dich einſt fragen wird, wie konnteſt Du ſo ſchnell, ſo leicht von einem Menſchen ſcheiden, der Dir doch ſo viel Liebes, ſo viel Gutes that, wie wirſt Du Dich getrauen können zu antworten, es ſei geſchehen, weil er immer recht haben wollte —?

O weg von dem verhaßten Gegenſtande. Du fühlſt gewiß nicht einmal, was mich daran ſchmerzt. Ich habe mich in den vergangnen Tagen vergebens bemüht, auch mir dieſe Empfind-

lichkeit zu ſtumpfen. Aber noch die bloße Erinnerung erregt mir die Leidenſchaft. — Was ſuchten wir wohl auf unſerm ſchönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenſchaft? Warum grade, grade Du —? Es war mir doch Alles in der Welt ſo gleichgültig, ſelbſt das Höchſte ſo gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige ſetzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es iſt abſcheulich, abſcheulich, ich fühle mich jetzt wieder ſo bitter, ſo feindſeelig, ſo häßlich — Und doch hätteſt Du alle holden Töne aus dem Inſtrumente locken können, das Du nun bloß zerriſſen haſt —

Doch das iſt geſchehen. Ich will kurz ſein. Unſere Lebenswege ſcheiden ſich, lebe wohl — Und wir ſollten uns nicht wiederſehen —? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich ſterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich ſein, auch nicht wenn Du wiederkehrſt. — Und Du glaubſt, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, Ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen iſt, wie ich es wünſche, ſo iſt es auch Dir. Ich weiß wohl noch etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen ſollſt. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen. O Gott, Caroline! — Wirſt Du ſie denn auch glücklich machen? — O verſchmähe nicht eine Warnung. Es iſt die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir ſagt, an Dir ſei nichts mehr zu ändern. Vieles ſollteſt Du ändern, manches auch könnteſt Du. Lerne auch mit dem Zarten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreiſe noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Beſtimmtes. Bei Heinrich Zſchokke wirſt Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du biſt, dann will ich mein Verſprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überſchicken, was mein iſt. —

Und nun, was ich noch ſagen wollte — es wird mir ſo ſchwer das letzte Wort zu ſchreiben — wir waren uns doch in Paris ſo gut, o ſo gut. — Biſt Du nicht auch unſäglich traurig? Ach, höre, willſt Du mich nicht noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erſtes Gefühl, dem folge — —. Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, ſo ſage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl. Heinrich Kleiſt."

Dieſen Brief, voll von Anklagen gegen Lohſe, aber auch voll von Selbſtvorwürfen aus dem Grunde eigenen Gemütsdüſters heraus, ſandte Kleiſt alſo durch einen Boten nach Baſel wohl in den Gaſthof zum „Storchen", nachdem Lohſe den entronnenen Freund in Lieſtal beſucht hatte.[1]) Aber Lohſe war nicht mehr dort; er war nach Bern gereiſt. Dort finden wir auch Kleiſt am 27. Dezember. Unter dieſem Datum fügte er dem Schreiben an Lohſe eine formelle Abſage der Freundſchaft hinzu[2]):

„Bern, d. 27ᵗ Decmbr

Alſo Du biſt nicht nach Baſel gegangen? Ei der Tauſend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß geſucht, und die ganze Scene von Metz wiederholt. — Alſo Du biſt friſch und geſund in Bern? Nun das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen. Ich nehme alſo das

[1]) So einzig kann ich mir die Stellen deuten: „Den ich nicht, wie ich geſtern (wohl mündlich) verſprach" und: „was mich geſtern ſo heftig gegen Dich erzürnt hat". — Das Wort „Und doch konnteſt Du von mir ſcheiden? So ſchnell? So leicht?" verſtehe ich ſo: Kleiſt wollte Lohſe in Lieſtal zurückhalten, doch dieſer reiſte nach Baſel zurück.

[2]) V. S. 273 f.

Obengeſagte zurück. — Empfange Dein Eigenthum in der Krone[1]), ſchicke mir die Charte, Pantoffeln ꝛc. ꝛc. und lebe recht wohl."

Kleiſt iſt alſo jedenfalls am 24. nochmals in Baſel geweſen und hat den Freund überall geſucht. Das dürfte ihm, abgeſehen von der „Betrübnis", nicht allzu ſchwierig geworden ſein, da er nun die Stadt von ſeinem faſt zwölftägigen Aufenthalte her genauer gekannt haben wird.

Auch am 27. Dezember, wo er dies in Bern dem Freunde ſchreibt, hat er jedoch den Brief nicht abgeſchickt, und um 29. fügte er eine zweite Nachſchrift bei[2]):

„d. 29t, Mittags.

Mein lieber Lohſe, ich muß Dir jetzt doch mein unverſtändliches Betragen erklären! Ich ſchrieb dieſen Brief in Liechsthal und empfieng ihn in Baſel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier ſeyſt, ſchrieb ich die Nachſchrift. Denn damals ſchien es mir noch ſüß, Dir wehe zu thun. Am andern Tage dachte ich wieder, es [ſei] ſo beſſer, Dir das zu erſparen. Darum ſchickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das Alles vergeſſen, mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl. — Prüfe ſelbſt ruhig, ob wir wohl für einander paſſen. — Du wirſt wie ich, die Unmöglichkeit einſehen. — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll ſcheiden."

Der Brief iſt alſo erſt nach einem Wiederſehen mit Lohſe in deſſen Hände gekommen.

---

[1]) „Die Krone" der älteſte große Gaſthof in Bern, ſeit 1859 kein Gaſthof mehr. Vgl. Durheim „Berner Chronik" S. 408 f. (Mitteilung der Stadtkanzlei in Bern).

[2]) V, 274.

Am 1. Februar erſt erwartete Kleiſt von Thun aus einen ſeiner zwei bei den „lieben Wirtsleuten“ Landerer in Baſel zurückgebliebenen Koffer[1]).

Kleiſt war alſo nahezu zwei Wochen in Baſel geweſen.

Über ſeine weiteren Schickſale in der Schweiz mögen ein paar kurze Angaben genügen. In Kleiſts Entwickluug zum Dichter bedeutet zwar gerade ſein Schweizeraufenthalt ſehr viel; ich muß aber für das Genauere auf die Biographien von Ludwig Tieck[2]), Eduard von Bülow[3]), Adolf Wilbrandt[4]), Otto Brahm[5]), Franz Servaes[6]), Theophil Zolling[7]) und Erich Schmidt[8]) verweiſen[9]).

Baſel ſpielt für Kleiſt während der erſten ſeiner zwei Schweizerepiſoden keine Rolle mehr.

---

[1]) Brief von Thun aus an Zſchokke in Bern, V, Nr. 55, S. 281 und 465. — Ich nenne die „lieben Wirtsleute“ Landerer, weil ich der Anſicht bin, daß Kleiſt, wie die Polizeikontrolle (ſ. o. S. 256) ausſagt, im „Storchen“ geblieben ſei. Zolling („Nachträge“ in der „Gegenwart“ 1884, S. 136) nimmt zwar an, Kleiſt und Lohſe hätten in Baſel „gemeinſame Privatwohnung“ bezogen und ſchließt das wohl gerade aus dem Gruß an die „lieben Wirtsleute“. Das heißt aber nur nach norddeutſchem Sprachgebrauche „Privatvermieter“, in der Schweiz hat es nur die eine Bedeutung: „Gaſtwirte“.

[2]) In H. v. Kleiſts „Hinterlaſſ. Schriften“ (Berlin 1821) und in H. v. Kleiſts „Geſ. Schriften“, Bd. I (Berlin 1826).

[3]) Berlin 1848.

[4]) Nördlingen 1863.

[5]) Berlin 1884.

[6]) Leipzig und Wien 1902.

[7]) Einleitung (1885) zu ſeiner Kleiſt-Ausgabe in Kürſchners „Deutſcher Nationalliteratur“ (Bd. 149), I, S. XXXI ff.). Die dort (S. XXXII f.) und in der „Gegenwart“, Bd. XXIV (1883) S. 136 f genannten Daten und die Erlebniſſe Kleiſts erſcheinen durch meine Unterſuchungen ein wenig verändert.

[8]) Einleitung zu der öfters citierten 5 bändigen Neuausgabe des Bibliogr. Inſtituts, Leipzig und Wien, Bd. I, S. 17 ff.

[9]) Vor allem iſt Th. Zolling „H. v. Kleiſt in der Schweiz“ (Stuttg. 1882) zu vergleichen.

In Bern ſchloß ſich Kleiſt an Zſchokke an und ſah ſich mit deſſen Rat nach einem Bauerngute um. Wichtiger aber war für ihn, daß er in Zſchokkes Kreis zwei anregende junge Männer fand: den Buchhändler Heinrich Geßner, den zweiten Sohn des bekannten Idyllikers Salomon Geßner, Schwiegerſohn Wielands, und den älteſten Sohn Wielands ſelbſt, Ludwig Wieland. Dieſer feurige Mann ſchloß ſich eng an Kleiſt an und meldete deſſen Beſuch nach Weimar (Oßmanſtedt) beim alten Chr. M. Wieland voraus. Kleiſt wurde es wohl in dieſem Kreiſe; er teilte den dichteriſch tätigen neuen Freunden ſeine eigenen, bisher vor allen verſchloſſenen poetiſchen Verſuche mit: die „Familie Ghonorez“ (ſpäter „Familie Schroffenſtein“) und wohl auch, was er ſchon am „Robert Guiscard“ gearbeitet hatte. Aus einem Wettſtreite Zſchokkes, Wielands und Kleiſts: zu einem auf Zſchokkes Zimmer hängenden Stiche von Le Veau nach Debucourts Bild „La cruche cassée“ einen Text zu ſchreiben, iſt ſpäter Kleiſts Luſtſpiel „Der zerbrochene Krug“, die einzige echte deutſche Komödie, hervorgegangen[1]). Auch an einen Leopold von Öſterreich“ dachte Kleiſt damals. Im April 1802 mietete er ein kleines Häuschen auf dem nach ſeinem Beſitzer Gatſchet-Deloſea genannten Deloſea-Inſeli am Ausfluſſe der Aare aus dem Thunerſee[2]); eine Fiſcherstochter Mädeli (Eliſabeth Magdalena Stettler) beſorgte ihm den kleinen Haushalt; er war zufrieden: die Arbeit (am „Guiscard“) beglückte ihn, die Freunde ſprachen ihm zu; durch alles Wohlbefinden hindurch brechen aber immer wieder die Todesgedanken: „Ich habe“, heißt es im Briefe vom 1. Mai an Ulriken, nach der Schilder-

[1]) Den dichteriſchen Wettkampf um den „Zerbrochenen Krug“ ſchildern ebenſo reizvoll wie eingehend die Kapp. 5 und 6 von Zollings „Heinrich von Kleiſt in der Schweiz“ (S. 29—43). Dazu Berichtigung in den „Nachträgen“ („Gegenwart“ 1883, S. 120).

[2]) Brief an Ulrike vom 1. Mai 1802 (V, Nr. 59, S. 286 ff.).

ung des innern und äußern Wohlſeins[1]), „keinen andern Wunſch als zu ſterben, wenn mir drei Dinge gelungen ſind: ein Kind, ein ſchön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieſes, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, dieſe außerordentlichen Verhältniſſe tun mir erſtaunlich wohl und ich bin von allem Gemeinen ſo entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber mögte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung — Du verſtehſt mich.“

Kleiſt wurde dann krank und ging nach Bern zurück. Dort lag er zwei Monate; da erſt ſchrieb er nach Hauſe. Ulrike kam, um ihn zu pflegen; am 16. September 1802 iſt ſie, laut Kontrolle der Tor-Rapporte, durch Baſel gereiſt[2]) und hat im Gaſthaus zu den „Drei Königen“[3]) übernachtet. Als der Bruder geneſen war, reiſte ſie mit ihm und Wieland nach Deutſchland zurück: über Baſel, wie Zolling[4]) nach einem Briefe Heinrich Geßners an Zſchokke vom 20. Oktober 1802[5]) annimmt; die Basler Fremden-Kontrolle nennt jedoch die drei Reiſenden nirgends, d. h. ſie ſind, um in Baſel allenfalls zu erwartenden Schikanen auszuweichen, vielleicht doch nicht durch unſere Tore aus der Schweiz gegangen.

Das iſt Kleiſts erſter Schweizer-Aufenthalt. „Kleiſt war“, ſo präziſiert Zſchokke den Eindruck, den er damals von dem Dichter empfangen hat, „eine der ſchönen Erſcheinungen im

---

[1]) V, S. 287.

[2]) Basler Staatsarchiv, Q. 2, St. Bläſi-Thor: „Fräulein von Kleiſt aus Frfurt a. d. Oder.“

[3]) „3 mages“ (Angabe der Kontrolle).

[4]) „H. v. K. in der Schweiz“, S. 74.

[5]) Abgedruckt als Nr. XIV des Anhangs zu „H. v. K. in der Schweiz“, S. 161.

Leben für mich, die man ihres Selbſtes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In ſeinem Weſen ſchien mir, ſelbſt während der fröhlichen Stimmung ſeines Gemütes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn, faſt mehr als ſein talentreicher Geiſt und ſittlicher edler Sinn. Es verlieh ſeinem Umgang die eigentümliche Anmuth. Ich nahm den tiefen Zug von Schwermuth für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in ſolchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt, woran ich ſelber gelitten hatte: — Zweifeln und Verzweifeln an den höchſten Geiſtesgütern“[1]). — Im Winter 1802/03 erſchien „Die Familie Schroffenſtein. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen“ (anonym) bei Heinrich Geßner in Bern und Zürich.

Kleiſt ging nach Jena und Weimar zu Schiller und Goethe; Ulrike reiſte nach Frankfurt a./O. zurück; ihr Bruder blieb in Oßmanſtedt, Ch. M. Wielands Gut bei Weimar, des alten gütigen Herrn Gaſt. Dort gedieh der „Guiscard“ weiter. Aber Kleiſt wurde wieder von ſeiner dämoniſchen Unruhe erfaßt; er „mußte fort“[2]), ging nach Leipzig, dann nach Dresden; dort fand er Freunde, ſo Ernſt von Pfuel[3]) und die Familie Schlieben. — Kleiſt erwog Mord und Selbſtmord. Pfuel ſah dieſe „Selbſtverwüſtung“[4]) und forderte den Freund auf, mit nach der Schweiz zu kommen. Am 15. September 1803 reiſten ſie — meiſt zu Fuß — nach Bern, beſuchten die Aare-Inſel, gingen

---

[1]) Ed. von Bülow „Heinrich von Kleiſts Leben und Briefe“, Berlin 1848, S. 28 (aus an einem Briefe Zſchokkes an Bülow).

[2]) Brief vom 13. März 1803 an Ulriken (V, Nr. 66, S. 293): ein ergreifendes Seelenbild des „unausſprechlichen Menſchen“, wie Kleiſt ſich ſelbſt nennt.

[3]) (1779—1866), damals als Sekondeleutnant verabſchiedet, ſpäter preußiſcher General und Kriegsminiſter.

[4]) Wilbrandt „Kleiſt“ S. 198.

dann nach Oberitalien, ſpäter von Mailand nach Genf. Dort ergriff den Dichter die Verzweiflung an allem[1]); erſt neun Monate ſpäter, am 29. Juli 1804, konnte er ſich Rechenſchaft über dieſe Zeit geben; da ſchrieb er an Henriette von Schlieben[2]), Karolinens Schweſter: „Von dort (Vareſe) aus (wo er Maler Lohſe wiedergeſehen hatte[3]), bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiſet, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte ſich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeſchifft hätte, aus Lebensüberdruß einen raſenden Streich begangen haben würde“[4]).

Auf dieſer Reiſe hat Kleiſt in Paris den „Guiscard“, ſein Hauptwerk, ins Feuer geworfen. Dann war er verſchwunden. Pfuel hatte ihn vergeblich, ſogar unter den Leichen der Morgue, geſucht und war dann heimgereiſt. Kleiſt wurde endlich wieder ruhiger, kehrte nach Paris zurück und begab ſich von da nach Mainz. Dort lag er lange krank, im Juni 1804 ſtand er plötzlich wieder in Potsdam vor Pfuel, dem Begleiter in die Schweiz. So endete dieſe zweite „Schweizerreiſe“, welche, nach Zollings gutem Ausdruck[5]) „in das Gebiet des Pſychiaters gehört“. Genaue Nachrichten darüber gibt es nicht: die paar

---

[1]) Zu vergleichen die tieftragiſchen herzbeklemmenden Briefe an Ulriken (V, Nr. 70 und 71, S. 299 ff) aus Genf und aus St. Omer vom 5. und vom 26. Okt. 1803.

[2]) V, Nr. 76, S. 310 f.

[3]) Lohſe heiratete bald darauf Karoline von Schlieben und ſtarb nach kurzer Ehe in Mailand (Angabe Zollings in der Einl. zur Kleiſt-Ausgabe bei Kürſchner, Bd. I., S. XLIII, Anm.).

[4]) Er hatte (V, Brief Nr. 71) franzöſiſche Kriegsdienſte nehmen, ſich der Expedition nach England anſchließen und auf dem Meere ſterben wollen: „Ich frohlocke bei der Ausſicht auf das unendlich-prächtige Grab“ (V, S. 301).

[5]) „H. v. Kl. in der Schweiz“, S. 89.

Briefe, dazu mündliche Berichte Pfuels an Tieck, Bülow und Wilbrandt, ſind die einzigen Zeugniſſe dafür. In Baſel fehlen die Tor- und Paßkontrollen von 1803 ab.

II. Baſel in Kleiſts Erinnerung.

Für Kleiſts weitere Schickſale muß ich nochmals auf ſeine Briefe, ſeine Werke, ſeine Biographen verweiſen.

Mit Baſel hat der Dichter perſönlich nicht weiter zu tun gehabt. Ganz am Schluſſe ſeines Lebens aber hat er ſich dieſer Stadt noch einmal erinnert und zwar in einer ſeiner „Erzählungen". Dieſe erſchienen in zwei Bändchen 1810 und 1811, nachdem ſie zum Teil ſchon vorher ganz oder bruchſtückweiſe in Zeitſchriften gedruckt worden waren. Eine der völlig neuen war die in Baſel ſpielende: „Der Zweikampf". Sie iſt die letzte des zweiten Teiles und reicht in Gehalt und Form nicht ganz an die Meiſterwerke von Kleiſts Novelliſtik, den „Michael Kohlhaas", „Die Marquiſe von O.", „Die Verlobung in St. Domingo" hinan. Trotzdem iſt auch ſie bedeutend und überragt die Novelliſtik der damaligen Zeit. Sie iſt romantiſch, dem Stoffe nach wenigſtens; denn ſie führt ins Mittelalter, das Traum-Mittelalter der Armin, Brentano und Novalis; auch ihr eigentliches Thema: Zweikampf um der verunglimpften Ehre einer edlen Frau willen, namentlich der Ausgang: eine Art höheren Gottesgerichtes über den wirklichen Frevler, gehört ins romantiſche Gebiet. Dabei aber zeigt ſich die ganze Eigenart Kleiſts: die knappe, klare Führung der Handlung, die in jedem Zuge den Dramatiker erkennen läßt, ferner die ſcharfe Beleuchtung der Perſonen, die ſtets in Bewegung gezeigt werden; dann dieſe Bewegung ſelbſt, immer anſchaulich, immer charakteriſtiſch. Romantiſch alſo einerſeits, modern anderſeits, d. h. modern im Sinne eines geſunden, poetiſchen Realismus, nicht neo-romantiſcher

Stimmungsdufeiei, iſt, wie Kleiſts ganze Novelliſtik, auch „Der Zweikampf“. Erich Schmidt ſchätzt dieſes Werk zwar kaum hoch ein: er erkennt darin eine „unleugbare Ermüdung“ und eine „wohlfeile Abrechnung zwiſchen Tugend und Laſter“ [1]). Gewiß und wie ſchon geſagt: an den übrigen Novellen Kleiſts gemeſſen, tritt „Der Zweikampf“ in die Hinterlinie; legt man aber nicht dieſen kritiſchſten alier Maßſtäbe an und vergleicht damit nur die übrige deutſche Novellenproduktion, auch die bis heute, ſo iſt dieſer „Zweikampf“ noch kleiſtiſch genug, um hoch und weit zu ragen, ja zu glänzen. Auch für den „Zweikampf“ ſcheint mir darum Solgers Wort an Tieck zu gelten: „Was ihn mir weit über unſre Dichterlinge erhob, das war ſein tiefes und oft erſchütterndes Eindringen in das Innerſte des menſchlichen Gefühis, das er mir nur oft zu hart und roh an das Licht riß, und die außerordentliche energiſche und plaſtiſche Kraft der äußern Darſteliung .... Dieſe Eigenſchaften äußerte er vorzüglich in ſeinen Erzählungen, welches Fach ich daher (d. h. vor der Bekanntſchaft mit „Hermannsſchlacht“ und „Prinz von Homburg“) für ſeinen eigentlichen Beruf hieit“ [2]).

Den Stoff zu der Novelle verdankt Kleiſt dem alten franzöſiſchen Chroniſten Jean Froiſſard [3]). Dieſer berichtet zu den

---

[1]) Einleitung zu den Erzählungen in Bd. III ſeiner Ausgabe (Bibl. Inſtit.) S. 129 und 132.

[2]) K. W. F. Solger an Tieck am 4. Okt. 1817, mitgeteilt von Tieck auf S. LXIV f. ſeiner Einleitung zu „H. v. Kleiſts Geſammelten Schriften“ (Bd. I, Berlin 1826).

[3]) Das hat ſchon Zolling erkannt, der aus den von Kleiſt redigierten „Berliner Abendblättern“, Nr. 43 und 44 vom 20. und 21. Febr. 1811, die „Geſchichte eines merkwürdigen Zweikampfs“ abdruckte, für deren Autor er allerdings Fouqué glaubte halten zu müſſen. (Einl. zu Bd. IV ſeiner Kleiſt-Ausg., S. XV ff).

Jahren 1386/87[1]): „Comment deux champions joutèrent à Paris à outrance. L'un avoit nom messire Jean de Carrouge et l'autre Jacques le Gris". Was da erzählt wird, hat also Kleist in den „Berliner Abendblättern", die er vom 1. Oktober 1810 bis zum 30. März 1811 leitete, unter dem Titel „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes" verkürzt wiedergegeben, nicht direkt aus Froissard, sondern nach einem Beitrage von C. Bächler in den Hamburger „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern" (Nr. 16 vom 21. April 1810): „Hildegard von Carouge und Jakob der Graue". Neben diesem Artikel scheint er aber auch Froissard selbst nachgeschlagen zu haben; denn am Ende sagt er, was er aus Bächler, der keine Quelle nennt, nicht ersehen konnte: „Froissard erzählt diese Geschichte, und sie ist Tatsache"[2]).

Der Ritter Hans Carouge, Vasall des Grafen von Alençon, muß über Meer reisen. Während seiner Abwesenheit besucht Jakob der Graue, ein anderer Vasall des Grafen, die Frau

---

[1]) „Les Chroniques de Jean Froissard" Tome X in der „Collection des chroniques nationales francaises" avec notes et éclaircissements par J. A. Buchon. Paris 1825. Tome X. S. 276—290. — Raymond Bonafous, der über „Henri de Kleist, sa Vie et ses Oeuvres" eine ausführliche Thèse veröffentlicht hat (Paris 1894), scheint, trotzdem er nach Zollings Ausgabe citiert, den gerade für einen Franzosen interessanten Zusammenhang zwischen Froissard und Kleist nicht gesehen zu haben; er macht über die Novelle „Le duel" nur ästhetische Bemerkungen, d. h. er tadelt die Komposition der Erzählung. (S. 402 f.)

[2]) Das Verhältnis von Froissard, Bächler und Kleist erläutert Reinhold Steig in „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfen", S. 536—545. Dort wird auch Kleists Autorschaft erwiesen. Steig hat darum die „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfs" in den IV. Band der Kleist-Ausgabe des Bibliographischen Instituts aufgenommen (S. 160 ff, 264 und 400). Erster Wiederabdruck aber nicht bei Steig („Kämpfe"), sondern bei Zolling; s. o. S. 270.

des Hans Carouge in Argenteuil und vergewaltigt ſie; dann reitet er, ſchnell wie er gekommen iſt, zum Grafen zurück: Alles in 4½ Stunden. Wie Hans Carouge heimkehrt, erzählt ihm ſeine Frau von der ihr angetanen Beſchimpfung. Carouge klagt beim Grafen. Dieſer hört beide Parteien und entſcheidet, die Dame müſſe geträumt haben, da es unmöglich ſei, daß ein Menſch in 4½ Stunden 23 Meilen zurücklegen und erſt noch eine ſolche Tat vollbringen könne[1]). Carouge jedoch zieht die Sache vor das Parlament. Dieſes erkennt auf Zweikampf. Der König und viele Edelſte wohnen bei, wie auf St. Katharinenplatz[2]) geſtritten werden ſoll, in Gegenwart der Dame, „die auf einem Wagen ſaß und ganz ſchwarz gekleidet war". Nochmals verſichert ſie dem Gatten, daß ihre Ausſage wahr und ſeine Sache eine gerechte ſei; denn überwindet ihn Jakob, ſo wird er gehängt und ſie verbrannt[3]). Der Kampf ſchwankt, Carouge wird verwundet; doch er faßt neuen Mut und tötet den Gegner. Der Leichnam Jakobs wird vom Scharfrichter gehängt; Ritter Carouge aber empfängt vom Könige Gnadenbeweiſe und dankt mit ſeiner Frau Gott in der Kirche.

Zu dieſer Geſchichte fügte nun Kleiſt, um den Fall zu komplizieren und ihn dann im Laufe der Erzählung geſchickt und glaubhaft zu entwirren, neue, erfundene Motive, vielleicht in Anlehnung an ſeine Schilderung eines „ſonderbaren Rechtsfalls in England", wo ein Schuß im Dunkel aus dem Buſch einen Edelmann tötet, der mit einem andern vorher Streit ge-

---

[1]) Froissard (a. a. O. S. 281): „c'étoit chose impossible avoir chevauché d'aller et de venir et accompli le fait dont on le mettoit sus quatre heures et demi vingtquatre lieues".

[2]) „en la place Sainte Catherine dérrière le Temple" (S. 283).

[3]) „On l'eut pendu et la dame arse" (284).

habt hat. Der Verdacht fällt auf dieſen, erweiſt ſich jedoch als falſch[1]). Der Inhalt ſeiner Novelle[2]) iſt nun folgender:

Wir ſind „am Ende des 14. Jahrhunderts“. Da wird Herzog Wilhelm von Breyſach, der eben in Worms beim Kaiſer die Legitimation eines mit ſeiner ihm heimlich angetrauten Gemahlin Katharina von Heersbruck, aus dem Hauſe Alt-Hüningen, vorehelich erzeugten Sohnes, des Grafen Philipp von Hüningen, ausgewirkt hat, in ſeinem Park durch einen Pfeilſchuß tötlich getroffen. Er kann noch ſeinem Kämmerer Friedrich von Trota und ſeinen Vaſallen den eben legitimierten Philipp als Thronerben nennen; wäre dieſer nicht geſetzlich anerkannt geweſen, ſo hätte die Krone an Jakob den Rotbart, Wilhelms Halbbruder, fallen müſſen. Für den minderjährigen Philipp ſoll die Mutter die Regentſchaft führen. Jakob der Rotbart nimmt das Alles ſcheinbar ruhig hin und lebt ein freies ausſchweifendes Witwerleben weiter. Die Herzogin läßt den Mörder ihres Gemahls ſuchen. Ihr Kanzler, Godwin von Herrthal, erfährt, daß der Pfeil, mit dem Herzog Wilhelm erſchoſſen worden iſt, für den Grafen Jakob den Rotbart verfertigt worden ſei; er erfährt ferner, daß in der Mordnacht der Graf ſeine Burg zur Seltenheit verlaſſen habe. Davon unterrichtet er, im Staatsrate, die Herzogin. Sie glaubt nicht an Jakobs Schuld, ja ſchickt ihm ſelbſt die Klage zu. Er, „die Vernichtung ſeiner Seele verbergend“, teilt ſeinen Freunden mit, daß er ſchändlich angeſchuldigt werde. Er nennt ſich im Uebrigen den Gefangenen der Herzogin und will ſich vor einem von ihr eingeſetzten Gerichte verantworten. Die Herzogin aber legt die Sache in die Hand des Kaiſers, „der ſich wegen Verhandlungen mit der Eidgenoſſenſchaft gerade damals in Baſel

[1]) Vgl. Reinhold Steig in Bd. IV der Kleiſt-Ausgabe des Bibliogr. Inſtit. (S. 266 und 401).

[2]) In der Orig.-Ausg. (Berlin 1811), die mir vorliegt, S. 163—240; Ausg. des Bibliogr. Inſtit., Bd. III, S. 391—427.

aufhielt." Dieſer ſetzt ein Gericht ein, das in Baſel ſtattfinden ſoll. Vor den Richtern teilt nun Jakob mit, daß er in der Nacht des heiligen Remigius (1. Oktober), da der Mord geſchehen war, heimlich bei der ſchönen, in Liebe ihm ergebenen Tochter des Landdroſts Winfried von Breda, Frau Wittib Littegarde von Auerſtein, geweſen ſei. Dieſe gilt als die makelloſeſte Frau des Landes; den Bitten ihres Vaters, ſich wieder zu vermählen, hat ſie widerſtanden und iſt im Begriff, unter Erbverzicht zu Gunſten ihrer Brüder, als Äbtiſſin in ein Kloſter zu treten, das unfern ihrer väterlichen Burg an den Ufern des Rheins im Erzbistum Straßburg liegt. Bei der Nachricht von der angeblichen Schande der Tochter wird der Landdroſt vom Schlage gerührt und ſtirbt. Die Brüder wüten gegen die Schweſter, deren Schuld ganz klar ſcheint, erſtens weil ſie in jener Nacht des heiligen Remigius ihre einzige Zofe weggeſchickt hat, zweitens weil Graf Jakob einen Ring Frau Littegardens, ein Geſchenk ihres Gemahls, das ſie verloren zu haben glaubt, den Gerichten eingereicht hat mit der Behauptung, ihn in der Liebesnacht von der Beſitzerin erhalten zu haben. Sie ſtoßen die Schweſter aus dem Schloſſe, und ſie begibt ſich — nicht nach Baſel, wie ſie den ſie umgebenden Bauern geſagt hat, ſondern nach der Trotenburg, um den Kämmerer Friedrich von Trota, von dem ſie weiß, daß er ihr in ſtiller Verehrung ergeben iſt, um Beiſtand vor dem Gericht in Baſel anzuflehen: er möge ihr dort einen Rechtsgehilfen anweiſen. Friedrich von Trota glaubt an ihre Unſchuld und erbietet ſich ſelbſt zum Anwalt ihrer Sache; ſeine Schweſtern Bertha und Kunigunde ſowie ſeine Mutter Frau Helene, ſollen ſie bei ſich behalten; er ſelbſt reitet nach drei Tagen gen Baſel. Dorthin haben Littegardens Brüder, die Herren von Breda, gemeldet, ihre Schweſter ſei freiwillig entwichen; ſie ſolle ſchandenhalber aus der Geſchlechtstafel des Bredaſchen Hauſes geſtrichen werden.

Das Gericht gibt dem keine Folge; aber es beſchließt, da Jakob der Rotbart ſich mitleidig für Littegarden umſieht, dieſen vom Verdachte freizuſprechen, bei der Ermordung ſeines Halbbruders mitgewirkt zu haben, und der Kaiſer ordnet dazu eine feierliche Sitzung an. Eben lieſt „unter den Hallen des weitläufigen Gerichtsſaales“ der Herold das Schreiben der Bredas vor, da erſcheint Herr Friedrich von Trota, bittet es ſich aus, zerreißt es und wirft die Stücke ſamt ſeinem Handſchuh dem Rotbart ins Geſicht mit der Erklärung, er wolle Frau Littegardens Unſchuld im Gottesgerichte beweiſen. Der Kaiſer, dem das gemeldet wird, ruft Frau Littegarden nach Baſel und ſetzt den Tag der heiligen Margaretha“ (13. Juli) als die Zeit, und den „Schloßplatz zu Baſel“ als den Ort des gerichtlichen Zweikampfes feſt. „Eben ging“, heißt es wörtlich weiter, „dieſem Schluß gemäß, die Mittagsſonne des Margarethentages über die Türme der Stadt Baſel, und eine unermeßliche Menſchenmenge, für welche man Bänke und Gerüſte zuſammen gezimmert hatte, war auf dem Schloßplatz verſammelt, als, auf den dreifachen Ruf des vor dem Altan der Kampfrichter ſtehenden Herolds, beide, von Kopf zu Fuß in ſchimmerndes Erz gerüſtet, Herr Friedrich und der Graf Jakob, zur Ausfechtung ihrer Sache, in die Schranken traten. Faſt die ganze Ritterſchaft von Schwaben und der Schweiz war auf der Rampe des im Hintergrund befindlichen Schloſſes gegenwärtig; und auf dem Balkon desſelben ſaß, von ſeinem Hofgeſinde umgeben, der Kaiſer ſelbſt, nebſt ſeiner Gemahlin, und den Prinzen und Prinzeſſinnen, ſeinen Söhnen und Töchtern.“

Vor dem Kampfe dringen Herrn Friedrichs Mutter und Schweſtern, bewogen durch die unwiderleglich ſcheinenden Verdachtsgründe, in Frau Littegarden, ſie ſolle ihre Schuld geſtehen, wenn ſie eine ſolche habe, da ihrer und Herrn Friedrichs der Scheiterhaufen harre, wenn der Rotbart ſiege. Littegarde bekennt ſchlicht

nochmals ihre Unſchuld und ihr Vertrauen in die Gerechtigkeit Gottes. Der Kampf beginnt. Am Anfang wird Jakob leicht am Handgelenke verwundet; nach einer Stunde ſtürzt jedoch Herr Friedrich, in ſeine Sporen verwickelt, zu Boden, und Jakob ſtößt ihm dreimal den Flammberg in den Leib. Häſcher führen den Schwerverwundeten und Frau Littegarden ins Gefängnis. Friedrichs Wunden ſind aber ſeltſamer Weiſe nicht tötlich; nach wenigen Wochen kommt er wieder auf. Er möchte nochmals für die Unglückliche kämpfen, deren Unſchuld, trotz den gegenteiligen Verſicherungen ſeiner Schweſter und ſeiner Mutter, ihm Gewißheit iſt. Er möchte ſie, mit Erlaubnis des „Schloßvoigts", beſuchen; ſie lehnt es ab. Er geht doch, mit Mutter und Schweſtern, zu ihr. Sie weiſt ihn verzweiflungsvoll weg; er wird ohnmächtig; die Mutter verflucht Littegarden; denn ſie hat, ſchon vor dem Zweikampfe, von dem Beichtvater Jakobs erfahren, daß dieſer auf die Hoſtie geſchworen habe, ſeine Ausſage ſei wahr; auch habe er dem Prieſter das Erlebnis mit allen Einzelheiten geſchildert. Frau Littegarde erzählt nun, wie ihr Graf Jakob allerdings ſchriftlich ſeine Liebe erklärt, daß ſie ihn aber zurückgewieſen habe. Friedrich faßt trotz Allem die Gewißheit, daß durch den Zweikampf, den er für ſie gefochten habe, ihre Unſchuld noch ans Licht kommen werde. Inzwiſchen hat das zu Baſel vom Kaiſer eingeſetzte Tribunal für Friedrich von Trota und Littegarden von Auerſtein auf Tod durch die Flammen auf dem Platze des Zweikampfes ſelbſt erkannt; eine Deputation von Räten kündigt dieſes Urteil den Gefangenen an. Die Ausführung ſoll jedoch verſchoben werden, bis Graf Jakob der Rotbart, gegen den der Kaiſer „eine Art von Mißtrauen nicht unterdrücken konnte", beiwohnen kann. Der Rotbart liegt nämlich krank und zwar an der kleinen Wunde, die Herr Friedrich ihm an der Hand beigebracht hat; ſie eitert krebsartig. Die Hand muß abgenommen werden,

dann der Arm; doch der ganze Körper geht in Eiterung und Fäulnis über; der Prior des Auguſtinerkloſters fordert den Grafen auf zu beichten; da nimmt Jakob nochmals die Hoſtie auf ſeine Ausſagen; außerdem bekennt der Turmwächter des Breda'ſchen Schloſſes, daß er in der Nacht des heiligen Remigius, beſtochen, den Grafen ins Schloß gelaſſen habe. In Jakob ſelbſt ſteigt nun, wie übrigens auch im Prior, nach und nach der Verdacht auf, er ſei am Ende durch eine andere Perſon getäuſcht worden. Und das beſtätigt ſich: Jakob der Rotbart hatte mit Roſalien, der Kammerzofe Littegardens, ſchon lange ein ſchimpfliches Verhältnis. Seit einiger Zeit aber hatte er ſie vernachläſſigt; ſie beantwortete darum den Liebesbrief, den er an ihre Herrin geſandt hatte, mit einer im Namen Littegardens geſchriebenen Einladung auf die Nacht des heiligen Remigius. Eine Antwort des Grafen an Littegarden fing ſie auf und meldete zurück, ſie werde den gräflichen Liebhaber an der Gartenpforte erwarten. Um Littegarden zu täuſchen, verlangte ſie Urlaub aufs Land, erhielt ihn, kehrte jedoch zurück und verſchaffte ſich ein Nachtlager in einem leerſtehenden Zimmer des öden Schloßturmes. Jakob wurde von dem beſtochenen Wächter eingelaſſen, von einer verſchleierten Perſon am Gartentor empfangen und in ein Zimmer zu den Freuden der Liebe geführt. Beim Abſchied empfing er den von Roſalien der Herrin geſtohlenen Ring. Einen Ring ſeiner eigenen verſtorbenen Frau, den er als Gegengeſchenk verſprochen hatte und ſpäter ſandte, fing Roſalie dann auf und behielt ihn. Bald darauf wurde das Mädchen wegen Diebſtahls entlaſſen; zu Hauſe kam ſie nach neun Monaten nieder und gab Jakob den Rotbart als Vater ihres Kindes an; als Beweis zeigte ſie den abgefangenen Ring des Grafen. Die Gerichte melden nun dieſe Sache dem Reichstribunal in Baſel und ſchicken den Ring durch einen Ratsherrn dorthin. Wie Graf Rotbart die Botſchaft

empfängt — es iſt an dem zu Littegardens und Friedrichs Hinrichtung beſtimmten Tage, die der Kaiſer glaubte, nicht mehr länger aufſchieben zu dürfen — verlangt er auf den Richtplatz getragen zu werden. Dort ſind die beiden Verurteilten, unter Zulauf einer unermeßlichen Volksmenge und unter Glockengeläute, ſchon auf dem Scheiterhaufen gegenüber dem Altan des Kaiſers feſtgebunden. Der Prior der Auguſtiner, der die Bahre geleitet, auf der Jakob liegt, gebietet den Henkern Halt. Der Kaiſer, mit mehr denn tauſend Rittern und allem nachſtrömenden Volke, tritt zu der Bahre; Rotbart nennt Friedrich „unſchuldig, wie es der Spruch des höchſten Gottes an jenem verhängnisvollen Tage, vor den Augen aller verſammelten Bürger von Baſel entſchieden hat“; denn Friedrich, den drei tödliche Wunden getroffen, blühe; ihn, den ein leichter Hieb geſtreift, habe dieſe kleine Verletzung gefällt. Dann bekennt er, wie er vor dem Kampfe getäuſcht worden ſei. Der Kaiſer läßt die Verurteilten durch einen Ritter holen und küßt ſie auf die Stirne, bedeckt Littegardens Sündergewand mit dem Hermelin ſeiner Gemahlin und führt die Dulderin am Arm in die Gemächer ſeines kaiſerlichen Schloſſes. Auch Friedrich von Trota wird bekleidet. Dann fragt der Kaiſer den Arzt, ob für Jakob den Rotbart, „da derſelbe ſich doch in den Zweikampf, der ihn zu Grunde gerichtet, nicht eben auf frevelhafte und gottesläſterliche Weiſe eingelaſſen“, keine Rettung ſei. Aber Jakob bekennt, daß er ſeinen Bruder Wilhelm von Breyſach, um ſelbſt zur Krone zu gelangen, durch einen ſechs Wochen vorher zu der Tat gedungenen Elenden, mit einem Pfeil aus ſeiner eigenen Rüſtkammer habe ermorden laſſen. Gleich darauf ſtirbt er. Die Regentin, Wilhelms Witwe, tritt aus dem Gefolge der Kaiſerin hinzu und beſtätigt, das ſei ihres ſterbenden Gemahls Ahnung geweſen, an die ſie allerdings nicht geglaubt habe. Rotbarts Leiche wird auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Littegarde

und Herr Friedrich werden, vom Kaiſer und der Regentin reich beſchenkt, nach drei Wochen ein Ehepaar. Der Kaiſer aber läßt, „ſobald er, nach Vollendung ſeiner Geſchäfte mit der Schweiz, wieder in Worms angekommen war, in die Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfs, überall wo vorausgeſetzt wird, daß die Schuld dadurch unmittelbar ans Tageslicht komme, die Worte einrücken: Wenn es Gottes Wille iſt.“

Die Veränderungen, die Kleiſt mit der Erzählung Froiſſard-Bächlers vorgenommen hat, um zu einer motivenreichen, verwickelten, aber doch klar ſich löſenden romantiſchen Novelle zu gelangen, ſind ohne weiteres erkennbar; er hat verbreitert und vertieft.

Warum hat er den Schauplatz verändert? — Kleiſt war ein glühender deutſcher Patriot geworden; ſeine „Hermannsſchlacht“, mehrere ſeiner Gedichte und kleineren Erzählungen, auch ſein „Prinz von Homburg“ ſind unvergängliche Zeugniſſe für ſeine hohe Vaterlandsliebe. Da wollte er, deſſen „Abendblätter“ gegen Napoleon und Frankreich gerichtet waren, wohl nichts Franzöſiſches, nicht einmal romantiſch Franzöſiſches in ſeinen Schriften dulden, und er verlegte die Szene aus Alençon und Paris in eine ihm ebenfalls bekannte Gegend: an den Oberrhein mit Baſel als Mittelpunkt.

Erſt zehn Jahre vorher hatte er ja in dieſem Baſel nahezu zwei Wochen verweilt, in ſchweren Zeiten, in denen gewiß der Name der nahen, 1796 vergeblich beſtürmten franzöſiſchen Feſtung Hüningen oft genug ausgeſprochen worden war; auch Breiſach wird in jenen Tagen, als Kleiſt ſich in Baſel nach der allgemeinen Lage der politiſchen Dinge erkundigte und z. B. über Zſchokke und deſſen Verhältnis zur Regierung Manches erfuhr, öfters genannt worden ſein, war es doch erſt 1793 von den Franzoſen zerſtört, 1796 neu befeſtigt, im Winter 1799 auf 1800 von den Oeſterreichern blockiert und im eben ge-

ſchloſſenen Frieden von Lunéville (9. Febr. 1801) dem Herzog von Modena zugeteilt worden.

Baſel, Hüningen, Breiſach hatte Kleiſt alſo zuſammen nennen hören; Baſel kannte er am beſten; darum nahm er die Stadt als Centrum; dazu erfand er einen Herzog von Breiſach mit einer Gemahlin aus dem Hauſe Alt-Hüningen und einen minderjährigen Grafen Philipp von Hüningen. Hiſtoriſch hat es ſolche Fürſten und Adlige nicht gegeben.[1]) Hauptperſon blieb Froiſſards Jacques, aber nicht Jacques le Gris, ſondern aus dem „Grauen" wurde ein Jakob der Rotbart, Anwärter des imaginären Herzogtums Breyſach. — Kleiſt brauchte weitere Namen; das war ſeine Übung vom Drama her, wo jeder benannt ſein muß, der höchſte wie der geringſte. Und ſo griff er hin, wo er Namen fand, ohne gar ſtrenge Wahl; einige hat er ſelbſt gemacht: Herrthal, Auerſtein. Breda hat er aus den Niederlanden, Trota (Trotha) von der Saale her, Heersbruck (Hersbruck) aus dem bayriſchen Mittelfranken geholt, d. h. es war ihm, dem ums Hiſtoriſche unbekümmerten, völlig gleichgiltig, ob dieſe Namen an den Oberrhein und zu ſeinen Grafen von Hüningen und Herzögen von Breyſach paßten oder nicht, gleich wie er auch ganz unbedenklich das Amt eines niederſächſiſchen „Landdroſts" (Landvogts) in der Gegend von Baſel vorkommen läßt und den Biſchof von Straßburg, deſſen Diözeſe im Mainzer Erzſprengel lag, zum Erzbiſchofe macht. — Ebenſowenig ſcheint ſich der Dichter den Kaiſer jener Zeit als Perſönlichkeit vorgeſtellt zu haben. „Ende des 14. Jahrhunderts" wird als Datum angegeben; da hat Wenzel regiert (1378 bis zu ſeiner Abſetzung 1400), jener 1361, als Sohn Kaiſer Karls IV.

[1]) Der Name „Alt-Hüningen" läßt übrigens erkennen, daß Kleiſt ſich noch an die zweierlei Hüningen bei Baſel erinnerte; nur heißen ſie in Wirklichkeit nicht „Alt-" und „Neu-", ſondern „Groß-" und „Kleinhüningen", jenes elſäſſiſch, dieſes baſleriſch.

aus dem Hauſe Luxemburg, geborene Wenzel, der Jäger und Trinker, der ſelbſt gar nie Kaiſer, ſondern nur römiſcher König und König von Böhmen geweſen iſt und Baſel nie beſucht hat.[1]) Aber dem Romantiker kommt es nicht auf irgendwelche geſchichtliche Genauigkeit an. Im Mittelalter hat für ihn Deutſchland einfach einen mächtigen Kaiſer: unnötig, ihn beim Namen zu nennen. Er befiehlt, er thront, er ſchlichtet, iſt verehrt von Adel und Volk, und an ſeiner Seite wandelt, im Hermelin, eine milde Kaiſerin. In jeder Stadt hat er ein prächtiges kaiſerliches Schloß, von deſſen „Altan“ er ſich zeigt oder Turnieren und Gottesgerichten, auch etwa Hinrichtungen zuſieht, immer an der Seite ſeiner Gemahlin, begleitet von Söhnen und Töchtern, inmitten von „mehr denn tauſend Rittern“, umdrängt von einer „unermeßlichen Menſchenmenge“. Am Ende des 14. Jahrhunderts hat dieſer Idealkaiſer Geſchäfte mit einer „Schweiz“, deren Name damals noch gar nicht exiſtierte. „Acht alte Orte“: das iſt weit, weit aus Kleiſts Geſichtsfeld gerückt, wenn er überhaupt je davon hat reden hören.[2])

In all dieſem phantaſtiſchen Märchenweſen dann Baſel, der Ort, den Kleiſt ziemlich genau kannte. Aber auch dieſes Baſel iſt zum Märchen, zur romantiſchen Traumſtadt, geworden. Das iſt eigentümlich. Nicht einmal die ſo charakteriſtiſche Silhouette erſcheint, und doch hatte Kleiſt vom 13. bis zum

[1]) Wenzel hat natürlich mit Baſel und deſſen Biſchöfen als Reichsoberhaupt manches zu verhandeln gehabt; daß er aber je nach der Stadt gekommen wäre oder gar von ihr aus mit den Eidgenoſſen verhandelt hätte, iſt hiſtoriſch nicht richtig (vgl. Th. Lindner „Geſchichte des deutſchen Reiches unter König Wenzel“, 2 Bde., Braunſchweig 1875 und 1880) passim.

[2]) Herr Prof. E. A. Stückelberg macht mich noch auf andere Anachronismen aufmerkſam: im XIV. Jahrhundert waren die Rüſtungen aus Eiſen, nicht aus Erz; Flammberge gibt es erſt im XVI. Jahrhundert; die Bauten des XIV. Jahrhunderts haben keine Altane.

16. Dezember 1801 nachweislich, nach eigenem Geſtändnis[1]) auf der Rheinbrücke geſtanden und ſich umgeſehen, war am 21. auf den Münſterplatz gegangen, und am 24. hatte er in der Stadt herum nach dem Freunde Lohſe geſucht.[2]) Aber nichts in dem Baſel ſeiner Novelle erinnert an das wirkliche Baſel: kein Münſter, kein Münſterplatz, kein Biſchof, kein Rathaus, kein Kornmarkt, nicht einmal der Rhein. Nur Türme gibt es und ein Kaiſerſchloß mit einer mächtigen „Rampe“ und im Schloß einen mitteldeutſchen „Schloßvoigt“, vor dem Schloß einen rieſigen Platz für „eine unermeßliche Menſchenmenge“: Dinge, die in Baſel nie geweſen ſind. — Woran erinnern ſie? Alſo keinenfalls an Baſel, aber — an das Theater, an Dekorationen, wie ſie ſich der Dichter zum „Käthchen von Heilbronn“ (1808) vorgeſtellt hatte, für deſſen erſte in Worms ſpielende Szene des fünften Aktes er direkt vorſchreibt: „Freier Platz vor der kaiſerlichen Burg . . . im Hintergrunde die Schranken des Gottesgerichts“; in der 13. Szene hat dann das Wormſer Schloß auch eine „Rampe“.

Baſel iſt alſo dem Dichter, der hier einige ſeiner innerlich bewegteſten Tage verlebt, d. h. zwiſchen der Sehnſucht nach idylliſchem Glück und der rauhen Wirklichkeit geſchwankt hatte, zum bloßen Requiſit geworden. Leben hat es nur noch aus ſeiner Nachbarſchaft in einige Namen hinein geſpendet.

Immerhin, die Erinnerung an die Dezembertage 1801 hatte den Dichter doch auch in den Berliner Kampfjahren nicht ganz verlaſſen; nur hat ein romantiſiertes Baſel das wirkliche abgelöſt. Beidemal iſt es Hintergrund: 1801 das „neue Vaterland“, in dem er ein glückliches Leben beginnen will, 1811 der Schauplatz, auf dem hiſtoriſch unmögliche, aber

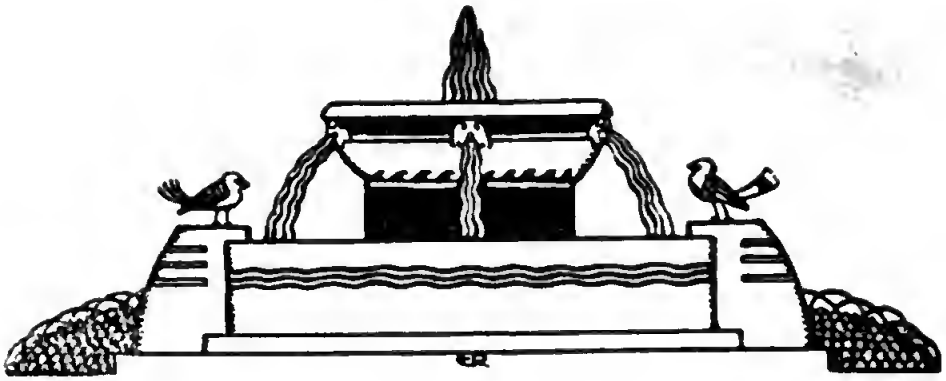
[1]) Brief an Ulrike vom 16. Dezember 1801 (V, Nr. 52 S. 270), ſ. oben S. 255.

[2]) Siehe oben S. 262.

dichteriſch umſo lebendigere Menſchen leiden, kämpfen und ſiegen.

Das Jahr 1811! — Am 21. November 1811 iſt Kleiſt aus dem Leben gegangen.

Was hier zu dieſem ſeinem Leben, auch zu ſeinem Dichten, beigebracht wird, iſt wenig; es erſcheint aber vielleicht in einem beſſern Lichte, wenn man bedenkt, daß jede Beſchäftigung mit dieſem ausgezeichneten Geiſt erſchüttert und — erhebt.



Beſchreibungen der Stadt Baſel

aus dem 15. und 16. Jahrhundert

Von Alb. Burckhardt-Finsler.

Schon oft iſt darüber geſtritten worden, ob Baſel eine langweilige Stadt ſei oder nicht. Im Grunde iſt dies eine recht müßige Frage, die einen finden es langweilig bei uns, die andern nicht, es richtet ſich dies nach dem jeweiligen Bildungsſtande und der geiſtigen Regſamkeit des Befragten. Gerne wollen wir zugeben, daß nicht jeder Handlungsreiſende vollkommen auf ſeine Rechnung kommt in Baſel, doch iſt ſeit der Inſtallierung des Variététheaters im Kardinal auch in dieſer Hinſicht weitgehenden Forderungen Genüge geleiſtet worden, und die vielen bayriſchen Bierhallen ſollten imſtande ſein, allen denjenigen, die nicht einſchlafen können, ohne ein beſtimmtes Quantum hinter die Binde geſchüttet zu haben, das Heimweh in dem langweiligen Baſel zu vertreiben.

Dabei ſoll nicht geleugnet werden, daß beſonders früher eine oftmals übertriebene Häuslichkeit, wofür hauptſächlich die beſſern Ehehälften verantwortlich zu machen waren, etwas lähmend auf Verkehr und Umgang mit den Fremden eingewirkt hat. Wir erinnern uns noch lebhaft an die Beſchreibungen Baſels in den frühern Auflagen von Baedecker's Schweiz, wo außer dem Münſter und den holbeiniſchen Gemälden auch gar

nur der große Reichtum und der ausgeſprochene fromme Wohltätigkeitsſinn der Basler Erwähnung fanden. Auch in dieſer Hinſicht iſt im Laufe der letzten vierzig Jahre gar manches anders geworden, und niemand wird den Unterſchied zwiſchen dem Baſel der fünfziger Jahre und dem heutigen Baſel leugnen wollen.

Mit dieſer Abhandlung möchten wir aber nicht nur fünfzig Jahre zurückgreifen, ſondern vier bis fünf Jahrhunderte und uns Rechenſchaft darüber ablegen, wie das damalige Baſel zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit ausgeſehen hat. Es ſoll der Verſuch gemacht werden, an Hand von zeitgenöſſiſchen Beſchreibungen ein Bild unſerer Vaterſtadt und ihrer Bewohner zu entwerfen und zugleich den Eindruck zu vergegenwärtigen, den das Baſel des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts auf den auswärtigen Beſucher gemacht hat.

Wir beginnen mit einer Darſtellung, die allgemein bekannt iſt, die aber ſchon wegen der Berühmtheit des Verfaſſers ſtets wieder an die Spitze aller Schilderungen dieſer Art zu ſtellen iſt. Es ſind dies zwei im weſentlichen übereinſtimmende Briefe des Aeneas Silvius Piccolomini. Der eine aus dem Jahre 1433 iſt an den Konzilspräſidenten, den Kardinal Julian Ceſarini, der andere aus dem Jahre 1438 ſtammende an den Erzbiſchof Philipp von Tours gerichtet. Suchen wir uns den Inhalt dieſer beiden Schreiben klar zu machen, ſoweit er ſich mit Geſtalt und Weſen der Stadt und ihrer Einwohner beſchäftigt.

In erſter Linie ſtellt Aeneas Silvius feſt, daß Baſel wie aus einem Guſſe hervorgegangen ausſehe, alle Häuſer tragen den Charakter von Neubauten, alte Gebäude kommen gar nicht vor. Daran trage jedenfalls das große Erdbeben die Schuld, das vor achtzig Jahren die Stadt vollſtändig zerſtört habe.

Einen großen Eindruck muß, wie auf jeden Fremden, ſo auch auf den Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts der Rheinſtrom gemacht haben. Sein ganzer Lauf intereſſiert ihn von den Bergen Raetiens bis zum Bodenſee und bis nach Schaffhauſen, von wo man wegen des gewaltigen Sturzes über zerklüftete Felſen und einen ſteilen Bergeshang den Weg unter die Füße nehmen muß. Aeneas Silvius vergleicht den Rheinfall mit den Katarakten des Nils, deren Anwohner in Folge des Getöſes das Gehör verlieren. Sodann kommt er noch auf die Stromſchnellen von Laufenburg und Rheinfelden zu reden, auf den Höllenhaken, wo wegen der Felſenriffe die Gefahr für die Fahrzeuge um ſo größer iſt, je mehr der Waſſerſtand des Stromes zurückgeht. In ganz Europa, ſo berichtet Aeneas Silvius, gibt es keinen Strom, deſſen Ufer mit ſo vielen Ortſchaften und mit ſo gewaltigen Städten beſetzt ſind. Wohl mögen ihn an Größe andere übertreffen, aber keiner an Adel und Anmut der Geſtade. Es folgt ſodann ein Loblied zu Ehren des Rheines, wie es ein Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts nicht lauter und begeiſterter hätte anſtimmen können. Freilich pflege derſelbe, wenn der Schnee in den Alpen ſchmilzt, die Stadt Baſel zu überſchwemmen und alle tiefer gelegenen Felder mit ſeinen Fluten zu bedecken. Selbſt die Brücke, die Groß- und Kleinbaſel verbindet, gerate manchmal in große Gefahr.

Über die Lage unſerer Stadt erfahren wir folgendes: „Klein-Baſel gehört zum Breisgau, einer wein- und kornreichen Landſchaft. Die Stadt liegt vollkommen eben und wird durch eine Anzahl Bäche bewäſſert und gereinigt. Auch eine Menge ſchmucker Häuſer findet ſich hier. In geiſtlichen Dingen ſteht Klein-Baſel unter dem Biſchof von Konſtanz, was ſchon manchen Beſucher zu der Annahme verleitet hat, er befinde ſich gar nicht in einem Quartier der Stadt Baſel, ſondern in einer ganz anderen Stadt.

In der Tat, Groß-Baſel nimmt ſich ſtattlicher und anmutiger aus, wie es auf zwei Hügeln und in dem dazwiſchen liegenden Tale kunſtvoll erbaut iſt, alles wie aus einem Guß. Die Kirchen weiſen zwar keinen Marmor auf, doch ſind ſie aus gutem Material gebaut und ziemlich ſchmuckvoll. Die Zahl ihrer Beſucher iſt ſehr groß. In den Kirchen beſitzen einzelne Frauen für ſich und ihre Dienerinnen kleine hölzerne Zellen oder Häuschen zum Beten. Dieſe ſind um ſo höher, je vornehmer die Beſitzerinnen, ſo daß einzelne der Letztern ganz unſichtbar ſind, während andere den Kopf und wieder andere den Oberleib ſehen laſſen, jedoch nur, wenn ſie nach römiſchem Ritus das Evangelium ſtehend anhören. Übrigens befinden ſich an dieſen Häuschen kleine Fenſter, ſo daß die Frauen dem Altardienſte folgen können. Es ſcheint dieſe Einrichtung eine Folge der großen Kälte zu ſein. In den Kirchen wird eine Menge ungemein verehrungswürdiger Reliquien aufbewahrt. Weniger hervorragend ſind dagegen der Schmuck der Altäre und die gottesdienſtlichen Geräte, auch fehlen die Gemälde, wie man ſie in allen Kirchen der italieniſchen Städte antrifft, und wenn auch etwa gemalte Heiligenbilder vorhanden ſind, ſo iſt doch kein Einfluß der profanen Malerei zu bemerken. Dagegen finden ſich Gold und Edelſteine in Menge vor. Auch die Grabſtätten des Adels wie der Bürgerlichen erfreuen ſich anſehnlichen Schmuckes. An den Wänden der Gotteshäuſer hängen die Wappenſchilder der vornehmſten Leute, dazu ſind freilich nur ganz auserleſene Familien berechtigt, und zwar wird von jeder nicht nur ein Schild aufgehängt, ſondern bei jedem einzelnen Todesfall einer.

Die Dächer der Kirchen beſtehen meiſtens aus buntglaſierten Ziegeln, in denen die Sonnenſtrahlen wunderbar reflektieren. Auch manche Bürgerhäuſer weiſen das gleiche Schauſpiel auf, ſo daß der Anblick der Stadt aus der Vogelperſpektive ein

ungemein zierlicher iſt. Die Dächer haben alle eine ſtarke Neigung, wodurch die gefährliche Anſammlung allzugroßer Schneemaſſen vermieden werden ſoll. Auf den Firſten aber haben die Störche ihre Reſidenz aufgeſchlagen, da niſten ſie und füttern ihre Jungen, wie es ihnen denn überhaupt in dieſer Gegend ſehr gut zu gefallen ſcheint; denn niemand tut ihnen ein Leides an — eine unfaßliche Sache für einen Italiener — oder hindert ſie in ihrer freien Bewegung. Ja es herrſcht in Baſel der Glaube, wenn man den Störchen ein Junges entwende, ſo legen die Alten in dem betreffenden Hauſe Feuer ein. Schon aus Furcht hievor läßt man die Tiere vollkommen unangefochten.

Die Bürgerhäuſer ſind in ihrem Äußern ſorgfältig unterhalten, wie dies kaum in Florenz der Fall iſt. Alle glänzen vor Sauberkeit, auch ſind ſehr viele mit Malereien verſehen und beſitzen Gärten, Höfe und laufende Brunnen. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, die einzelnen Häuſer in Bezug auf ihre Annehmlichkeit zu ſchildern. Im allgemeinen zeichnen ſie ſich mehr durch ihre praktiſche Einrichtung als durch Prunk aus, und wenn auch die Faſſaden mit Bildern und Inſchriften bedeckt ſind, ſo vermeiden ſie doch alles Protzige und Uebertriebene. Und weil wegen der nördlichen Lage der Stadt der Winter ſehr lange andauert und ſehr hart ſein kann, ſo rühmt ſich jedes Haus, ein warmes Gemach zu beſitzen, das man mit einer Badſtube vergleichen kann. Man verſtand es ſo, ſich gegen die Unbill der Natur zu ſchützen, indem der Boden mit ſtarkem Eichenholz belegt wird, während Wände und Dielen zierlich mit Tannenbrettern getäfelt ſind. Die Fenſteröffnungen werden verglaſt, damit die Wärme nicht verfliegt. In dieſer Stube wird geſpeiſt, die Zeit mit allerlei Kurzweile verbracht, manchmal ſogar auch geſchlafen. Auch Singvögel, die auf dieſe Weiſe Zuflucht vor der großen Kälte finden, werden in dieſen Stuben

in großer Anzahl gehalten, deren Gezwitſcher den Bewohnern manche angenehme Stunde bereitet. Mit bunten Tüchern und reich verzierten Teppichen wird ebenfalls viel Staat gemacht. Auf den Tiſchen erblickt man reichliches Silbergeſchirr, während in Bezug auf den übrigen Tafelſchmuck die Italiener den Baslern weit überlegen ſind.

Die Gaſſen beſitzen gerade die rechte Breite, ſo daß der Fußgängerverkehr durch die Wagen nicht beeinträchtigt wird. Auch werden die Straßen nicht immer von vielen Fuhrwerken mit eiſernen Rädern befahren, die jeden Blick vorwärts und rückwärts hindern. Auch richten die Regengüſſe, die doch häufig vorkommen, keine großen Verheerungen an. In der Stadt befinden ſich einige ſehr anſehnliche Plätze, wo die Bürger ſich treffen, wo alles Mögliche gekauft und verkauft, vertauſcht und verhandelt wird. Auch befinden ſich auf dieſen Plätzen laufende Brunnen mit herrlichem klarem Waſſer; übrigens trifft man ſolche faſt in allen Gaſſen an, ſo daß kaum Viterbo in Toskana einen ähnlichen Waſſerreichtum aufweiſen dürfte, hat doch in Baſel faſt jedes Haus einen laufenden Brunnen.

Die Stadtmauern und Bollwerke hingegen möchten kaum einem kriegeriſchen Angriff oder gar einer regelrechten Belagerung, wie man ſolche in Italien gewohnt iſt, Stand halten. Es fehlt ſowohl an der Höhe als an der Dicke der Mauern, aber in Baſel iſt man der Anſicht, daß die Einigkeit der Bürger der beſte Schutz ſei; denn wo Einigkeit herrſcht, vermag auch der ſtärkſte Feind nichts auszurichten, wo aber Zwietracht vorhanden iſt, kann die kleinſte Niederlage den Untergang herbeiführen. Im Patriotismus liegt eine ungeheure Kraft und jener iſt bei den Baslern reichlich vorhanden. Da kommen keine Streitigkeiten unter den Regierenden vor und niemand ſchimpft über die Regierung, Alle aber wollen lieber ſterben als ihre Freiheit verlieren.

Die Mauern der innern Stadt mit ihren Gräben, an deren Wandungen viele jüdiſche Grabſteine mit langen Inſchriften eingemauert ſind, übertreffen die äußere Stadtmauer an Stärke. Dieſe Erſcheinung, daß aus den Städten eine zahlreiche Judenſchaft vertrieben wurde, und daß man ſich der Grabſteine zu profanen Zwecken bediente, trifft man auch in Italien an.

Sehr angenehm ſind auch in der Stadt einige friſche grüne Plätze, auf denen Eichen und Ulmen mit ihren breit gezogenen und niedrig gehaltenen Zweigen kühlen Schatten ſpenden, ſo daß man bei der Sommerhitze ſich hier auf das angenehmſte ergehen und ergötzen kann. Da ſtrömen auch aus der ganzen Stadt die jungen Leute bei feſtlichen Anläſſen oder zu Tanz und Spiel zuſammen. Hier laufen ſie um die Wette, ringen ſie und ſchießen ſie mit dem Bogen. Hier werden die Roſſe gebändigt, eingeritten und eingefahren. Einige üben ſich im Gerwerfen, während wieder andere ihre Kräfte durch Steinſtoßen zur Schau tragen. Mit Vorliebe wird das Ballſpiel betrieben, freilich nicht auf italieniſche Art, ſondern man befeſtigt irgendwo einen eiſernen Ring und jeder Spieler ſucht nun ſeinen Ball, den ſie mit einem Brett, nicht mit der Hand ſchlagen, durch den Ring zu werfen. Dazu wird geſungen und werden Kränze für die Sieger geflochten. So kommt man auf den verſchiedenen Plätzen der Stadt zuſammen, und auch die Frauen ſtellen ſich ein, um ſich mit Reigentänzen und Muſik zu vergnügen. Auf dieſe und ähnliche Weiſe geſchieht noch manches, wovon an anderer Stelle ausführlicher die Rede ſein ſoll.

Will man Baſel mit einer italieniſchen Stadt vergleichen, ſo würde in Bezug auf Größe etwa Ferrara am Po in Betracht kommen; allein Baſel iſt entſchieden ſauberer und auch ſtattlicher."

Soweit ſind wir Piccolomini wörtlich gefolgt. Er kommt ſodann auf die politiſche Entwicklung der Stadt und auf ihre Verfaſſung zu ſprechen. Er erwähnt die beiden Räte, den Anteil des Adels an dem Regiment, den Bürgermeiſter, den Schultheißen und den Oberſtzunftmeiſter. Es fällt dem Italiener auf, daß weniger geſchriebene Geſetze als vielmehr ein gewiſſes Gewohnheitsrecht maßgebend iſt. Rechtskundige Leute gibt es in Baſel nicht, auch kennt man das römiſche Recht nicht. Daraus folgt eine große Willkür in der Jurisdiktion, und doch ſucht man der Gerechtigkeit nach Kräften Genüge zu tun ohne Anſehen von Macht und Reichtum. Unerfreulich ſind die Beobachtungen des Briefſchreibers über die Basler Kriminaljuſtiz. Gerne möchte man annehmen, es ſei da der Rhetorik zuliebe mehr als eine Übertreibung mit untergelaufen; allein wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieſer Angaben zu zweifeln.

Intereſſant ſind ſodann die zu Ende der Beſchreibung enthaltenen Bemerkungen, die wir wiederum wörtlich wiedergeben. Aeneas Silvius ſchreibt: „Die Basler lieben die Religion und verehren ihre Pfarrer in hohem Grade. Alles geht zur Meſſe, und die Kirchen ſind nicht nur an Feſttagen angefüllt. Auch bilden ſehr viele Heiligenbilder den Gegenſtand größter Verehrung. Hingegen hat man für Wiſſenſchaft kein Verſtändnis, ebenſowenig Kenntnis der klaſſiſchen Literatur; ſelbſt der Name des Cicero oder irgend eines antiken Redners iſt in Baſel unbekannt. Auch die Werke der Dichter ſind den Baslern eher gleichgiltig. Nur Grammatik und Dialektik werden mit Erfolg getrieben. Viele Schüler kommen aus den benachbarten Ortſchaften nach Baſel, wo ſie meiſt von Almoſen leben. Dieſen wird dann von Staatswegen ein Lehrer gegeben, der ſie in Grammatik, Logik und Muſik unterrichtet. Das ſind diejenigen, die ſpäter in Italien als Grammatiker herumbetteln, bei den Prälaten des römiſchen Hofes Dienſte nehmen und Pfründen

erhaſchen, aus deren Einkünften ſie nachher in ihrer Heimat leben.“

„Der Adel beſitzt zwei Trinkſtuben, eine für den Sommer und eine für den Winter, wo man gemeinſchaftlich zu ſchmauſen pflegt. Auch haben ſie ſonſt noch ein großes Geſellſchaftshaus erbaut, wo Bälle abgehalten werden. Dazu werden die ſchönſten Frauen der Stadt eingeladen. Dieſe erſcheinen dann in prächtigen, mit Edelſteinen, Gold und Silber beſetzten Gewändern, ſo daß man glauben könnte, es handle ſich um die vornehmſte Hochzeitsfeier. Ich möchte die Art, wie ſie ſich kleiden, prächtig nennen, wenn ſie uns Italienern nicht allzu fremdartig vorkäme. An dieſen Feſtlichkeiten darf ſonſt niemand aus dem Volke teilnehmen außer etwa Ratsherren und Leute, die durch ihr Anſehen und durch ihren großen Reichtum ſich auszeichnen.“

„Die Basler ſind meiſtens große und wohl gebaute Leute, ſie kleiden ſich nicht auffallend, aber ſehr anſtändig. Nur einige wenige Ritter tragen Purpur. Die vornehmſten und reichſten Leute der Stadt bedienen ſich ſchwarzer Tuchkleider. Die Menge freilich geht unordentlich, oft zerriſſen und ſchmutzig in geringen leinenen Gewändern einher.“

„In Bezug auf die Lebensweiſe herrſcht wie allenthalben ſo auch in Baſel große Verſchiedenheit. Die meiſten Leute haſſen das Wohlleben. Nur zu Hauſe wird Aufwand getrieben, wobei unverhältnismäßig viel Zeit auf das Eſſen verwendet wird. Die Knaben laufen barfuß umher, und die Frauen tragen ſchwarze oder weiße Schuhe. Die Weibertracht iſt eine einheitliche und ehrbare, ſo daß man an der Kleidung ſofort anſtändige Matronen von unanſtändigen Frauenzimmern unterſcheiden kann. Davon ſoll noch anderswo die Rede ſein. Die Männer haben wenige Laſter, außer daß ſie dem Vater Bacchus und der Frau Venus etwas ſtark huldigen, was man aber in Baſel für verzeihliche Sachen hält. Dafür halten ſie Wort und

ſtehen zu dem, was ſie verſprochen haben. Die Leute wollen lieber gut ſein, als nur für gut gelten. Zu ihrem Vermögen tragen die Basler Sorge, ohne mit Habgier nach fremdem Gut zu trachten, ſind ſie mit dem Ihrigen zufrieden außer denjenigen, die auch gar zu kurz gekommen ſind."

„Die Stadt Baſel liegt in einer fruchtbaren und ertragreichen Landſchaft, an Wein und Korn iſt großer Ueberfluß vorhanden, ſo daß zu billigem Preiſe die Gaben der Ceres und des Bacchus verkauft werden. Groß iſt auch der Reichtum an Äpfeln, hingegen fehlen Feigen und Kaſtanien. Rings um die Stadt ziehen ſich ſanfte Hügel und ſchattige Wälder. Die Gegend iſt reich an fließendem Waſſer, auch regnet es oft. Auch iſt die Stadt dem kalten Nordwind ausgeſetzt, ſo daß während längerer Zeit im Winter alles mit Schnee bedeckt iſt."

Sollen wir dieſer Beſchreibung des gelehrten Prälaten noch erklärende Worte beifügen? Es will uns ſcheinen, dies ſei kaum nötig; erhält man doch von der Schilderung den Eindruck, daß, einige rhetoriſche Wendungen abgerechnet, der Briefſchreiber nur das aufgezeichnet habe, was er damals mit offenem Auge in der Konzilſtadt geſehen hat. Jedenfalls darf aus den Worten des Aeneas Silvius der Schluß gezogen werden, daß das Baſel des fünfzehnten Jahrhunderts eine wohlgebaute und ſaubere Stadt geweſen iſt. Ihre Einwohner mußten, was Kunſt und Wiſſenſchaft anlangt, dem Humaniſten aus Siena keinen großen Eindruck machen, dafür hebt er doch eine ganze Reihe guter Eigenſchaften an ihnen hervor, auf die wir auch heute noch ſtolz ſind, daneben einige Fehler, die ſich auch in den fünfhundert Jahren, die nun bald ſeit jener Zeit verſtrichen ſind, ſich noch nicht völlig verloren haben.

Eine freilich nicht ſehr reichhaltige Ergänzung zu den Ausführungen Piccolominis bietet das Tagebuch des venetianiſchen Geſandten beim Konzil, Andrea Gatari von Padua. Auch

auf ihn ſcheint der Rhein keinen geringen Eindruck gemacht zu haben. Er rühmt ferner die ſchönen Häuſer und die vielen Brunnen der Stadt, ſowie die Kaufläden, in denen alle mögliche Ware feilgeboten werde. Er findet das Rathaus ſehr ſchön, den Platz davor groß und hebt den ſtattlichen Brunnen und die Fleiſcherbänke hervor. Auf dem Fiſchmarkt wird der Brunnen mit der Madonna und zwei Heiligen erwähnt. Des weitern fällt dem Venetianer auf, wie teuer die Fiſche verkauft werden. Jedes Gewerbe hat ſeinen Palaſt — gemeint ſind die Zunfthäuſer — wohin man ſich an Feſttagen begibt, um nach Herzensluſt zu ſpielen und zu tanzen. Hier verwahrt man Munition, Zelte und alle zum Kriege nötigen Gegenſtände. Die doppelte Stadtumgürtung wird auch von Gatari vermerkt, beſonders aber haben die Kirchen mit ihren vielen Heiligtümern ſein Intereſſe erweckt. Hierüber ſchreibt er folgendes: „Innerhalb der erſten Stadtmauer befinden ſich folgende große Kirchen: Erſtens das ſehr ſchöne Münſter, deſſen Faſſade ein ſehr großes Portal mit vielen in Stein ausgehauenen Statuen und zwei ſchöne Türme aufweiſt. In dem einen hängen ſechs Glocken, in dem andern befindet ſich die Schlaguhr, die auch das Wachſen und das Abnehmen des Mondes darſtellt. Beide Türme werden durch eine Galerie mit einander verbunden. Im Innern der Kirche befinden ſich 42 Altäre. Der Hochaltar hat eine ſehr ſchöne Bekleidung von Alabaſter, worauf Chriſtus am Kreuz mit den zwölf Apoſteln in Relief dargeſtellt iſt. Auch befindet ſich eine wundervolle Orgel in der Kirche. Vor derſelben erſtreckt ſich ein großer Platz mit einem ſchönen Brunnen, darauf werden zu gegebener Zeit Turniere abgehalten. Die genannte Kirche iſt mit vielen Reliquien ausgeſtattet, alle in Silber gefaßt, darunter 80 Köpfe der elftauſend Jungfrauen."

Außer dem Münſter werden auch die übrigen Kirchen der Stadt aufgezählt, und ſorgfältig wird jeweilen angegeben, wie

viele Schädel der genannten Jungfrauen in jeder vorhanden ſind. Ihre Summe beträgt nach Gatari in der großen Stadt allein 316. In der Peterskirche ſind der Altar und die Orgel bemerkenswert; zu St. Martin befindet ſich die Ratsglocke und der Nachtwächter, der die Stunden mit dem Horn angiebt. Vor der Barfüßerkirche wird Mittwochs und Freitags Markt gehalten. Auf dem Petersplatz mit ſeinen ſchattigen Bäumen kommen ſtets viele Leute zum Spiel und Vergnügen zuſammen. Hauptſächlich übt man ſich da im Armbruſtſchießen. In der Nähe befindet ſich das Zeughaus, wo Gatari nicht weniger als ſechzig große Kanonen, ſog. Bombarden auf Lafetten bewundert hat.

Auch aus den übrigen Quellen, die das Basler Konzil betreffen, erfahren wir manches über unſere Stadt, wenn auch keine ſolche zuſammenhängende Beſchreibung, wie die beiden angeführten, mehr vorhanden iſt. Hauptſächlich ſind es die Kirchen und Klöſter, die vielfach erwähnt werden, haben doch letztere den angeſehenſten Konzilsvätern zur Wohnung gedient. Als aber die Huſſiten kamen, wurden ihnen weltliche Herbergen angewieſen, ſo dem Prokop mit ſeinem Gefolge die Blume, den Pragern das Schiff und den ſog. Waiſen der Roſengarten.

Wegen der Badſtuben, die auch Aeneas Silvius erwähnt, mußte der Rat beſchließen, daß Männer und Frauen in verſchiedenen Häuſern baden ſollten. Andre Verordnungen betreffen die Sittenpolizei auf den Gaſſen; es ſind dies Dinge, die für ein etwas ausgelaſſenes Leben in der durch die Geiſtlichkeit der ganzen Chriſtenheit überſchwemmten Rheinſtadt ſprechen. Baſel befand ſich damals in einem Stadium raſcheſter Entwicklung, die auch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angedauert hat. Die Gründung der Univerſität, die Erwerbung der Landgrafſchaft und die Beteiligung an den Burgunderkriegen ſind Beweiſe für das lebhaft pulſierende öffent-

liche Leben und für die selbstbewußte Lebensluſt, die damals in Baſel vorhanden waren.

Aus dieſen Zeiten können wir einige Stellen topographiſcher Werke anführen, die auch für Baſel nicht ohne Intereſſe ſind. In erſter Linie ſei genannt die Beſchreibung Schwabens durch Bruder Felix Schmied oder Fabri, einem gebornen Zürcher, der aber längere Zeit im Predigerkloſter in Baſel zugebracht hat. Im Jahre 1477 oder 1478 ſiedelte Fabri nach Ulm über, wo er ſeine verſchiedenen Bücher geſchrieben hat. Hier iſt er auch 1502 geſtorben. Im dritten Kapitel ſeiner „Descriptio Sueviae" beſchreibt Fabri den Lauf des Rheines. Nachdem er den Rheinfall von Schaffhauſen und die Stromſchnellen von Laufenburg und Rheinfelden erwähnt hat, fährt er folgendermaßen fort: „Auch nach der Felſenſperre von Rheinfelden fließt der Rhein in wilden ſchäumenden Strudeln bis nach Auguſta Raurica oder Baſel, durchſchneidet dasſelbe und droht der Stadt und der Brücke, nicht offen, wohl aber im verborgenen, beſtändiges Unheil. Die Stadt Baſel wird nämlich ſehr häufig durch Erdbeben heimgeſucht und befindet ſich ſo in ſtändiger Furcht. So iſt im Jahre 1356, um von frühern Fällen zu ſchweigen, faſt die ganze Stadt zuſammengeſtürzt, wie dies noch am Chor der Predigerkirche, deſſen Gewölbe allerdings Stand hielt, erſichtlich iſt. Doch fielen mehrere Steine und Bauteile herunter, wie man dies auch nach erfolgter Herſtellung noch bemerken kann. Auch ich habe als junger Mann in Baſel drei Erdbeben erlebt, und weitere drohten jeden Augenblick. Das kommt aber daher, weil der Rhein von ſeinem Urſprung an gewohnt iſt, an die Felſen zu ſchlagen. Bei Baſel finden ſich aber keine Felſen mehr und ſo unterhöhlt er die Erde und verurſacht, unterſtützt von Wind und Wogen, die Erdbeben. Nach meiner Anſicht iſt auch die alte Auguſta Raurica, deren mächtige Ruinen oberhalb Baſels bei dem Dorf

Augſt ſich vorfinden, und deren einſtiger Beſtand durch die daſelbſt geſuchten und gefundenen Schätze bezeugt wird, durch Erdbeben zu Grunde gegangen. Ihr Name aber wird nun von gelehrten Schriftſtellern auf Baſel übertragen. In dem Jahre, als ich zum erſten Male nach dem heiligen Lande pilgerte — es war 1480 — riß der ſtark angeſchwollene Rheinſtrom einen Teil der Brücke mit ſich und verurſachte ſo den Baslern nicht nur einen gewaltigen Schrecken, ſondern auch große Unkoſten."

„Unterhalb Baſels verliert der Rhein mehr und mehr ſeinen wilden Charakter, wird ruhiger und ſchiffbar. So berichtet auch die Legende, daß die heilige Urſula mit ihren Gefährtinnen zu Schiff von Köln nach Baſel gekommen iſt. Immerhin unterwühlt er die Ufer, ſucht ſich ſtets neue Läufe, und führt viel ſchädliches Material mit ſich. So hat er einen Teil der Stadt Neuenburg, die hart am Ufer erbaut war, mit ſich fortgeriſſen, ſteinerne Häuſer, Gemäuer, Türme und Stadtmauer. Indem er durch die Ebene fließt, teilt er ſich in viele Arme; erſt bei Straßburg ſammelt er ſich wieder, ſo daß eine lange Brücke geſchlagen werden konnte. Dieſe letzte feſte Rheinbrücke iſt ein ungemein koſtſpieliges Werk, nicht wegen des teuern Materials — ſie iſt nur aus Holz gebaut — ſondern weil ſie faſt täglich geflickt werden muß; denn der Rhein wechſelt, wie geſagt, ſtets ſeinen Lauf, weicht von dieſem gegen das andere Ufer, ſo daß auch die Brücke jährlich erneuert werden muß." Wir glaubten dieſe Angaben über den Charakter des Rheines um ſo eher hier wiedergeben zu dürfen, als ſie beſonders heutzutage bei der wiederbeginnenden Rheinſchiffahrt nicht ohne Intereſſe ſein dürften.

Leider hatte Albert von Bonſteten, der in den Jahren 1466—1468 in Baſel ſtudierte, und ſpäter als Dekan des Kloſters Einſiedeln eine große literariſche Tätigkeit entfaltete,

keine Gelegenheit, auch ein Bild der Stadt Baſel zu entwerfen, da er ſich in ſeiner Beſchreibung der Eidgenoſſenſchaft auf die Schilderung der Orte und der zugewandten beſchränkt und nur gelegentlich die „Fortis Baſilea“ erwähnt.

Dafür weiſt die erſte deutſche Weltchronik, das 1493 in Nürnberg bei Anton Koburger gedruckte Werk des Hartmann Schedel eine eigentliche Beſchreibung der Stadt Baſel auf, die in einzelnen Angaben auf die Arbeit des Felix Fabri zurückgeht. Dem Werke iſt eine Abbildung der Stadt beigegeben, die neben dem nicht mehr im Original erhaltenen Stadtbilde aus dem ehemaligen Kaufhauſe wohl als die älteſte, ſichere Anſicht Baſels gelten kann. Dieſem Holzſchnitte, der im Basler Jahrbuch von 1884 wiedergegeben iſt, fügt Schedel folgende Beſchreibung bei: „Baſel iſt eine weite und faſt namhaftige ſtatt Schweizerlands, an einem königlichen ende erpaut. Dann ſo diſe ſtatt lateiniſch genennt wirdt, ſo iſt es nach art des kriechiſchen gezüngs ſo viel als königlich geſprochen. Oder aber dieſe ſtatt hat ihren namen von dem mangel der grundfeſte aus urſachen der vilfeltigen ertpidem und aus bedeutnus dies lateiniſchen namens diſer ſtatt. Wiewol man in der gemainde ſagt, das etwen ein baſilisk alda verborgen gelegen ſei von dannen her diſer ſtatt ir namen entſtanden und pliben ſei. Der Rhein fleußt ſchier mitten durch dieſe ſtatt, doch iſt darüber ein pruck von einem teil zu dem andern.“ Sodann folgt die ſchon früher erwähnte Erklärung der Erdbeben durch die Unterhöhlung des Bodens ſeitens des Rheins. „Diſe ſtatt hat von dem Rhein, darauf man daſelbſthin und von dannen in ſchiffen vil gütere füret, große nutzperkeit. Sant Urſula die heilige junkfrau hat auch, als die hiſtorien ſagen, mit iren weggeferten von Cöln auf dem Rhein gein Baſel aufgeſchiffet. Und wiewol der Rhein den, die dabei wohnen zu zeiten vil ſchadens zufügt, ſo giebt er inen doch einen fruchtpern ertboden. Diſe

ſtatt iſt in unſern zeiten mit zigelſtaynin, neuen faſt ſchönen behauſungen, großen clöſtern und kirchen mit weytem ſpitalen und andern einer ſtatt notdürftigen dingen, mit großem umkrays und zynnen und mit tieffen greben geziert und befeſtigt und hat zwiſchen den pergen eine weyte feſtung, an getrayd und gutem wein faſt fruchper. Aber wiewol in diſer löblichen und alten ſtatt vil anzeigung und überbleibung ſer alter gepeu erſcheinen, ſo ſind doch dieſelben aus paufälligkeit und erdpidem auch auß alter alſo entſtelt, das man nicht erkennen kan, was geſtaltnus und zu welchem geprauch dieſelben gepeude gemacht geweſen ſeyen. Aber diſe ſtatt iſt wunderperlich geauffet und nach dem erdpidem wider erpaut und zu unſern zeitten daſelbſt eine hohe ſchul auffgericht." . . . . „Diſe ſtatt hat zwo ſeyten. In der größern ſeyten ſind drey berg, auff dem einen iſt die biſchöfliche kirch, der heiligen junckfrauen Marie thurmſtift mit hilff des ſeligen Kaiſer Heinrichs des anderen gezieret. Auff dem andern wonen die geregelten Chorherren zu Sant Leonhart. Auff dem dritten ligt Sant Peters kirch. Das erſt cloſter mit der ebtey zu Sant Alban ligt an der ſpitz diſer ſtatt. In diſer ſeyten haben auch die parfüßer-, auguſtiner- und predigerbrüder ire clöſter und die creuzherren und teutſchen herren ire heußer, auch die cloſterfrauen zu ſant Katharinen, zu ſant Claren und zu ſant Mariam Magdalenam ire clöſter. Aber in der kleinen ſeiten iſt ein faſt treffliches Carthaußer cloſter und ſant Theodora und ſant Niklaſen kirch und ander gotzheußer. In diſer ſtatt iſt auch nicht wenig heiligthums."

Wie man ſieht, liegen dem Chroniſten, der ſelbſt kaum jemals in Baſel geweſen iſt, die Kirchen und Klöſter in erſter Linie am Herzen. Daß darin ſo viele Reliquien aufbewahrt werden, war für ihn ein Hauptruhmestitel der Stadt und mochte auch für die vielen Wallfahrer, die ihren Weg von Norden über

Baſel nach Rom und S. Jago einſchlugen, von größter Wichtigkeit ſein. Die zerfallenen Gebäude, deren Zweck nicht mehr erſichtlich ſei, beruhen jedenfalls auf einer Verwechslung mit den Ruinen von Augſt, die dem Nürnberger von irgend einem Reiſenden mögen geſchildert worden ſein.

Kurze Zeit, nachdem die Schedel'ſche Chronik in Nürnberg erſchienen war, traten für Baſel Ereigniſſe ein, die eine einſchneidende Wendung in ſeiner Geſchichte herbeiführten: der Schwabenkrieg von 1499 und der Eintritt in den Schweizerbund von 1501. Was für eine Flut von Schmähungen ſeitens der Reichsangehörigen Baſel über ſich mußte ergehen laſſen wegen dieſer ſeiner Handlungsweiſe, iſt bekannt. Daß eine der angeſehenſten Reichsſtädte ſich auf ewig der verhaßten meiſt bäuerlichen Eidgenoſſenſchaft verbinde, war im Reiche ſchwer verſtändlich. Und doch trat der prophezeite Rückgang nicht ein. Baſel verſtand es, ſich ſeine Stellung in kultureller Hinſicht durchaus zu wahren, und die Durchführung der Reformation brachte ihm neues Anſehen und neue Bedeutung. Freilich manches änderte ſich im Innern und im Äußern. Jene Leichtlebigkeit und Ausgelaſſenheit, die ſich oft zur ſchreienden Zuchtloſigkeit geſteigert hatten, wurden eingedämmt. Ein ernſterer Geiſt hielt in unſern Mauern ſeinen Einzug, und bürgerliche Zucht und Ehrbarkeit traten an die Stelle des bunten Treibens der vorreformatoriſchen Epoche. „Bete und arbeite“ wurde der Wahlſpruch des evangeliſchen Baſels, ein Wahlſpruch, dem mit beſonderm Nachdruck ſeitens derjenigen neuen Bürger nachgelebt wurde, die als Anhänger der Calvin'ſchen Lehre aus romaniſchen Ländern einwanderten und in Baſel eine neue Heimat fanden.

Daß auch ein Aufſchwung der Wiſſenſchaft mit der Reformation in Baſel ſtattfand, daß eine Menge hochangeſehener Gelehrten und eifriger Studenten aus aller Herren Länder ſich hier einfanden, daran braucht nur beiläufig erinnert zu werden.

Es ist bezeichnend, daß aus der „Fortis Basilea“ des Albert von Bonstetten nun die „Inclyta Basilea“ der Humanisten geworden ist. An Stelle der politisch-militärischen Bedeutung war das geistig-wissenschaftliche Ansehen getreten.

Aus dieser für unsre Stadt nicht weniger ruhmvollen Epoche stammen auch einige Beschreibungen, sowohl solche von Einheimischen als solche von Fremden, denen wir unsre Aufmerksamkeit schenken müssen. In erster Linie soll hier Sebastian Münster erwähnt sein. Dieser war 1489 zu Ingelheim im Rheingau geboren. In Heidelberg und Tübingen studierte er Theologie, Mathematik und hebräische Sprache, trat dann in den Franziskanerorden ein, verließ jedoch diesen wieder, als er sich der Reformation zuwandte. Nachdem er einige Jahre an der Universität Heidelberg tätig gewesen war, siedelte er 1529 nach Basel über, wo er auch 1552 gestorben ist. Sein berühmtestes Werk ist die Cosmographie, die in erster Auflage 1543 bei Henric-Petri zu Basel erschien, die erste vergleichende Land- und Völkerkunde, reichlich ausgestattet mit Karten und Städteprospekten, an die zahlreiche weitere Illustrationen aller Art, wie Porträts, Wappen, Tierbilder u. a. m. sich anreihen.

Über unsre Gegend und insbesondere über die Stadt Basel ist Münster sehr ausführlich, doch überwiegt hier die Geschichte wesentlich über die Topographie. Münsters Werk ist in deutscher und lateinischer Sprache erschienen und wurde schon frühe ins Französische, Englische, Italienische und Czechische übersetzt. Vor uns liegt der lateinische Text, aus dem einige Stellen, ins Deutsche übertragen, mitgeteilt werden sollen. Nachdem Sebastian Münster die Ruinen von Augst einer einläßlichen Schilderung gewürdigt und auch eine Abbildung derselben beigefügt hat, läßt er einen Abschnitt „De inclyta Basilea“ folgen. „Ammianus Marcellinus hat im dreißigsten Buche seiner Geschichte bezeugt, daß die herrliche und hochberühmte Stadt Basel auf königlichem Boden er-

baut war und ſchon unter den Kaiſern Gratian und Valerian, die gemeinſam das Reich regierten, im Jahre 382 nach Chriſti Geburt tatſächlich beſtanden hat.“ Auch Münſter zählt dann die verſchiedenen Verſuche, den Namen Baſels zu deuten, auf. Er berichtet, wie ihn einige von dem Baſilisken herleiten, andere von dem Paſſe, der hier vorhanden iſt; allein das alles ſei einfältig; denn nach Ammianus handle es ſich unſtreitig um die Königsſtadt, die „regia civitas“. „Die Stadt, ſo fährt der Cosmograph wörtlich fort, wird vom Rhein beſpült, dieſer ſchneidet ſie mitten entzwei, und eine Brücke bildet die einzige Verbindung. Der Rhein bietet Baſel großen Vorteil; denn auf beiden Seiten iſt er ſchiffbar für große Laſtkähne. Ferner hat die Stadt gutes Land außerhalb und innerhalb der Mauern, wo Getreide und Wein in Menge gedeihen. Freilich hat Baſel vor ungefähr zweihundert Jahren durch Erdbeben furchtbar gelitten, allein ſie wurde wieder hergeſtellt, und vor nicht langer Zeit wurde ſie auch mit einer hohen Schule geziert . . . . . Übrigens iſt die Lage Baſels viel günſtiger als die von Auguſta Rauracorum, da ſie viel freier und näher bei der großen Ebene gelegen iſt. Die Luft iſt ſehr anregend und der Boden fruchtbar und für den Weinbau geeignet. An reichlichen Quellen iſt Überfluß vorhanden, und eine ganze Anzahl von Flüſſen vereinigen ſich hier mit dem Rhein, ſo die Birs und die Wieſe. Die Birs kommt aus dem Jura, durchbricht mehrere Täler und trägt viel Holz und Flöſſe, Brenn- und Baumaterial nach der Stadt; denn das Gebiet der Birs beſteht aus Waldbergen, deren Bewohner ſind Welſche, die aber meiſtens zum Bistum Baſel gehören. Auf der andern Seite fließt die Wieſe vom Schwarzwald herunter. Auch auf ihr werden viele Balken geflößt zum Bau der Stadt. In Klein-Baſel dient das Waſſer einer Menge von Gewerben; denn da werden mit ſeiner Kraft die Stämme in Bretter zerſägt, wird das Korn gemahlen,

werden die Werkzeuge geſchliffen, wird das Eiſen zu dünnem Blech gehämmert und vieles andere mehr. Daneben aber iſt die Wieſe reich an feinen Fiſchen, beſonders an Forellen. Und obſchon ſie nicht ſo waſſerreich iſt wie die Birs, hat ſie doch mehr Fiſche und verſieht mehr Gewerbe. Freilich leiſtet die Birs den Kornmüllern und den Papierfabrikanten, die einige angeſehene Gewerbe an dieſem Fluß oder vielmehr an dem von ihm nach der Stadt geleiteten Teiche beſitzen, große Dienſte."

Einen beſondern Abſchnitt widmet Sebaſtian Münſter der kleinen Stadt. Ich konnte nicht erfahren, ob er etwa in Klein-Baſel gewohnt hat, oder ob es Rückſicht auf ſeinen an der Rheingaſſe wohnenden Freund Bonifacius Amerbach geweſen iſt, was ihn zu dieſem Exkurs veranlaßt hat. Münſter berichtet folgendermaßen über die kleine Stadt: „Es iſt eine in Oberdeutſchland vielfach beobachtete Tatſache, daß Städte, die an einem Fluſſe liegen, auf beiden Ufern erbaut ſind oder doch wenigſtens eine Vorſtadt auf dem jenſeitigen Ufer beſitzen. Als Beiſpiele am Rhein und an andern Flüſſen diene Genf an der Rhone, Luzern an der Reuß, Baden an der Limmat, Solothurn an der Aare, Zürich an der Limmat, Rheinfelden, Laufenburg und Konſtanz am Rhein. So iſt auch Baſel eine Zwillingsſtadt und beſteht aus Groß- und Klein-Baſel. Groß-Baſel war früher im Sequanerland, Klein-Baſel in Germanien, heutzutage aber liegen beide in Germanien, eine hölzerne Brücke verbindet ſie. Die eine heißt Klein-Baſel nicht, weil ſie einen kleinen Umfang hätte, befinden ſich doch daſelbſt drei ausgedehnte und ſtattliche Klöſter und eine große Pfarrkirche neben einer Unmaſſe von Bürgerhäuſern; ſondern nur im Vergleich mit Groß-Baſel iſt ſie die kleine Stadt."

Nachdem ſodann Münſter noch die Vereinigung der beiden Städte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts geſchildert hat, ſchließt er mit den Worten: „Heutzutage werden dieſe beiden

Städte für eine geachtet, kann man doch nachts wie tagsüber von der einen in die andre gehen und werden die Bürgermeiſter, Oberſtzunftmeiſter und Ratsherren ohne Unterſchied aus beiden gewählt."

Sebaſtian Münſter druckt dann noch zum Schluſſe ein Schreiben des Bonifacius Amerbach über die Beſchaffenheit der Stadt Baſel ab, in dem neben manchem andern, das auch ſchon erwähnt worden iſt, beſonders die Gewölbe des Birſigs, die Waſſerleitungen und Dohlen hevorgehoben werden, die alle zur Reinlichkeit der Stadt beitragen und die Behauptung rechtfertigen, daß Baſel ebenſoviele Bauten unter dem Boden wie über demſelben beſitze, eine Behauptung, die jetzt, nachdem fünf Millionen Franken für die Kanaliſation ausgegeben worden ſind, faſt in Erfüllung gegangen ſein könnte.

Eine beſonders liebenswürdige Beſchreibung der Stadt Baſel ſtammt aus der Feder des Petrus Ramus, der nach ſeiner Vertreibung aus Paris, wo er einen Lehrſtuhl inne gehabt hatte, eine Zeit lang in Baſel ſich aufhielt. Kurz vor ſeinem Tode — er wurde ein Opfer der Bartholomäusnacht — hat er ſeine dem Basler Rat und Volke gewidmete „Baſilea" geſchrieben, der wir hier folgende Einzelheiten entnehmen.

Wie die Spartaner, ſo meint Ramus, auf den Rat des delphiſchen Apollo bei der Erbauung von Byzanz die Gründer des gegenüberliegenden Chalcedon, an Weisheit übertroffen haben, ſo haben die Gründer Baſels den Munatius Plancus in der Auswahl des Platzes für die neue Stadtgründung in den Schatten geſtellt. Über den Namen Baſels wurden auch hier die ſchon erwähnten Vermutungen angeführt, und dazu kommt noch eine neue, wonach der Name Baſel von einem ſarmatiſchen Stamme „Baſilii" herrühren könnte, der bei irgendeiner kriegeriſchen Operation von der Donau an den Rhein verpflanzt worden wäre.

Digitized by Google

Mit eingehenden Worten hebt auch Ramus den Waſſerreichtum der Stadt hervor. Er beſchreibt im Anſchluß an Sebaſtian Münſter die Wieſe und die Birs, ja auch der Birſig gelangt zu ſeinem Rechte. Über dreihundert laufende Brunnen ſorgen nicht nur für den verſchiedenartigen täglichen Bedarf der Bürger und bilden eine Beruhigung bei Feuersgefahr, ſondern ſie gereichen vor allem der Stadt zu großer Zier. Die Gaſſen, ſoweit es die Bodenbeſchaffenheit zuläßt, ſind gerade und breit; an den Hügeln dagegen ziehen ſich ſteile Aufſtiege hin, deren Benützung durch Stufen und hölzerne Lehnen erleichtert wird. Die Häuſer zeichnen ſich zum großen Teil durch Faſſadenmalereien aus. Auch für Petrus Ramus hat das unterirdiſche Baſel, das er mit den Bauten des Tarquinius und des Agrippa in Rom vergleicht, einen beſondern Reiz. Es herrſcht eine ſolche Reinheit der Luft infolge der beſtändigen Schwemmung durch den Birſig, und das Klima ſei ſo angenehm, der Boden ſo fruchtbar und waſſerreich, daß die nächſte Umgebung der Stadt mit ihren Feldern, Wieſen und Obſtbäumen und der reichen Abwechslung von Berg und Tal dem theſſaliſchen Tempe zu vergleichen ſei, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht nur außerhalb der Stadtmauer eine ſo herrliche Gegend wie das Tal Tempe ſich befinde, ſondern daß in der Stadt ſelbſt drei Plätze mit dieſem wetteifern können.

Der erſte dieſer Erholungsorte in Baſel ſei die Brücke über den Rheinſtrom, der an Anmut und Stattlichkeit jedem Strom der Erde gleichkomme. Sodann ergeht ſich Ramus in einem ſchmeichelhaften Vergleich zwiſchen dem Rheine und dem Cydnus bei Tarſus, der ja auch durch ſeine Waſſermenge und ſeine anmutigen Ufer ſich auszeichne, ſo daß Alexander ſich ein Bad nicht verſagen konnte; aber das eiskalte Waſſer habe dem König beinahe das Leben gekoſtet, während der Rhein die Basler Jünglinge, die von der Brücke in den Strom ſich

ſtürzen, ohne Gefahr aufnehme, erfriſche und ſtärke. Auch die Bürger erfreuen ſich bei abendlichem Spaziergange an der Schönheit und der Friſche des Stromes, und wenn ein Bewohner von Tarſus nach Baſel käme, ſo würde er über dem Rhein ſeinen Cydnus bald vergeſſen.

Ein zweites Tempe iſt für den franzöſiſchen Lobredner die Pfalz hinter dem Münſter mit ihrer weit ausgebreiteten ſchattigen Linde und dem Blick auf den Spiegel des Stromes, die rebenbepflanzten Hügel und die waldigen Berge, eine Ausſicht ſo anmutig, wie wohl kaum eine zweite zu finden ſei.

Alles aber wird nach dem Empfinden des Petrus Ramus weit übertroffen durch den Petersplatz, den dem Mars geweihten Haine. „Zwiſchen der innern und der äußern Stadtmauer gelegen, wird er auf der Südſeite begrenzt durch das Zeughaus, den Tempel des Mars, im Weſten und Oſten durch zwei Schießplätze, wo Männer und Jünglinge ſich im Armbruſtſchießen üben und im Norden durch einige Gärten von Privatleuten. Frei von allem Fahren und Viehtreiben iſt dieſes Marsfeld der Erholung der Bürger geweiht. Etwa hundertvierzig Linden und Ulmen ſind da gepflanzt, dazwiſchen ziehen ſich drei größere Spazierwege hin, an den beiden Enden des Diagonalwegs gegen das Spalentor und bei der Peterskirche befindet ſich je ein laufender Brunnen, und bei dem einen derſelben, die Hauptmerkwürdigkeit des Platzes, die hundertjährige Eiche. Dieſe Eiche des Mars iſt bedeutend größer als die erwähnte Linde auf der Pfalz. Ihre weit ausgebreiteten Äſte werden durch eine Anzahl hölzerner Säulen unterſtützt und bilden ſo ein künſtliches Gebäude von großer Ausdehnung, unter dem im Jahre 1474 Kaiſer Friedrich mit ſeinem Sohne Maximilian und ſeinem ganzen Gefolge ſpeiſen konnte.“ Zu Ramus Zeiten war der Petersplatz der von den Gelehrten hauptſächlich bevorzugte Spaziergang; ſie haben ihn denn auch

in allen Tonarten auf deutſch und lateiniſch beſungen und dies mit vollem Recht, iſt doch heute noch, da die ausgedehnten, auf den ehemaligen Fortifikationen entſtandenen Anlagen, der Schützenmattpark und das Margarethengut mit ihm in Konkurrenz treten, der Petersplatz der klaſſiſche Erholungsort unſerer Stadt, der im Grunde zu etwas beſſerm beſtimmt iſt, als jedes Jahr die Meßbuden aufzunehmen.

Nachdem Petrus Ramus in ergiebiger Weiſe die Schönheit der Stadt geſchildert hat, kommt er noch auf die Sitten der Bürger zu ſprechen, denen er in überſchwänglicher Weiſe ſeine Bewunderung zollt. In Baſel verehre man nichts außer Gott und die heiligen Gebote, kein Diebſtahl ſei zu befürchten, und keine Jungfrau, möge ſie auch noch ſo ſchön ſein, laufe Gefahr, beleidigt zu werden. Treffe ein Unbekannter auch mitten in der Nacht bewaffnete Leute an, ſo könne er ſich auf ihren Schutz verlaſſen, und ſollte ihm, was die größte Seltenheit ſei, ein Leides geſchehen, ſo ſei ſicher, daß die Täter erbarmungslos geſtraft werden. Da jede Ausſicht auf Strafloſigkeit ausgeſchloſſen iſt, ſo kann auch keine Luſt zum Verbrechen ſich feſtwurzeln.

In Lebensunterhalt und Kleidung, ſo berichtet Ramus weiter, herrſcht eine nicht durch das Geſetz, ſondern durch die Sitte diktierte Einfachheit und Sparſamkeit. Im geſamten Staatshaushalt, im Steuer-, Bau-, Straßen-, Zoll- und Kriegsweſen wird eine größere Genauigkeit beobachtet als im Haushalt einer einzelnen Familie, deshalb ſind auch die Vermögensverhältniſſe des Staates wie des Privatmannes durchaus geordnete.

In Baſel trifft man keine Geflügelhändler, Delikateſſenverkäufer, Goldſticker und andre Vermittler ähnlichen Luxus an. Sondern man ſieht oft Ratsherren wie Cincinnatus und Curius Dentatus von bäuerlicher Arbeit des Abends in die

Stadt zurückkehren. In Sitteneinfalt und Sittenreinheit wird die Quelle der Kraft für Geiſt und Körper gefunden. Daher werden auch die kriegeriſchen Übungen für jeden Stand und für jedes Alter regelmäßig abgehalten und vom Staate unterſtützt und geehrt.

Auch über die Mädchen und Jungfrauen Baſels weiß Ramus nur Gutes zu berichten. Er hebt ihre Stattlichkeit und Gelenkigkeit, ihren Anſtand bei Geſang und Tanz hervor. Da ihnen alle Weichlichkeit, aller Müßiggang und alle Ausgelaſſenheit fremd ſind, ſo werden ſie auch die Mütter eines ſtarken Geſchlechts.

Endlich wird der Basler Rechtsſprechung und Rechtspflege ein Kranz gewunden und dabei der beiden Amerbache, des Bonifacius und des Baſilius rühmend, Erwähnung getan. „Und dieſe billige und ruhige Handhabung des Rechts iſt die Folge des gleichen Entgegenkommens gegen die Fremden wie gegen die Einheimiſchen.“

Nachdem dann Petrus Ramus noch die um eine Stunde vorgehende Basler Uhr erwähnt und erklärt hat, ergeht er ſich in der etwas weitgehenden Prophetie, daß Baſel, wenn es die ſeiner Lage und ſeinem Klima entſprechende Einwohnerzahl werde erreicht haben, wohl nicht nur Straßburg, Augsburg und Nürnberg, ſondern auch Rouen, Lyon und Paris, ja ſogar Mailand, Rom und Venedig überflügeln werde. Auf die den Schluß der Abhandlung bildende Beſchreibung der Univerſität und die Erwähnung ihrer berühmten Lehrer brauchen wir hier nicht einzutreten. Auch ſie ſind voll dankbarer Anerkennung und bilden ein Zeugnis für den Eindruck, den das Baſel des ſechszehnten Jahrhunderts auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſelbſt auf die beſten Köpfe der Zeit gemacht hat.

Wenn man nun auch beim Leſen dieſer Ramus'ſchen Beſchreibung ſich des Eindruckes nicht erwehren kann, daß hier des

Guten zu viel geſchehen ſei, und daß der begeiſterte Franzoſe etwas über das Ziel geſchoſſen habe, ſo darf doch an der Aufrichtigkeit des Schriftſtellers nicht gezweifelt werden. Wohl muß mehr als ein Superlativ, mehr als eine gewagte Parallele dem Gelehrtenſtil des Humaniſten auf Rechnung geſetzt werden, im Grunde aber war es Petrus Ramus heiliger Ernſt mit ſeinem Urteil über Baſel, und wir ſehen, daß er damit nicht allein ſteht. Sind uns doch noch mehrere ſolcher begeiſterter Schilderungen erhalten, die im Großen und Ganzen übereinſtimmen, und die wir als aufrichtige, der „inclyta Baſilea" dargebrachte Huldigungen anſehen und annehmen dürfen.

Auf dieſe in Poeſie und Proſa verfaßten Beſchreibungen möchte ich hier nicht näher eintreten, da ſchon Erwähntes wiederholt werden müßte. Dagegen ſoll zum Schluſſe ein Mann das Wort erhalten, der in keinen näheren Beziehungen zu der Stadt Baſel ſtand, der ihr alſo auch keinen Dank ſchuldig war, und auch zu keinem Haſſe Veranlaſſung hatte. Es iſt dies derjenige Mann, der neben Rabelais als die unabhängigſte Intelligenz in Frankreich bezeichnet wird, Michel de Montaigne. Er war am 28. Februar 1533 geboren und ſtarb den 13. September 1592. Sein Stammſitz war das Schloß Montaigne im Perigord. Studiert hat er in Bordeaux und in Toulouſe die freien Künſte und die Rechtswiſſenſchaft. Er wurde Mitglied des Parlamentes von Bordeaux, zog ſich aber 1568 auf ſein Schloß zurück, um als Landedelmann ungeſtört ſeinen wiſſenſchaftlichen Liebhabereien zu leben. Vorübergehend mußte er freilich in das öffentliche Leben zurückkehren und die Stelle eines Maire von Bordeaux übernehmen, auch hat er in Paris für einige Stunden Bekanntſchaft mit der Baſtille gemacht. Auf einer ſeiner Reiſen iſt Montaigne auch nach Baſel gekommen, und in ſeinem Tagebuch widmet er unſerer Stadt eine ausführliche Beſchreibung.

Montaigne kam von Rheinfelden. Er nennt Baſel eine ſchöne Stadt, ungefähr von der Größe von Blois, deſſen Lage an der Loire ihm vielleicht beim Anblick Baſels in den Sinn gekommen iſt. Der Rat ließ den berühmten Gelehrten bewillkommnen, es wurde ihm Ehrenwein geſpendet und eine lange Rede gehalten, die Montaigne ebenſolang verdankte. Der Wein ſchmeckte ihm, zahlreiche Gäſte hatten ſich eingefunden, Deutſche und Franzoſen, und der Wirt diente als Dolmetſch. Darauf wurde das Haus des Felix Platter zum Samſon beſucht ‹la plus pinte et enrichie de mignardises à la française qu'il est possible de voir.› Bewundert wird Platters Heilkräuterbuch, in dem die Pflanzen nicht gemalt, ſondern „in natura“ eingeklebt ſind. Auch wohnte Montaigne einer anatomiſchen Sektion bei. Außer Platter beſuchte er noch mehrere berühmte Männer, ſo den Juriſten Hotman, ſodann Grynäus u. a. m. Montaigne wundert ſich über die Uneinigkeit der Basler in religiöſen Fragen. Die einen nennen ſich Zwinglianer, die andern Calviniſten und die dritten Martiniſten nach Luther. Am Äußern der Kirchen ſeien die Bilder noch vollkommen erhalten und viel Zierart aus alter Zeit ſei noch vorhanden. Den Taufſtein habe man im Münſter an die Stätte des Hochaltars geſtellt und baue nun einen neuen ſchönen Altar für das Abendmahl.

Ganz beſonders rühmt Montaigne das Karthäuſerkloſter in Klein-Baſel, das noch ſeinen alten Schmuck und ſein urſprüngliches Mobiliar vollſtändig aufzuweiſen hatte. Längere Zeit hielt er ſich auch auf der Bibliothek auf, von der er nur Rühmliches zu berichten weiß. Wie den früher erwähnten Fremden, ſo fiel auch Montaigne die Menge der laufenden Brunnen in den Straßen auf. Auch auf den Dörfern der Umgebung treffe man allenthalben genügendes Trinkwaſſer an. Ferner findet er den Umſtand bemerkenswert, daß in der Stadt wie auf dem Lande alle Fenſter verglaſt ſind. Von Kunſt-

handwerkern, die in Baſel ſich auszeichnen, werden die Eiſenarbeiter, die Ziegler und die Hafner namentlich angeführt. So finden ſich kunſtvolle Uhren faſt in allen Kirchtürmen. Bunte, gemuſterte Dächer verleihen der Stadt einen beſondern Reiz und ſchmucke Öfen zieren die beſſern Zimmer. Auch die Holztechnik iſt in Baſel ſehr gut vertreten. Tüchtige Zimmerleute ſind in großer Anzahl vorhanden, und in den Kellern der Häuſer ſprechen die vorzüglich gearbeiteten zum großen Teile bemalten Fäſſer für die Kunſt der Küfer. Eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte Montaigne den Zunftſtuben und den Gaſthäuſern. Erſtere kann er nur rühmen, letztere hingegen laſſen in Bezug auf das Logement manches zu wünſchen übrig. Es ſcheine, man lege in Baſel mehr Wert auf das Eſſen als auf das Wohnen; denn die Schlafzimmer ſeien gering, die Betten entbehrten der Vorhänge, obſchon doch in jedem Zimmer deren drei oder vier ſtehen. Auch fehlen die Kamine, ſo daß man ſich gar nicht erwärmen könne. Glücklich, wer ein ſauberes Leintuch bekomme. Endlich mangeln allenthalben hölzerne Fenſterläden.

Viel beſſer als mit den Schlafzimmern iſt es in Baſel mit der Küche beſtellt, beſonders die Fiſche verſtehe man vortrefflich zu bereiten. Freitags werden den Fremden faſt nur Fiſche vorgeſtellt. Im Service freilich beſtehe ein ſehr großer Unterſchied den franzöſiſchen Manieren gegenüber. Einmal gießen die Basler niemals Waſſer in den Wein und dies mit Recht; denn ihre Weine ſind leichter als die ſtark getauften kleinen Weine der Gascogne. Auffällig iſt, daß die Bedienten an dem Tiſch ihrer Herren ſitzen. Bei jedem Couvert ſteht ein ſilberner Becher, den der Bediente, ohne ein Wort zu ſagen, aus einer Kanne von Zinn oder Holz mit langem Ausgußrohr immer wieder füllt. Zwei bis drei Fleiſchſpeiſen werden durcheinander aufgetragen, alles gut zubereitet. Die Tiſche ſind ſehr

breit, doch läßt man nie mehrere Platten ſtehen, ſondern erſt, wenn eine aufgetragen iſt, kommt eine andre, das geht ſo bis zu ſechs und ſieben Gängen. Von Delikateſſen rühmt Montaigne die Krebſe, die man ſtets in Überfluß bekomme. Als Mangel hingegen empfindet es der Franzoſe, daß man weder zu Beginn noch zu Ende der Mahlzeit Waſſer, um die Hände zu waſchen, erhalte, und deshalb gezwungen ſei, ein kleines Gießfaß in der Ecke des Zimmers zu benützen. Auch das noch vielfach gebrauchte hölzerne Eßgeſchirr ſcheint Montaigne nicht beſonders imponiert zu haben, er wundert ſich über eine ſolche Einfachheit, während man dort aus ſilbernen Gobelets trinke.

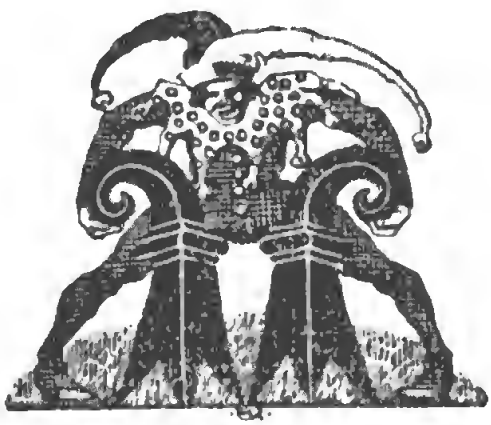
Zu Ehren der Baslerinnen wird noch hervorgehoben, daß ſowohl die Fußböden als auch die Möbel auf das peinlichſte poliert und gereinigt werden. Unbequem findet Montaigne die hohen Betten, in die man nur mittels einiger Stufen gelangen könne. Er fügt dann noch ergänzend bei, daß man bei dem langſamen Service der Basler wenigſtens drei bis vier Stunden zu Tiſche ſitze. Dazu trage auch der Umſtand bei, daß langſamer als in Frankreich gegeſſen und ſehr viel aufgetragen werde; denn die Stadt und ihre Umgebung ſeien ſehr reich an allen möglichen Lebensmitteln, die ungefähr mit den nämlichen Preiſen bezahlt werden wie in der Nähe von Paris.

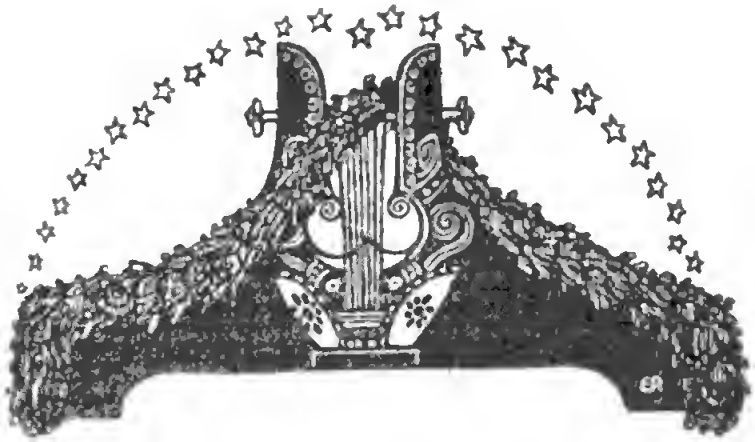
Merkwürdig iſt, daß über die guten Sitten der Basler Montaigne nicht ſo ganz mit Petrus Ramus übereinſtimmt, man habe ſich ihm gegenüber bitter beklagt über die Ausgelaſſenheit der Frauen und über die Völlerei der Männer; in dieſer Hinſicht teilt alſo Montaigne ungefähr die Anſchauungen des Aeneas Silvius Piccolomini.

Damit möchten wir unſre Angaben, die natürlich nicht erſchöpfend ſind, abſchließen, Es will uns ſcheinen, es ſei im ganzen ein heiteres Bild, das uns in den beiden Jahrhunderten von den auswärtigen Beſuchern der Stadt Baſel entworfen

wird, und es ſei darin mehr als ein Zug enthalten, der auch für die heutige Zeit noch zutrifft. So viel iſt ſicher, daß das Baſel des XV. und XVI. Jahrhunderts viel mehr eine Fremdenſtadt geweſen iſt, als das ſpätere Baſel. Erſt in neuerer Zeit hat auch der Zufluß der fremden Gäſte mächtig zugenommen, möge auch von dem modernen Baſel geſagt werden können: „Basilea erga omnes est praecipue humana et hospitalis et tamquam hominum patria quaedam communis.“

Das kann aber nur der Fall ſein, wenn einerſeits eine gewiſſe Großzügigkeit unſre Bürgerſchaft erfüllt und wenn zugleich ein entſprechendes Selbſtbewußtſein damit verbunden iſt, das, ſtolz auf die Eigenart der Stadt, ſich gegen jegliche Verflachung des Charakters im innern und äußern zu wehren verſteht. Weltklugheit und Heimatſchutz müſſen ſich die Hand reichen, wenn Baſel ſeine wunderbare Lage, würdig ſeiner Vergangenheit, auch in Zukunft nutzen und nießen will.





Das künſtleriſche Leben in Baſel.

Vom 1. November 1906 bis zum 31. Oktober 1907.

Ein Rückblick auf Theater, Muſik und bildende Kunſt.

Von
Albert Geßler, Ernſt Th. Markees und Ad. Biſcher van Gaasbeek.

A. Theater.

Unſer letzter Bericht über das Stadttheater hatte mit dem Worte geſchloſſen: „Möge über ſeinem Bau ein günſtiger Stern leuchten!“ Dieſer Wunſch war ein „frommer“ und iſt ein „frommer“ geblieben. Einſtweilen iſt nämlich der günſtige Stern ſtark verſchleiert. Streik und Streiks halten die ruhige Vollendung des Theaterbaues hintan, ſo daß wir im günſtigſten Falle zum September 1909, ſtatt, wie alle Theaterfreunde gehofft hatten, im Herbſt 1908 wieder ein Theater haben werden. Und die Sehnſucht nach einem ſolchen iſt groß. Wo man fragt und hört, wird der Mangel eines großen Stadttheaters immer mehr als eine Lücke in der Bildung empfunden.

Wohl bietet das ſtaatlich ſubventionierte Interimstheater unter Leitung des Herrn Hans Edmund-Bömly Erſatz, und man darf rühmen, daß dieſer Direktor ſich redlich Mühe gibt,

Gutes zu bieten; aber große Oper und großes Schauſpiel in wirklich zulänglichen Aufführungen werden wir doch erſt im neuen Hauſe wieder erwarten dürfen.

B. Literariſche Abende.

In dieſem Winter hatte die Leſegeſellſchaft von „Dichterabenden“ abgeſehen. Dafür trug im Dezember Ernſt v. Poſſart an einem Abend „Enoch Arden“, an einem zweiten Märchen vor. Im Oktober 1907 ließ der Verein Quodlibet Emil Milan zu einer Vortragsſoirée kommen, zu der auch Nichtmitglieder Zutritt hatten.

C. Konzerte.

Das Basler Muſikleben pulſierte auch in der vergangenen Berichtsperiode wieder lebhaft und die Konzerte wickelten ſich in gewohnter Weiſe ab. Symphoniekonzerte, Aufführungen großer Vokalwerke, Liederkonzerte, Kammermuſik- und Soliſtenabende wechſelten in bunter Reihenfolge miteinander ab, ſodaß den Muſikfreunden oft die Wahl zur Qual werden konnte. Beſonders merkwürdige Erſcheinungen am muſikaliſchen Kunſthimmel ſind nicht zu verzeichnen, und ſo können wir unſeren diesjährigen Bericht knapp faſſen.

An Orcheſtermuſik größeren und kleineren Genres beſcheerte uns die „Allgemeine Muſikgeſellſchaft“ in den 10 Abonnementskonzerten, in 7 Volkskonzerten und 4 populären Symphoniekonzerten eine große Menge ausgezeichneter Werke, ſo daß die Freunde dieſer edelſten Gattung muſikaliſcher Kunſt hinlänglich auf ihre Rechnung kamen. Die Programme berückſichtigten auch diesmal ſo weit als möglich jede Geſchmacksrichtung. Unter den hervorragenden Soliſten, die dabei mitwirkten, ſeien genannt Rudolf Ganz, Raoul Pugno, Stefi Geyer und Frau Welti-Herzog. — Die von der gleichen Geſellſchaft eingerichteten Kammermuſikabende zeigten ebenfalls die gewöhnliche Phyſiognomie; unter

den Gästen dieſer Konzerte ſei beſonders Max Reger genannt, der am 23. Januar 1907 einen Abend gab, in dem nur Werke ſeiner eigenen Kompoſition aufgeführt wurden.

In der Vokalkunſt hat naturgemäß der Basler Geſangverein das gewichtigſte Wort zu ſprechen. Er führte unter Hermann Suters Leitung am 9. Dezember das „Requiem“ von Berlioz auf (Soliſt Herr George Hamlin). Ein zweites Konzert brachte eine Reihe kleinerer Werke moderner Komponiſten, unter denen wir den „Dinurſtrom“ von Walther Courvoiſier, „Im Meerestreiben“ von Frederick Delius und den „Taillefer“ von Richard Strauß hervorheben. Das dritte große Konzert galt wieder der klaſſiſchen Kunſt; es gelangte Sebaſtian Bachs „H-moll-Meſſe“ im Münſter zur Aufführung. Die Soliſten waren dabei Frau A. Stronck-Kappel, Fräulein M. Philippi, die Herren R. Kaufmann und Prof. J. Mesſchaert. Konzerte, in denen kleinere Werke, hauptſächlich a cappella-Chöre geſungen wurden, fanden am 1. Februar 1907 und am Palmſonntag ſtatt. Außerdem beteiligte ſich der Geſangverein noch am Konzert beim Kongreß der Internationalen Muſikgeſellſchaft am 25. September 1906.

Das Gebiet des Männergeſanges wird immer eifrig kultiviert von einer bedeutenden Anzahl großer und kleiner Vereine. Als die leiſtungsfähigſten unter dieſen ſtehen die „Liedertafel“ (Dirigent Hermann Suter) und der „Männerchor“ (Dir. C. Jul. Schmidt) nach wie vor an der Spitze. Die erſtgenannte trat am 13. Januar in ihrem Orcheſterkonzert mit zwei Novitäten unter uns lebender Künſtler vor die Öffentlichkeit, indem ſie eine umfangreiche Cantate „Heldenehren“ von Hans Huber und einen Chor „Die Schmiede im Walde“ von Hermann Suter mit großem Erfolg zu Gehör brachte. — Aus dem Programm des

Liederkonzerts (am 5. Mai) iſt hervorzuheben die Wiedergabe zweier Chöre von Fr. Hegar, des „Rudolf von Werdenberg“ und des „Hans im Schnokeloch.“ — Soliſtiſch wirkten im erſten Konzert mit Fräulein Adèle Bloch aus Zürich und Herr Paul Boepple; im zweiten beſorgten die erwünſchte ſoliſtiſche Abwechslung Fräulein Johanna Dick aus Bern und das Inſtrumentaltrio der Herren Schlageter, Braun und Wetzel.

Der Basler Männerchor trat in zwei Konzerten auf, erſtmals am 25. November 1906, und dann am 28. April 1907. Beide Aufführungen waren eigentliche Liederkonzerte, in denen in allen möglichen Variationen das einfache Volkslied — immer das Beſte, was der Männergeſang zu bieten vermag — bis zum komplizierten „Kunſtlied“ vertreten war. Aus dem Programm des erſten Konzerts ſeien beſonders angeführt die „Johannisnacht“ (Meyer-Olbersleben) und W. Sturms „Fahlmann“. Als Soliſten ließen ſich hören Fräulein Marie Pitſch (Sopran) und Herr Emil Wittwer (Violine). Im zweiten Konzert hatte Herr Muſikdirektor Fr. Jul. Schmidt ſehr gut für Abwechslung geſorgt, indem er einmal — una cosa rara! — einen Frauenchor auftreten ließ, der die ſog. Harfenchöre von Brahms vorführte; auch für die Aufnahme eines Hornſolos (Herr A. Gaſt) mochten die Zuhörer dankbar ſein. Unter den Chornummern ragte ſpeziell Rheinbergers „Waldmorgen“ hervor.

D. Malerei und Plaſtik.

Die erſte Ausſtellung des Winters war eine kleine Sammlung guter Gemälde aus der Münchner Kunſthandlung Wimmer u. Cie.. Man ſah darin eine überwältigend machtvolle Replik von Franz v. Stucks bekanntem Bilde „Die Sünde“; ſie war als „Das Laſter“ bezeichnet. Von F. v. Lenbach konnte

man eine orientalisch glühende „Aegyptische Königstochter“, von Ad. Hengeler ein originelles Bild „Frühling“ sehen; auch von Grützner, Defregger, Knaus, G. v. Max waren hübsche Sachen da.

Im Dezember gab es die immer sehr stark beschickte Weihnachtsausstellung der Basler Künstler. Im Porträt ragte Fritz Burgers „Nichte“ weit hervor. Ein Anfänger, Karl Dick, gab interessante Studien; auch ein „Bairischer Hirtenknabe“ von Georg Niederhauser durfte sich sehen lassen, ebenso Porträts von F. Dornacher, Louise David, Marguerite Tissot, Hedwig Scheuermann, Johanna Kober, Ernst Ritter, H. A. Kündig, Gottfried Herzig und Albert Höflinger. — Im Genrefache gaben Augusta Roßmann „Mutter und Kind“ und ein „Kircheninneres“, Emil Beurmann u. a. ein „Dornröschen“, ferner Walliserkinder in Aquarell, Wilh. Bronner eine „Lesende Bäuerin“, Chr. Öhler eine „Studie“. — Blumen und Früchte hatten Bertha Hollenweger und Charles Vulffer zu zeigen. — Den Großteil der Ausstellung bildeten Landschaften: da waren frische Jurastudien von Emil Schill, eine „Küste bei Livorno“ und „Am Bodensee“ von Fritz Völlmy, ein „Vorfrühling im Fichtelgebirge“, „Bei Stein am Rhein“, sowie Pastelle von Carl Theodor Meyer, Marinen von Wilh. Degoumois und Alfred Chatelain hervorragende Stücke. Auch ein „Zermatter Breithorn“, eine „Landschaft bei Flims“ und Aquarelle von Fritz Mock, Aquarelle ferner von E. Breitenstein und Otto Mähly, von diesem auch Ölbilder: ein „Abend am Champex-See“ und „Bei der Frohburg“, ebenso ein paar Werke (auch Radierungen) von Maria La Roche, darunter eine „Dämmerung bei Quincy“, sodann ein paar sonnige Pariser Ansichten von Burkhard Mangold und eine ganze Reihe Jurabilder von Fritz Krauß nahmen die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher

in Anſpruch. Saftige Aquarelle bot Arnold Fiechter. Rudolf Dürrwang und Eugen Ammann wandelten als Landſchafter auf Hodler'ſchen Pfaden. Landſchaften waren ferner da von Fredy Hopf, O. Rouſt, Fritz Boirol, Adolf Kron, Emil Gyſin, J. Morſtadt, Emil Alder, Marie Piccard, Prof. Julius Piccard, Emmy Imhoff, Charlotte Weiß, Alfred Peter, Adolf Siegriſt, Wilh. Balmer (Lieſtal), Eliſabeth Brenner, Sophie Herzog, Max Buri, Minna Siebenmann, Selmy Levaillant, Auguſt Bauer, Julius Moos, Gertrud Dietſchy, Louiſe Harder, Emmy Hugelshofer, Alice Bauler und Marie Sandreuter; von dieſer Dame waren auch Radierungen ausgeſtellt, ebenſo von Philipp Labhardt. Originalholzſchnitte gab Annie Lierow, Aquarell-Landſchaften Ernſt Seifert, Karl Roſchet, Hans Blendinger, Hans Süffert, intereſſante Zeichnungen L. Widmann und Emanuel Bürgy. Auch P. Kammüller, Georg Gyſer und Frau Haßler-Ernſt boten freundliche Bilder. Die Plaſtik war durch Erich Wild (Stückelberg-Büſte), Karl Gutknecht („Pfr. O. Brändli") und Peter Mansbendel vertreten. — Auch Kunſtgewerbliches war zu ſehen: von Frau Sophie Burger-Hartmann ein Petſchaft, von Marey Schider Steinfaſſungen und Colliers, von Martha Wackernagel ein Theebrett, von Frieda Meyer und Wilhelmine Lenggenhagen bemaltes Porzellan, von Lydia Zehntner ein Kiſſen, von Lisbeth Weinmann eine Goldſtickerei. Ein großes dreiteiliges Kirchenfenſter, gemalt im Atelier Kuhn nach Zeichnung von Burkhard Mangold, begrüßte den Beſucher beim Eintritt oben an der Treppe.

Im Februar kam eine Ausſtellung von Werken verſchiedener Künſtler, meiſt von Schweizern. So war Plinio Colombi in Bern, von dem kurz vorher eine Winterlandſchaft als Depoſitum des Bundes in unſer Muſeum gelangt war, mit einer

Serie klarer und farbenstarker Landschaften vertreten, der Wiesentäler Hermann Daur mit poetischen Darstellungen seiner Heimat, Fredy Hopf (Basel) mit frischen Landschaftsstudien. Fritz Voirol (Basel) zeigt als Aquarellist eine stetige Entwicklung; Alfred Chatelain (Basel) gab sonnenhelle Landschaften, Carlo Steiner (Zürich) einen stimmungsvollen „Grauen Tag", August Bauer (Weil), Jean Kern (Bülach) und René Lackerbauer (Zürich) nette Landschaften. Im Porträtfache ragten Bildnisse von Mad. Delacroix-Garnier (Paris), Paula Häberlin (Kreuzlingen) und Frau Iselin-Häger (Basel) hervor. Alexander Soldenhoff (Glarus) gab ein „Doppelporträt" und ein Genrebild „Hirt", Gertrud Dietschy (Basel) ein farbenklares Panneau „Märchen", Hans Bachmann (Luzern) eine Rokokoszene „Neckische Nichten". Stilleben boten W. Bronner (München), Alice Jooß (München) und S. Levaillant (Basel). — Von der Verbindung für historische Kunst waren Werke von Angelo Jank („Märchen") Peter Jantzen („Lustiges Volk"), Wilh. Dietz („Marodeure") und Oskar Zwintscher („Damenbildnis") ausgestellt.

Im März veranstalteten jüngere Basler Künstler eine „Sonderausstellung". Sie wurde viel besprochen und — verurteilt. Die jungen Sucher und Woller hatten manches zur Ausstellung gesandt, was noch recht in den Anfängen stak und dem Verständnis der Besucher ferner lag. Immerhin ließ sich aus den Bildern von Paul Barth, J. J. Lüscher und Numa Donzé, den am meisten angefochtenen, mehr als bloßer guter Wille, nämlich ein vielfach schon zum Gelingen geführtes Können ersehen. Eduard Niethammer, Max Bucherer und Alfred Soder wandelten auf weniger neuen Wegen und waren darum weniger bestritten. — Völlig einwandfreie reife Kunstwerke waren die Porträts von Heinrich Altherr;

auch Esther Mengold gab eine Reihe prächtig klarer Bildnisse. Hermann Lismann bot nette, aber kaum hervorragende Landschaften; solche hatte auch, nebst einem gezeichneten Porträt, R. Löw zu zeigen. Ein Monumentalwerk, ein gewaltiges Triptychon, war ein „Südliches Meer" von Paul Burckhardt; auch die andern Landschaften von ihm erwiesen ein volles Können. Maria Gundrum hatte Landschaften, ein Porträt und Blumen, Hermann Meyer zwei Landschaften und ein Bildnis, Karl Burckhardt traumhaft dekorative Landschaftstudien, Sophie Burckhardt lebendige Pastell-Porträts und -Studien ausgestellt. Die Plastik war durch zwei Türflügel „Adam und Eva" und eine Mädchenbüste von Wilh. Riedisser gut vertreten.

Im Mai fand eine Ausstellung des Nachlasses von Dr. Fritz Schider, dem verstorbenen ausgezeichneten Basler Kunstlehrer, statt. Die Sammlung seiner Bilder erwies ihn nochmals als prächtigen Aquarell- und Ölmaler in Landschaft, Porträt und Stilleben. — Gleichzeitig hatte Hans Lendorff (Basel) eine größere Anzahl seiner Bilder in der Kunsthalle vereinigt: duftige italienische Genrestücke, kräftige Landschaften und feine Porträts. — Ein Damenbildnis und landschaftliche Radierungen von Wilh. Leibl (†) zogen ebenfalls sehr an. Von fünf Baslern: W. Degoumois, E. Schill, E. Breitenstein, F. Mock und A. Chatelain waren Marinen, Jurastücke, ein Familien-Kinderbildnis, landschaftliche, sowie figürliche Aquarelle und zwei Studien, sämtlich interessante Werke und Werklein, ausgestellt.

Im Juni brachten ein Künstler und eine Künstlerin Sonderkollektionen von Bildern zur Ausstellung: Eugen Oßwald frische, lebendige Tier-, auch einige Landschaftsstücke, Berta Züricher aus Bern kräftige Figuren, Landschaften und Blumen. Zu gleicher Zeit hing der Oberlichtsaal voll von Bildern einer Ver-

kaufsveranſtaltung des „Ausſteller-Vereins Münchner Künſtler“. Unter dem Vielerlei des Angebotenen ragten große Gemälde des Piloty-Schülers Prof. Alexander v. Wagner, Interieurs von Kurt Rüger, Porträts von Simon Glücklich, ſowie Landſchaften von Otto Gampert, Ernſt Liebermann und Karl Reiſer hervor. Damit ſchloß die Saiſon 1906/07 ab.

Die neue begann im September mit einer Ausſtellung der „Breisgauer Fünfer“ von denen zwar nur vier ihre Bilder hiehergeſandt hatten: Fritz Reiß, Ludwig Zorn, Karl Heffner und Hermann Diſchler. Gleichzeitig waren klare Aquarelle von Fritz Boirol (Baſel) und Werke von zwei Damen, Frau Haßler-Ernſt (Baſel) und Meta Löwe (Zürich) ausgeſtellt.

Dann kam der „Turnus“ des „Schweizeriſchen Kunſtvereins“. Er brachte nicht allzuviel Hervorragendes, wenigſtens nicht in Porträt, Genre und Plaſtik; in den Landſchaften dagegen waren gute Bilder zu ſehen, ſo zwei ganz vorzügliche Werke von Carl Theodor Meyer: „Bodenſee-Ufer bei Arenaberg“ und „Abend am Unterſee.“ Auch Wilh. Ludw. Lehmann, Otto Gampert, Plinio Colombi, Emil Cardinaux, Ernſt Bolens, Burkhard Mangold, Max Burgmeier, Emil Schill, Filippo Franzoni, Otto Mähly und Hans Beat Wieland boten gute, mindeſtens intereſſante Landſchaften dar.

Von unſern Künſtlern ſind mehrere zu größeren dekorativen Arbeiten gerufen worden. Im letzten Jahre hat Fritz Völlmy einen Saal im Rathauſe mit vier fein dekorativen Landſchaften (Rhein mit Univerſität, Rhein mit der Wettſteinbrücke, Brotlaube und Riehenteich) geſchmückt. — Heinrich Altherr ſtellte im Juni ſeine Cartons zu Moſaiken an der Kanzelwand der Pauluskirche aus: zwei große ſtreng ſtiliſierte Figuren-Kompo-

sitionen, eine „Kreuztragung“ und „Siehe, alle Welt läuft ihm nach.“ — Paul Burckhardt hat im Singsaal des Gymnasiums ein mächtiges Meerbild „Das Phäakenschiff erreicht den Strand von Ithaka“ geschaffen, und der ganze Saal ist nach seinen Angaben dekorativ ausgemalt worden.

E. Architektur.

Infolge Streiks hat sich die Bautätigkeit in diesem Jahre in bescheidenen Grenzen gehalten.

Wir beginnen, wie gewohnt, unseren Rundgang in der inneren Stadt.

Die Häuser Freiestraße No. 19 und 21 sind niedergelegt, und es ist durch Vereinigung beider Liegenschaften ein größerer Komplex geschaffen worden, der nun einen stattlichen Neubau erhalten hat, ein Warenhaus moderner Art. Die 3stöckige Façade, deren Einzelformen an baslerische Beispiele deutscher Renaissance anklingen, ist, der Bestimmung des Inneren zu Aufstellungsräumen entsprechend, in Fenster aufgelöst, die reichlich Licht zuführen. Für die Zufuhr der Waren kam eine zweite Verbindung der Liegenschaft mit der Allmend am Stapfelberg sehr zu statten. Ein Warenaufzug vermittelt von dort den Verkehr mit sämtlichen Stockwerken. (Architekten: Suter und Burckhardt.)

An der Gerbergasse ist mit Errichtung des Geschäftshauses No. 3 der erste Schritt zur definitiven Gestaltung des gegen den Markt gerichteten Häuserblocks zwischen Freiestraße und Gerbergasse getan. Die Architekten Flügel und Widmer haben auf dieser außerordentlich kleinen Parzelle ein Geschäftshaus erbaut, dessen Erdgeschoß und Entresol als Ladenlokal eine einzige große Montre zeigen, während die oberen Stockwerke eine geschlossenere Ausbildung der Façade erhalten haben. Ein

Erker auf der Mittelaxe löst sich nach oben in eine turmartige Bekrönung auf.

Der übrige direkt an den Marktplatz grenzende Teil dieses Blocks ist von den alten Gebäuden befreit und man hat mit den Fundierungen für die neuen dort zu erstellenden Geschäftshäuser begonnen.

Vom Marktplatz aus gewahren wir auf dem Fischmarkt das neue Börsengebäude, das nun, beinahe fertiggestellt, zum Teil schon bezogen ist.

Ein gründlicher Umbau wurde im Hotel zum Storchen vorgenommen. Der rechte Flügel hat an Stelle der kleinen Appartements ein bequemes Treppenhaus und einen großen Speisesaal erhalten; der ganze Hof wurde mit einer ringsumlaufenden Glasmarquise versehen und dem Bierlokal ein freundlicheres Aussehen gegeben. Die Behandlung dieser Räume wurde in moderner Auffassung durchgeführt. (Architekt Rud. Sandreuter.)

Wir wenden uns wieder stadtwärts und bemerken, die Gerbergasse hinaufschreitend, auf der Liegenschaft No. 49, Ecke Pfluggasse, ein Geschäftshaus in massiver Hausteinausführung in Ausführung begriffen. (Architekten Flügel und Widmer.) Die Façaden werden durch die Gerüste jetzt noch verdeckt, sie sollen barocke Formen zeigen.

Ins Auge fällt sodann der Rohbau auf der Ecke zum Lohnhofgäßlein, dessen Façaden eine Bogenarchitektur in barockem Stil zeigen. (Architekt Rob. Leitner.)

Im Hofe des Leonhards-Schulhauses an der Kanonengasse wurde eine Turnhalle erbaut, deren Façade mit farbiger Putzfeldereinteilung behandelt ist, wodurch trotz den einfachen nur im Verputz erstellten Fensterumrahmungen eine sprechende Wirkung erzielt wurde.

In der Weißen Gaſſe No. 5 hat Architekt U. Hammerer ein neues Wohnhaus mit Bäckerei erſtellt.

In ein neues Gewand hat ſich die „Alte Bayriſche“ gekleidet, deſſen Ausbildung die Herkunft des dort geſpendeten Naſſes nicht verleugnet. Die zur Liegenſchaft gehörende Façade Steinenberg No. 23 ließ ſich, wegen der befürchteten Störung der Einheitlichkeit der dort dominierenden Häuſerreihe, nicht ſo ausbilden, wie die Hauptfaçade Steinenvorſtadt No. 11. (Architekt Oſtenrieder-München.)

Die frühere Speiſewirtſchaft zum Engel Kornhausgaſſe No. 2 wurde zu einem Vereinsgebäude für den Kaufmänniſchen Verein umgebaut. Im Äußeren iſt das Haus unverändert geblieben, dagegen ſind an Stelle der Wirtſchaftslokale Geſellſchafts- und Unterrichtsräume getreten, welche, dem Zweck entſprechend, einfach ausgeführt wurden. — (Architekten G. und J. Kelterborn.)

In der Aeſchenvorſtadt iſt auf der alten Liegenſchaft zum Tell Nov. 25 ein Geſchäftshausneubau erſtanden, deſſen Façade in moderner Weiſe durchgebildet iſt. (Architekten Suter und Burckhardt.)

Auf der Liegenſchaft Albanvorſtadt No. 80 erhebt ſich an Stelle des alten im Januar dieſes Jahres abgebrannten Hauſes ein ſtattlicher Neubau, deſſen Pläne von den Architekten Preiswerk und Cie. entworfen ſind.

Der nach den Plänen des Hochbauinſpektors II, Architekt Hünerwadel, ausgeführte innere Umbau des Falkenſteinerhofes hat mit der Fertigſtellung des Mittelbaues einen großen Schritt vorwärts gemacht. Der ſich daran anſchließende Umbau des Domhofes konnte erſt kürzlich begonnen werden.

Die ſonſt im äußeren Aeſchen- und Albanquartier jedes Jahr einige bemerkenswerte neue Werke aufweiſende Bautätigkeit hat in dieſem Jahre dort beinahe ganz geruht. Die im vorigen

Berichte erwähnten Häuſer Hirzbodenweg No. 44 und 46 ſind fertig geworden und bezogen. (Architekten Suter und Burckhardt.)

Desgleichen das ſtattliche Wohnhaus Langegaſſe No. 30 (Architekt Leonhard Friedrich.)

Neubauten ſind in Ausführung Grellingerſtraße No. 63 und 65, beides Einfamilienhäuſer, die ſich im Großen und Ganzen dem im vorigen Jahre erſtellten Hauſe No. 61 anſchließen; nur die Details ſind etwas moderner entwickelt wie bei der vorjährigen Baute. (Architekt Karl Hipp.)

Eine bemerkenswerte Drei-Häuſergruppe finden wir auf dem Areal Gartenſtraße No. 10, 12 und 14, deren jüngſt durch Abbruch des vorliegenden Dependenzgebäudes freigewordenes Geſamtbild eine anſprechende Silhouette zeigt. (Architekt Rud. Linder.)

Petermerianſtraße No. 25 haben die Architekten E. Viſcher & Sohn ein in einfachen Formen gehaltenes Einfamilienhaus gebaut, deſſen Einzelheiten ſich an franzöſiſch-baſleriſche Vorbilder anlehnen.

Der Neubau der eidgenöſſiſchen Poſt iſt im Äußeren vollendet.

Das neue Empfangsgebäude der Schweiz. Bundesbahnen wurde am 24. Juni d. J. ſeiner Beſtimmung übergeben. Zu gleicher Zeit wurde das von Architekt Rud. Sandreuter erbaute, im vorigen Bericht ſchon erwähnte, Geſchäftshaus Centralbahnplatz No. 9 bezogen.

Das Hotel zum Schweizerhof hat durch Zuziehung der rechts angrenzenden Liegenſchaft eine Vergrößerung erfahren, die hauptſächlich zur Schaffung eines neuen geräumigeu Speiſeſaales Gelegenheit bot. Im Äußeren fügt ſich dieſer Anbau der Façade des Haupthauſes getreu an. (Architekt Leonhard Friedrich.)

Im Gundeldingerquartier finden wir einige neue Werke

der dort hauptſächlich ſchon in früheren Jahren beſchäftigten Architekten, ſo Delsbergerallee No. 43—47 Etagenwohnhäuſer von Architekt Emil Grether. Von Architekt Ulrich Hammerer das Wohnhaus Baumgartenweg No. 14. Ferner in der Laufenſtraße und Dornacherſtraße und in der Blauenſteinerſtraße No. 21—29.

An der Sternenbergſtraße hat Architekt E. Dettwiler ſeine ſchon in früheren Berichten erwähnte Villenkolonie um eine Drei-Häuſergruppe erweitert, wobei er beſtrebt war, wohnliche Räume zu ſchaffen und im Äußeren durch einfache Sachlichkeit zu wirken.

Im äußeren Steinenquartier ſind mehrere Neubauten zu erwähnen.

In der Umgebung der Paulus-Kirche zunächſt das Einfamilienhaus Ecke Arnold Böcklinſtraße und Therwilerſtraße. (Architekt Lodewig.)

Sodann als vollendet, die ſchon im vorigen Jahre erwähnte Drei-Häuſergruppe an der Paulusgaſſe von Architekt A. Romang.

Auf der Ecke Paulusgaſſe-Steinenring hat derſelbe Architekt für die von ihm früher dort erbauten Wohnhäuſer eine ſtattliche Einfriedigung erſtellt, die den Häuſern angepaßt, aber doch etwas moderner durchgebildet iſt.

An der Bundesſtraße ſind vollendet die Hauſer No. 11, 15, 29 und 31.

No. 11, von den Architekten Gyſin & Maiſenhölder, zeigt etwas moderniſirte Formen; Fenſter- und Türumrahmungen in hellgrauem Sandſtein heben ſich von den glatt und weiß hergeſtellten Putzflächen ab.

Das Nachbarhaus No. 15, von Architekt W. Bernoulli, zeigt rauhe Putzflächen mit roten Sandſteindetails; in den Formen hat auch dieſes Haus moderne Anklänge. Ein modernes, wenn

auch anderes Gepräge zeigt das von demſelben Architekten erbaute Haus No. 29. Bei beiden Schöpfungen war der Erbauer beſtrebt, ein freundliches Ausſehen mit möglichſt einfachen Mitteln zu erreichen.

Während bei dem Hauſe No. 29 eine ganz neue Formenſprache herrſcht, lehnt ſich das angrenzende Haus No. 31 von Architekt D. Bernoulli getreu an die Basler Art der Louis XV. Periode an. Das Enſemble, Haus und Gartenpavillon, gibt der Häuſerreihe einen reizvollen Abſchluß.

Das von Architekt E. Heman im vorigen Jahre begonnene (im letzten Bericht fälſchlich E. Herrmann zugeſchriebene) Haus Marſchalkenſtraße No. 61, iſt nunmehr vollendet und bezogen worden.

Die im vorigen Bericht erwähnte Gruppe am Rütimeyerplatz von Architekt A. Eichenberger iſt fertig erſtellt; anſchließend daran ſind neuerbaut die Häuſer Rütimeyerſtraße No. 33—37.

Gegenüber iſt eine Wohnhausgruppe im Entſtehen begriffen, desgleichen ein Einfamilienhaus in der Kluſerſtr. No. 12.

Im Garten der Liegenſchaft Leimenſtraße No. 72 wird ein einſtöckiger Magazinneubau errichtet. Um hiebei die nachbarlichen Gärten nicht zu beeinträchtigen, hat der Architekt Rudolf Sandreuter dieſen Bau mehr im Charakter eines Orangerie-Gebäudes in moderner Auffaſſung projektiert.

An der Schützenmattſtraße haben die im vorigen Bericht erwähnten nach Plänen der Architekten Curjel & Moſer erbauten Wohnhäuſer No. 49—53 durch den Neubau auf der Ecke gegen die Auſtraße einen gleichgeſtimmten Abſchluß erhalten.

Der von Architekt R. Linder in der Palmenſtraße erbaute Complex von Etagenwohnhäuſern iſt mit den in dieſem Jahre fertig gewordenen Häuſern No. 5, 7, 9 und 11, die ſich in der äußeren Erſcheinung den früher erſtellten Häuſern getreu anſchließen, vollendet.

Eine bemerkenswerte Anlage zeigt der Neubau einer Droſchkenhalterei an der Türkheimer- und Birkenſtraße. (Architekten Gebr. Stamm.)

Kannenfeldſtraße No. 11 hat Architekt Heinrich Flügel ein Einfamilienhaus erbaut, deſſen Äußeres an franzöſiſche Formen anklingt.

In einfachen modernen Formen präſentiert ſich an der Mittlerenſtraße der Neubau eines Einfamilienhauſes von Architekt E. Heman.

Im St. Johannquartier iſt erwähnenswert der Neubau der Waſſergasanlage, deſſen Ausführung kürzlich begonnen wurde.

Es ſind in dieſem Quartier ferner einige Etagenwohnhäuſer entſtanden, ſo an der Mülhauſerſtraße und an der Voltaſtraße.

An der Vogeſenſtraße No. 135 errichtet Architekt Rud. Sandreuter die Bauten für eine größere Geſchäftsanlage, enthaltend Bureaux, Magazine, Werkſtätten und Wohnräume.

Auch in Klein-Baſel hat ſich die Bautätigkeit nicht auf der Höhe der letzten Jahre erhalten.

Der Neubau des Knabenſekundarſchulhauſes an der Inſelſtraße iſt erſt bis auf die Höhe des I., teilweiſe des II. Stockes gewachſen, obgleich mit den Grundmauern ſchon im Oktober 1906 begonnen wurde.

Der Neubau der Depôtanlage für die Basler Straßenbahnen am Wieſenplatz iſt fertig geworden. Bei dem für Beamte erſtellten Doppelwohnhaus wurde mit möglichſt einfachen Mitteln verſucht, eine lebhafte Farbenwirkung der Façaden zu erreichen. Die Fenſterumrahmungen ſind in der Hauptſache aus Backſteinen erſtellt, ebenſo die Geſimſe. Die Flächen ſind mit gelblichem gekämmten Verputz bekleidet, das Dach mit roten Ziegeln gedeckt. Bei der groß dimenſionierten zweiſchiffigen Depothalle wurde mit Rückſicht auf die Breite von dem unſchönen Holzcementdach abgeſehen und eine korbbogenförmige Dachkonſtruk-

tion gewählt, welche es ermöglicht, die Giebelfaçaden charakteriſtiſch in einer mit Backſteinen ausgeführten Hallenarchitektur zu behandeln. Maſſige gegliederte Pylonen flankieren die beiden Giebel. Die übrigen Flächen der Längsfaçaden ſind mit verſchiedenfarbigen Backſteinen verkleidet. (Architekt Hochbauinſpektor I. C. Leiſinger.)

Im Bläſiquartier iſt eine Anzahl Mietshäuſer entſtanden, ebenſo im Horburgquartier. Wir nennen: Die Wohnhäuſer Feldbergſtraße No. 125, ferner Markgräflerſtraße No. 75 und 77, Feldbergſtraße No. 56, Klybeckſtraße No. 72 und 74 und Claragraben No. 163 von Architekt U. Hammerer.

Die im Klingental von Architekt Pfrunder erbaute Mühlenanlage iſt fertiggeſtellt.

Im Riehenquartier ſind die Häuſer Rebgaſſe No. 24 (von Architekt Pfrunder) und Rebgaſſe No. 37 (von Architekt Hammerer) vollendet worden. Erſteres zeigt eine in modernem Sinn entworfene mit ſtarkfarbiger Malerei geſchmückte Façade.

Ecke Allemannengaſſe No. 2 wurde der bis jetzt als Garten benutzte Teil der Parzelle von Architekt M. Oelhafen mit einem Etagenwohnhaus überbaut, das ſich in ſeiner äußeren Erſcheinung dem Stammhauſe Theodorsgraben No. 18 anpaßt, aber durch einen auf der abgeſchrägten Ecke angeordneten Erker mit giebelartiger Bekrönung einen beſonderen Schmuck erhalten hat.

Als Vorbote der Bautätigkeit, die ſich in der Umgebung des künftigen Empfangsgebäudes der badiſchen Bahn entwickeln wird tritt uns an der Riehenſtraße, auf der Ecke der Schwarzwaldallee, ein ſtattlicher Neubau von den Architekten Gebr. Stamm entgegen.

Von der bad. Bahnhofanlage iſt in dieſem Jahre, neben ausgedehnten Terrainbewegungen, nur die Erſtellung die Eilguthallen zu erwähnen.

Basler Chronik.

1. November 1906—31. Oktober 1907.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1906.

1. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Entwurf eines Abkommens über Verschmelzung der Bürgergemeinden Kleinhüningen und Basel, die erst in Kraft treten wird, wenn ein Gesetz betreffend Verschmelzung der Einwohnergemeinden Kleinhüningen und Basel wird in Kraft getreten sein, genehmigt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1905 und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

In einer Nachmittagssitzung führt der Große Rat seine Verhandlungen über die Anzüge Gutzwiller, betr. eine staatliche Subvention an die römisch-katholische Gemeinde, und Knörr, betr. Trennung von Kirche und Staat, zu Ende, nachdem er ihr schon drei Sitzungen gewidmet hat. Das Resultat ist Überweisung der amendierten Motion Gutzwiller mit 60 gegen 55 und der mit Motivierung versehenen Motion Knörr mit allen gegen 2 Stimmen, beides unter Namensaufruf.

Es erregt allſeitige große Freude, daß Pfr. G. Benz zu St. Matthäus ſich entſchloſſen hat, einen ehrenvollen Ruf an die Fraumünſterkirche in Zürich als Nachfolger des jüngſt verſtorbenen Pfr. Adolf Ritter abzulehnen und ſeiner Basler Gemeinde treu zu bleiben.

2. Dr. med. F. Suter hält ſeine Habilitationsvorleſung über Die funktionellen Methoden in der Diagnoſtik der Nierenkrankheiten.

3. Jahresfeſt des Kaufmänniſchen Vereins.

4. Das Kirchenopfer des Reformationsſonntags zu Gunſten des Baus einer evangeliſchen Schule in Freiburg ergibt in Baſel 5218 Fr.

5. Fackelzug der Studentenſchaft zu Ehren des verſtorbenen Cand. med. Suter.

6. Der neue ordentliche Profeſſor für klaſſiſche Philologie, Dr. Hermann Schön aus Roſtock, hält ſeine Antrittsvorleſung über die öffentliche Recitation von Proſawerken im Altertum.

7. Zum 1. Sekretär der Allgemeinen Armenpflege an Stelle des verſtorbenen Pfr. Rippas wird gewählt F. Keller, bisher 2. Sekretär, zum 2. Sekretär H. Menzel, bisher Pfarrer in Felben (Thurgau).

9. Der Dies academicus verläuft in den hergebrachten Formen: am Vormittag feierlicher Aktus in der Martinskirche ſtatt in der zu klein gewordenen Aula, unter Mitwirkung des akademiſchen Orcheſters; der abtretende Rektor, Prof. C. Schmid, ſprach über: Alpine Probleme; daran ſchloß ſich das Eſſen der akademiſchen Zunft und als Luſtbarkeiten der Studentenſchaft ein Umzug durch die Stadt und am Abend ein Kommers in der Burgvogtei.

13. Dr. med. Alfred Labhardt hält ſeine Habilitationsvorleſung über Der Kampf gegen den Krebs. — Im Alter von 54 Jahren ſtirbt Dr. med. Biſchoff-Wieland, prakt. Arzt.

15. Großer Rat. Der Rat legt das Rücktrittgesuch von Regierungsrat Reese zur Kanzlei. Er genehmigt den Verkauf der Liegenschaft Aeschenvorstadt-Elisabethenstraße-Ecke und die Erwerbung einer Kiesgrube in Birsfelden; einen Anzug betr. Errichtung eines Brausebades im Gundeldingerquartier überweist er der Regierung, über einen andern betr. Bau einer Dreirosenbrücke geht er zur Tagesordnung. Für Erstellung eines neuen Geläutes in Riehen wird der erforderliche Restkredit bewilligt (für den größten Teil der Kosten kommt das Ergebnis einer Sammlung auf), eine Petition betr. Verbindung zwischen Waisensträßchen und Kohlenstraße wird abgewiesen und die Beratung des Gesetzesentwurfs betr. Organisation des Departements des Innern angenommen, endlich der Ratschlag betr. den Sonntagsdienst bei den kantonalen Straßenbahnen in erster Lesung erledigt.

16. Dr. med. Ludwig Gelpke hält seine Habilitationsvorlesung mit dem Thema: Einiges über die vis medicatrix naturae oder Schutz- und Abwehreinrichtungen des Organismus im Allgemeinen und in chirurgischer Beziehung.

17., 18. Zum Helfer zu St. Leonhard an Stelle des verstorbenen Pfr. O. Brändli wird ohne Gegenkandidaten gewählt Pfr. H. Schachenmann, z. Zt. in Wolfhalden, als Vertrauensmann der kirchlich freisinnigen Richtung.

20. Zum Rektor der Universität für das nächste Studienjahr wird gewählt Prof. Dr. John Meier, zum Schreiber der Regenz Lic. Prof. Johannes Wendland.

21. Weiterer Bürgerrat. Der Rat ratifiziert den Kauf des Rothaus-Gutes bei der Saline Schweizerhall durch die Christoph Merian'sche Stiftung für 325,000 Fr. und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

24. In der Nacht brennt die Lampenfabrik Levy fils an der Güterstraße in der Nähe des provisorischen Bahnhofs nieder.

24., 25. Die Wahlen in den Weitern Bürgerrat auf eine neue Amtsperiode von 3 Jahren fallen nach den Vorschlägen der liberal-freisinnigen Kompromißliste meist im Sinne der Bestätigung aus. Die von den Sozialisten allein aufgestellten Kandidaten unterliegen. Der neue Bürgerrat besteht aus 22 liberalen und 17 freisinnigen Mitgliedern und einem Sozialisten.

26. Die Positiven Gemeindevereine halten in der Burgvogtei ihre gut besuchte Jahresversammlung ab, bei der Pfr. Jakob Probst zu St. Peter einige Fragen der Armenpflege bespricht.

27. Die freiwillige Schulsynode bespricht auf Grund eines Referates von Dr. jur. Alfred Silbernagel allerlei Postulate zu einem neuen Schulgesetz: 9. Schuljahr, einheitliche Mittelschule (Abschaffung der sogenannten Ständeschulen), Abschaffung des Religionsunterrichts. Die große Mehrheit der Lehrerschaft erklärt jedoch, von diesen Neuerungen nichts wissen zu wollen. Die Verhandlungen geschahen im Hinblick auf das beim Erziehungsdepartement in Vorbereitung liegende neue Schulgesetz.

29. Großer Rat. Der Rat genehmigt eine Änderung der Straßenlinien an der Ochsengasse, erhöht den Lehrern an der Allgemeinen Gewerbeschule mit Einschluß des Direktors ihre Gehälter und tritt ein auf die Beratung des Prüfungsberichts für 1905.

Das Personal des Schlächtereigeschäfts des Allgemeinen Konsumvereins tritt in Streik, weil ihm die Entlassung eines mißliebigen provisorischen Vorgesetzten nicht bewilligt wird, aber am 1. Dezember endet die Arbeitseinstellung durch Nachgeben der Streikenden.

30. Witterung. Der Monat November stand in Bezug auf die Temperatur über den Durchschnittwerten, übertraf aber

auch an Niederſchlagsmenge die Normalnovember ſowie eine lange Reihe vorangegangener Monate, ſo daß endlich das nachgerade bedenkliche Feuchtigkeitsmanko einigermaßen ausgeglichen iſt. Der Monat ſteht in ſcharfem Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger, indem er gerade ſo ein trübes Gepräge trug, wie dieſer ein ſonniges und freundliches. Das Temperaturmittel betrug 5,93° (mittleres Temperatur-Maximum 8,91°, mittleres Temperatur-Minimum 3,10°), das Mittel des Luftdrucks 738,3 mm. die Regenmenge 108,4 mm; die Himmelsbedeckung 80%.

Dezember 1906.

1. Der Entwurf der Regierung zum Budget für 1907 ſieht vor an Ausgaben 16,421,725 Fr., an Einnahmen 13,828,105 Fr., ſomit ein Defizit von 2,593,647 Fr.; dazu kommen 410,000 Fr. für Bahnbauten, die dem Staatsvermögen entnommen werden.

Die Miſſionskollekte in den Gottesdienſten der evangeliſch-reformierten Landeskirche wirft 5603 Fr. ab (1905: 4387 Fr.), wovon 4834 der Basler Miſſion und 769 dem Allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsverein zufallen.

2. An der Jahresverſammlung der Peſtalozzigeſellſchaft redet Dr. Klumcker, Direktor der Centrale für private Fürſorge in Frankfurt a. M., über Mutternot und Kinderelend in einer Großſtadt.

4. Habilitationsvorleſung von Prof. Dr. Joh. Nagler über Den Kompromiß der Strafrechtſchulen.

5. Nachdem ſchon am 3. Dezember Ständerat Dr. Paul Scherrer zum Vicepräſidenten des Ständerats iſt gewählt worden, wird heute Dr. Paul Speiſer zur gleichen Würde im Nationalrat erhoben. Da im Bundesrat der Turnus B. R. Brenner zur Vicepräſidentſchaft beruft, ſo dürften im Jahre 1908 die drei höchſten Ehrenſtellen der Eidgenoſſenſchaft in den Händen von Stadtbaslern liegen.

4., 5. Die Sektion Basel der internationalen Köche-Union veranstaltet zu ihrem 9. Stiftungsfest auf der Safranzunft eine sehr gelungene Kochkunst-Ausstellung. In diesen Tagen der Festzeit häufen sich gewerbliche, kunstgewerbliche und Kunstausstellungen, sowie Bazars aller Art in einer Weise, daß es dem Chronisten nicht möglich ist, sie einzeln aufzuzählen.

6. Der am 25. und 26. November neu gewählte Weitere Bürgerrat hält seine konstituierende Sitzung ab. Er beschließt, den Engern Bürgerrat aus 7 statt wie bisher aus 6 Mitgliedern zu bestellen und wählt darein die bisherigen: Fritz Vischer-Bachofen als Präsident, Rud. Brand-Sandreuter, Aug. Burckhardt-Heußler, E. Müry-Flück, Heinr. Pfaff-v. Mechel, Georg Vonder Mühll und neu Friedr. Walser-Hindermann. Sodann wird die Prüfungskommission für 1906 bestellt. — Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt Ankauf einer Liegenschaft im Gundeldingerviertel für das Milchgeschäft und Überbauung des dem Verein gehörigen Areals auf dem Lisbüchel mit Bauten für Magazinierung und Betrieb.

11. Habilitationsvorlesung von Prof. Dr. J. Rabel über Vergleichende Rechtsgeschichte.

Die Heilsarmee weiht unter zahlreicher Beteiligung von auch nicht ihrer Genossenschaft angehörigen Geistlichen und Laien ein Nachtasil für Männer ein, das zwischen Oberer Rheingasse und Oberem Rheinweg gelegen ist, und, wenn vollendet, Raum für etwa 100 Männer zum Übernachten bieten soll.

12. Die Konsumgenossenschaft beschließt in ihrer Generalversammlung, den Konsumenten für das Geschäftsjahr 1905/06 eine Dividende von total 400,000 Fr. auszurichten und nimmt eine Statutenänderung vor, die das Unternehmen des Charakters einer Erwerbsgesellschaft entkleidet und ihm so die Steuerpflicht abnimmt.

13. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation und Beschlußfassung über die Pensionierung des zurücktretenden Regierungsrats Reese, sowie Ratifikation einer Anzahl Bürgeraufnahmen wird die Beratung des 1905er Verwaltungsberichts weitergeführt, unterbrochen nur durch Annahme eines regierungsrätlichen Antrags betr. Verlegung der Kantonsgrenze auf dem Bruderholz.

13. ffg. Der Verein Arzt und Freund zur Unterstützug poliklinisch behandelter Kranker veranstaltet im großen Saal der Safranzunft einen Bazar zur Äufnung seiner etwas zusammengeschmolzenen Mittel.

14. Habilitationsvorlesung von Prof. Dr. Hans v. Frisch über Die Aufgaben des modernen Staates.

16. Der kantonale Turnverband hält einen Diskussionsabend ab, an dessen Schluß er eine zur Hebung des Turnwesens in den Vereinen geeignet erscheinende Resolution faßt.

18. Habilitationsvorlesung von Privatdocent Dr. med. Ernst Oppikofer über Schwerhörigkeit und Schule.

21. Es wird zu Safran ein von der liberalen Partei angeordneter Diskussionsabend über den Staat und seine Beamten und Angestellten abgehalten, zu dem Regierungsrat R. Chr. Burckhardt das einleitende Referat übernommen hat.

25. ffg. Über die Weihnachtstage fällt ein für unsere Gegend und für das, was wir während der letzten Winter gewohnt waren, ungewöhnlich starker Schnee, der zumal bei den gegenwärtigen Schulferien den Wintersport aller Art zu üppiger Blüte kommen läßt, als da ist Schlittschuhlaufen, Schlitteln, Schneeschuhlaufen. Die Pferdebesitzer veranstalteten am 28. Dezember bei günstiger Witterung eine Schlittenfahrt nach Lörrach.

29. Zwei tüchtige Schulmänner sterben, beide nach langem Leiden im Ruhestand: Felix Bertholet, aus dem Kanton Waadt, geb. 1830, seit Jahrzehnten Lehrer des Französischen

am Untern Gymnasium und längere Jahre Konrektor dieser Anstalt, und Joh. Jak. Huber, aus dem Kanton Thurgau, geb. 1841, seit Gründung der Basler Mädchensekundarschule 1876 Lehrer, dann 1887—1901 Rektor dieser Anstalt.

31. Das Jahr schließt mit einer grimmigen Kälte ab. Aber schon seine allerletzten Stunden leiteten hinüber zu dem in reinem Tauwetter triefenden 1. Januar 1907; die Lufttemperatur hatte vom Silvester früh bis Neujahrstag früh einen Sprung von 20° C. gemacht. Im übrigen wies die Witterung des Dezembers einen unbeständigen Charakter auf und bewegte sich in Extremen. Wenn auch die mittlere Temperatur tiefer lag als die der 6 vorangegangenen Dezember und tiefer als die der 13 vorangegangenen Dezember mit Ausnahme desjenigen von 1899, so bewegen sich doch die Schwankungen in unbedeutenden Grenzen. Das Temperaturmittel betrug — 0,72°, das mittlere Temperatur-Maximum 2,07, das mittlere Temperatur-Minimum — 3,05°, das Mittel des Luftdrucks 736,6 mm, die Regenmenge 49,7 mm, der Sonnenscheindauer 24 Stunden, also nicht einmal die Hälfte der normalen (53 Std.).

Januar 1907.

1. Die vom Civilstandsamt herausgegebene Übersicht über das Jahr 1906 verzeigt an im Kanton Baselstadt gesetzlich vollzogenen Trauungen 1082(1905: 1024), dazu kommen 145 auswärts getraute Paare, deren Bräutigam in Basel wohnte; Geburten fanden statt 3459 (3492), darunter 315 Passanten-Geburten und 94 (92) totgeborne Kinder; von den 3365 Lebendgebornen waren 1731 Knaben und 1634 Mädchen; Todesfälle fanden statt 2008 (2035), darunter 220 Passanten-Todesfälle (in der Gesamtzahl sind inbegriffen die 94 Totgeburten); von den 1914 Gestorbenen waren 990 männlichen, 924 weiblichen Geschlechts. Hiesige Kantonsbürger waren 639 Neu-

geborne und 497 Geſtorbene, Schweizerbürger anderer Kantone 1242 und 697, Ausländer 1484 und 720. An dem Geburten-Überſchuß der Wohnbevölkerung des Jahres 1906 von 1323 (1315) Seelen, 681 männlichen und 642 weiblichen Perſonen, ſind beteiligt die Kantonsbürgerſchaft mit 129, die übrige Schweiz mit 486 und das Ausland mit 708 Seelen.

Bei dem Neujahrsfeſt einer Sonntagsſchule im Gebäude der ehemaligen katholiſchen Schule am Lindenberg entſtand durch Exploſion einer Petrollampe eine plötzliche Panik. Zum Glück iſt kein Menſchenleben dabei zerſtört worden, doch waren verſchiedene Verletzungen ernſthaft genug, um eine Verpflegung der Betroffenen im Spital nötig zu machen.

5. Der Regierungsrat ernennt zu ordentlichen Profeſſoren die bisherigen außerordentlichen Dr. theol. Eberhard Viſcher und DDr. med. Fritz Egger und Georg Wolf, zum außerordentlichen Profeſſor der pathologiſchen Anatomie Dr. Ernſt Hedinger, bisher Privatdozenten an der mediziniſchen Fakultät in Bern.

8. Privatdozent Dr. Ed. Schweizer hält ſeine Habilitationsvorleſung über Die Konkordate mit Rom, ihre Geſchichte und rechtliche Natur.

9. Im Alter von 74 Jahren ſtirbt Emil Fiſcher-Miville, ehedem Großrat und Vorſtandsmitglied E. E. Gärtnernzunft, bekannter Militärfreund, der ſich auch ſchriftſtelleriſch betätigt hat.

10. Großer Rat. Der Rat führt den Prüfungsbericht für 1905 zu Ende, paſſiert die 1905er Staatsrechnung und genehmigt ſämtliche Berichte von 1905; dann ermäßigt er den Elektrizitätspreis und weiſt in zweiter Leſung unter Namensaufruf die Vorlage betr. Reorganiſation des Appellationsgerichts an die Regierung zurück. In der Nachmittagſitzung wurden die Entwürfe zu Geſetzen betr. die Beamten und Angeſtellten

und zu einem Besoldungsgesetz an die nämliche Großratskommission gewiesen.

Am Abend nach 10 Uhr bricht in den Magazin- und Bureauräumen der Seiler'schen Bandfabrik an der Albanvorstadt Feuer aus, das zwar bald konnte gelöscht werden, aber doch namhaften Schaden anrichtete.

12. Privatdozent Dr. E. Feer nimmt einen Ruf als ordentlicher Professor der Kinderheilkunde und Direktor des Kinderspitals in Heidelberg an.

14. ffg. Ein ganzer Schwarm von Strafprozessen gegen die Käufer, Gründer und Geschäftsführer des seit mehreren Monaten geschlossenen Gasthofs und Restaurants zum Bären in der Aeschenvorstadt werden vor Basler Strafgericht verhandelt. Eine Hauptrolle spielt dabei eine zürcherische Gründerfirma „Finanzierungs- und Immobiliargesellschaft". Von den Angeklagten werden 5 zu Strafen von 3 Monaten Gefängnis bis zu 2 Jahren Zuchthaus mit 10 Jahren Verlust des Aktivbürgerrechts verurteilt.

16. Der Zollsekretär des eidgenössischen Zollkreises Basel, Jakob Fehr, verschwindet mit Hinterlassung eines Defizits von rund 100,000 Fr. Der Zollrevisor Lüthy, der durch mangelhafte Kontrolle wenigstens mittelbar das Defizit mag mit verschuldet haben, nimmt sich durch Gift das Leben.

19. Es wird in der Nacht ein Raubmordversuch gegen den in seiner Loge schlafenden Portier des Bürgerspitals ausgeführt, zum Glück ohne Erfolg. Es gelingt der Polizei nach 8 Tagen den Täter zu fassen.

24. Großer Rat. Es wird der Ankauf eines Hauses am Andreasplatz beschlossen, ein Anzug betr. gesetzliche Regelung der Anstellungsverhältnisse der Staatsarbeiter an die für das Beamtengesetz ernannte Kommission gewiesen, über einen Anzug betr. Verstaatlichung des Notariats wird zur Tagesordnung

geſchritten; ferner überweiſt der Rat eine Anzahl zum revidierten Wirtſchaftsgeſetz eingegangene Eingaben und Petitionen nach Antrag ſeiner Petitionskommiſſion teils an die Regierung, teils geht er über ſie zur Tagesordnung; gleichfalls im Zuſammenhang mit dem revidierten Wirtſchaftsgeſetz ſteht die Änderung von § 38 des Polizei-Strafgeſetzes. Endlich wird beſchloſſen der Bau eines Großviehſtalles in der Schlachtanſtalt, über den Anzug betr. Verlegung des Polizeipoſtens in der Steinenvorſtadt wird zur Tagesordnung geſchritten und die Neuregelung des Sonntagsdienſtes der Straßenbahner genehmigt.

26., 27. An der Wahl eines Mitgliedes für den Regierungsrat, zum Erſatz für den zurücktretenden Heinr. Reeſe beteiligen ſich 8498 von 19,474 Stimmberechtigten. Bei einem abſoluten Mehr von 4250 wird mit 5652 Stimmen gewählt der von den Freiſinnigen vorgeſchlagene, von den Liberalen und Katholiken unterſtützte Architekt Armin Stöcklin, bisher Lehrer der Architektur am Burgdorfer Technikum. Der Kandidat der Sozialdemokraten, Gewerbeinſpektor Dr. Hermann Blocher, blieb mit 2782 Stimmen in Minderheit.

27. Die deutſche Kolonie feiert Kaiſers Geburtstag mit beſonders ſtarker Beteiligung und unter außergewöhnlicher Solennität, weil das Feſt heuer auf einen Sonntag fiel.

28. Der hochgeſchätzte Lehrer der Chirurgie, Prof. Eug. Enderlen, nimmt nach einer Tätigkeit von wenigen Semeſtern in Baſel einen Ruf als Ordinarius nach Würzburg an.

31. Witterung. Nachdem zwei Drittel des Monats mild verlaufen waren, brachten der 18. Januar ffg. in raſchem Wechſel wiederholt ſtarke Kälte und Tauwetter, ſo daß die mittleren meteorologiſchen Werte des Monats dennoch von dem Durchſchnitt der letzten Jahre ſich nicht weit entfernten: das Temperaturmittel betrug — 0,10° (gleich dem 40jährigen Durchſchnitt), das mittlere Temperatur-Maximum 3,01, das mittlere Temperatur-

Minimum — 3,00°, das Mittel des Luftdruckes 745,0 mm, die Regenmenge 36,7 mm, die Sonnenscheindauer 39 Stunden (normal 58 St.).

Februar 1907.

1. Ein Rekurs gegen die Wahl von Architekt Armin Stöcklin zum Regierungsrat wird angekündigt von Ingenieur Gelpke, Dr. Knörr und Dr. Paul Linder.

2. Prof. Voit, der Lehrer für innere Medizin an der Universität, der eben erst zu Anfang des laufenden Wintersemesters sein Amt antrat, nimmt einen Ruf nach Gießen an.

Der Verwaltungsrat der Schweiz. Nationalbank beschließt Ankauf des Gebäudes der bisherigen Bank in Basel, die aufhören wird zu existieren, Übernahme von deren Banknotenemission ꝛc.

5. Prof. August Hagenbach hält seine Antrittsvorlesung über Die Stellung der Physik in den übrigen Naturwissenschaften und in der Technik.

6. Im Alter von 71 Jahren stirbt Dr. Gottlieb Burckhardt-Heusler, als Irrenarzt hochgeschätz, früher praktisch tätig in Basel, dann Sekundärarzt an der Waldau, Direktor der neuenburgischen Heilanstalt Préfargier, im letzten Jahrzehnt seines Lebens ärztlicher Leiter der mit der Diakonissenanstalt zusammenhängenden Sonnenhalde bei Riehen.

9. Dr. Leopold Rütimeyer, Privatdozent an der medizinischen Fakultät, wird zum außerordentlichen Professor befördert.

10. Beim 48. Jahresfest der evangelischen Stadtmission im Vereinshaus hält die Festpredigt Dekan Böhmerle aus Durlach,

14. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation und verschiedener kleiner Geschäfte setzt der Rat endgiltige Baulinien fest für die Ecke Gerbergasse-Lohnhofgäßlein, sowie für

eine Verbindung zwiſchen Sattel- und Hutgaſſe (Glockengaſſe). Zu Erſatzrichtern für das Appellationsgericht werden gewählt Dr. J. J. Oberer, Dr. Max Stähelin, Prof. Nagler und Dr. Stöcklin. Es wird die Erwerbung des Kleinhüningerteichs an der Hochberger- und Badenerſtraße beſchloſſen und ſodann Kenntnis genommen von den geſcheiterten Verſuchen der Regierung für Schaffung von Arbeiterausſchüſſen in der öffentlichen Verwaltung, immerhin in einer Form, die der Sympathie des Rats für ſolche Ausſchüſſe Ausdruck verleiht. Hierauf wird das Geſetz von 1896 betr. Vollendung der Kanaliſation von Baſel ergänzt. In der Nachmittagſitzung wird die Validierung der Regierungswahl vom 26. und 27. v. M. zugleich mit der dagegen eingereichten Einſprache von Ingenieur Gelpke, Dr. Knörr und Dr. Linder behandelt. Mit 72 gegen 26 Stimmen wird der Rekurs abgewieſen und Validierung ausgeſprochen.

18. ffg. Die Faſtnacht dieſes Jahres, eingeleitet ſchon am 16. durch die Narrenabende verſchiedener Vereine, ließ an Mannigfaltigkeit nichts zu wünſchen übrig und bewies durch die Abwechslung und die Buntheit der vielen Züge, die am Montag früh und Nachmittag die Stadt durchzogen, daß Quodlibet und Wurzengraber-Kämmerli mit Erfolg an der Hebung der Faſtnacht arbeiteten. Am Dienstag kamen wie gewohnt die Bälle, der Mittwoch aber, der den glänzenden Abſchluß hätte bringen ſollen, jagte mit einem Schneetreiben und einem Paſſatſturm, wie man ſie noch ſelten um dieſe Jahreszeit erlebt hat, alles unter das ſchützende Dach der Wirtſchaften. Die Reſtaurationen ſollen glänzende Geſchäfte gemacht haben.

18. An der Influenza ſtirbt im Alter von 66 Jahren Rud. Paravicini-Viſcher, einer der anerkannt erfolgreichſten und auf dem Weltmarkt angeſehenſten Basler Bandfabrikanten. Der Öffentlichkeit hat er gedient als Präſident der Theater-

kommission und früher Jahre lang als Präsident der Allgem. Musikgesellschaft.

20. Der seit dem 16. v. M. flüchtige Zollsekretär J. Fehr wird in Kehl festgenommen. Sofort wurde bei der badischen Staatsanwaltschaft das Begehren um seine Auslieferung gestellt.

22. Der Privatdozent Dr. Marcel Großmann hält seine Habilitationsvorlesung über Die Entwicklung der kartographischen Methoden.

22. Von den auf der Bundeskanzlei verifizierten 167,814 Initiativunterschriften für die Initiative betr. das Verbot des Absinths stammen aus Baselstadt 4636.

23. Die Regierung bewilligt dem ordentlichen Professor für Chirurgie, Eugen Enderlen, die erbetene Entlassung.

24. Nach kurzer Krankheit stirbt im Alter von 68 Jahren Dr. J. J. Oberer-Hindermann, Delegierter des Verwaltungsrats des Schweiz. Bankvereins und früher Direktor der Schweiz. Centralbahn, vor mehr als 20 Jahren Chefredakteur der „Schweiz. Grenzpost". Aus dem Kanton Baselland gebürtig, diente er seiner Adoptivheimat Basel als Mitglied des Großen Rates, der Synode und des Kirchenrats, später und bis an sein Lebensende des Appellationsgerichts, und wurde von der Universität Basel durch Verleihung des juristischen Ehrendoktortitels ausgezeichnet. Oberer bekleidete in der Armee den Rang eines Oberstbrigadiers der Landwehr.

24. 25. Die Konferenz der christlich-sozialen Gesellschaften der Schweiz nimmt bei der Begrüßung am Sonntag 24. Febr. Abd. ein von Pfr. Keller aus Genf vorgetragenes Referat von Pfr. Röhrich aus Genf entgegen über den Kongreß der französischen christlich-sozialen Protestanten in Genf. Am folgenden Tag sprachen Pfr. Ragaz über Recht und Unrecht des Kapitalismus, Pfarrer Blanc (Peseux) und

Pfr. Probſt (Baſel) über „Chriſtliche Meiſter und Arbeiter gegenüber Streik, Ausſperrung und Boykott."

27. Der Regierungsrat bewilligt dem ordentlichen Profeſſor für Innere Medizin, Fritz Voit die erbetene Entlaſſung und ernennt zum Profeſſor für Chirurgie Prof. Max Wilms z. Zt. in Leipzig, für Innere Medizin Prof. Dietrich Gerhardt, z. Zt. in Jena.

Zum Zivilgerichtſchreiber wählt das Zivilgericht an Stelle des zurücktretenden Dr. M. Stähelin: Dr. M. Veith, bisher Subſtituten.

Der aus Baſel ſtammende Klaviervirtuos Otto Hegner, der ſ. Z. ſchon als 8jähriges Wunderkind im Konzertſaal auftrat, ſtirbt im Alter von 31 Jahren in Hamburg, wo er als Muſiklehrer tätig war.

28. Großer Rat. Die Mitteilung über einen vom Bundesrat mit der badiſchen Regierung vereinbarten Abtauſch von 4000 m² Land beim Otterbach zur Erleichterung der Zollaufſicht veranlaßt einige Bemerkungen, weil die Kantonsregierung einfach vor das fait accompli geſtellt wurde; die Angelegenheit wird zur Kanzlei gelegt. Es werden die nötigen Kredite bewilligt für Ankauf der Liegenſchaften Münſterplatz 6, Klingelberg 57 und Fiſchmarkt 2; hierauf nimmt der Rat die Vorlage betr. Erteilung einer Konzeſſion an ein Privatkonſortium betr. Güterbeförderung auf dem Rhein nach Antrag der Regierung an.

Witterung. Der Februar ſetzte den vom Januar begonnenen Winter rechtſchaffen fort mit Kälte und reichem Schneefall, allerdings wiederholt von kurzen Tauperioden unterbrochen. Für Schlittſchuhläufer, Ski- und Schlittenfahrer war ſo zu ſagen jeder Sonntag ein Feſt. Folgendes ſind die Werte: Temperaturmittel — 0,46°, mittleres Temperatur-Maximum 2,37°, mittleres Temperatur-Minimum — 2,92°, Mittel des Luftdrucks 737,7 mm, Regenmenge 35,2 mm, Sonnenſcheindauer

67 (normal 89) Stunden, Gesamtschneehöhe des ganzen Winters 60 cm.

März 1907.

4. Die Kommission für das Stadttheater wählt zu ihrem Präsidenten an Stelle des verstorbenen Rud. Paravicini: Dr. Ernst Röchlin.

7. Die Gärtnergehilfen treten wegen Lohnfragen in Ausstand.

9. Der Verein für Förderung der Schiffahrt auf dem Oberrhein hält seine Jahresversammlung ab, bei der Ingenieur Faber aus Bayern über das bayrische Kanalgesetz und dessen Ausbau, alt Staatsrat Romieux aus Genf über die beabsichtigte Gründung einer westschweizerischen Sektion des Rheinschiffahrtverein referierte. Es folgte ein belebtes Bankett.

12. Die Maler- und Gipsergesellen treten in Ausstand; den Anlaß bieten Fragen der Arbeitszeit und des Lohnes. Hier traten zum erstenmal für Basel neben der „roten" (sozialdemokratischen) auch die „gelbe" (parteilose) und die „blaue" (christliche) Arbeitergruppe auf.

14. Der Große Rat überträgt die Präsidialgeschäfte bis zum Ablauf der Amtsdauer des aus der Regierung scheidenden Regierungspräsidenten Reese dem Vizepräsidenten Burckhardt-Fetscherin. Hierauf beschließt er Verkauf der Liegenschaft Gerbergasse 47 und Legung einer Baulinie in der St. Albanvorstadt und nimmt den Regierungsantrag betreffend Verlegung der Landesgrenze an. Endlich wird der Gesetzesentwurf betr. Reorganisation des Appellationsgerichtes durchberaten und angenommen und von dem Kanalisationsgesetz, das zu 2. Lesung vorlag, werden einige Artikel an eine Spezialkommission gewiesen.

15. Dr. Fritz Schider, der tüchtige Künſtler, der als Zeichner des anatomiſchen Atlas einen guten Ruf auch in der Welt der Wiſſenſchaft erworben hat — er verdankt dieſem Werk den Titel eines Ehrendoktors der Medizin — ſtirbt nach langem Leiden. Gebürtig aus Salzburg hat er während 41 Jahren in Baſel Zeichnen und Malen gelehrt, erſt an der Zeichnungs- und Modellierſchule der Gemeinnützigen Geſellſchaft, dann an der ſtaatlichen Allgemeinen Gewerbeſchule.

Die Gemeinnützige Geſellſchaft beſchließt einen Beitrag von 100,000 Fr. an ein öffentliches Schwimmbad.

16. Der neu gewählte Regierungsrat Armin Stöcklin tritt ſein Amt an. — Der Bezirksrat von Lörrach erteilt dem Kanton Baſel-Stadt und den Kraftübertragungswerken Rheinfelden als gemeinſamen Unternehmern die Konzeſſion für ein Elektrizitätswerk am Rhein bei Augſt-Wyhlen. Damit hat die letzte Inſtanz geſprochen, und wenn Behörde und Volk von Baſel ihre Einwilligung erteilt haben, ſo kann der Bau beginnen. — Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität erteilt zum erſten Mal einer Dame den Titel eines Doktors der Philoſophie.

16./17. Zum ſchweizeriſchen freiſinnig-demokratiſchen Parteitag, der unter Ständerat Scherrers Leitung in Baſel abgehalten wurde, fanden ſich Delegierte und ſonſtige Parteigenoſſen zahlreich ein. In einer Delegiertenverſammlung am 16. im Großratsſaale wurde eine Statutenreviſion beſchloſſen und als neuer Vorort Zürich mit Nationalrat Dr. Bißegger als Präſidenten bezeichnet. Eine gemütliche Vereinigung zu Safran beſchloß den Tag. Am 17. beſchloß man nach einem Referat von Dr. Hoffmann (St. Gallen) für die revidierte Militärorganiſation in der Form, wie ſie die Räte verlaſſen werde, einzutreten. Auf einen Meinungsaustauſch über die

Kranken- und Unfallversicherung folgt das mit vielen Reden belebte Bankett im Stadtkasino.

21. Großer Rat. Nach einer Interpellation wird zum Ersatzrichter des Appellationsgerichts an Stelle des unmittelbar nach seiner Wahl verstorbenen J. J. Oberer gewählt Professor E. Rabel und sodann die Beratung des Budgets für 1907 in Angriff genommen.

22. Zum Präsidenten der Evangelischen Missionsgesellschaft an Stelle des zurücktretenden Pfr. Miescher wird gewählt Alfred Sarasin-Iselin.

23. Die venia legendi wird durch die Kuratel erteilt an der medizinischen Fakultät den DDr. Robert Bing (Basel) für Neurologie und Karl Stäubli (Zürich) für Innere Medizin, an der philosophischen Fakultät Dr. August Buxtorf (Basel) für Mineralogie und Geologie.

26. Weiterer Bürgerrat. Es wird beschlossen der Ankauf des Hauses Hebelstraße 28 zur Abrundung des Spitalareals, die Bewilligung einer Anzahl Nachtragskredite für Reparaturbauten im Spital und der Ankauf eines Komplexes Land auf dem Bruderholz bei Klosterfiechten für die Chr. Merian'sche Stiftung. Endlich werden eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren erledigt.

An einem Schlaganfall stirbt Notar Joh. Rud. Lichtenhan J. U. D., 70jährig, früher Regierungssekretär und Strafrichter.

27. Zum Substituten des Zivilgerichts wird gewählt Dr. Eugen Blocher von Schattenhalb.

28. Dr. Knörr und Dr. Linder reichen den Rekurs gegen die Wahl von Regierungsrat A. Stöcklin beim Bundesrat ein.

30. Zum Direktor der Kantonalbank wird von der Regierung gewählt Karl Steffen, schon bisher an der Anstalt tätig.

31. Witterung. Der Monat März brachte zwar viele helle Tage mit Sonnenschein, doch noch keine Wärme. So blieb die Pflanzenwelt in ihrer Entwicklung stark zurück, nicht zum Leid der Bauerschaft, die in Folge dessen die Frühjahrsfröste um so weniger zu fürchten hat. Das Temperaturmittel war 4,67°, das mittlere Temperatur-Maximum 9,29°, das mittlere Temperatur-Minimum 0,64°, das Mittel des Luftdrucks 742,1 mm, die Regenmenge 43,3 mm, die Sonnenscheindauer 157 Stunden (normal 118 Stunden).

April 1907.

4. Großer Rat. Nachdem die Sitzung durch eine Interpellation eingeleitet worden ist, wird das Budget pro 1907 zu Ende beraten. Es weist nun auf an Einnahmen 13,787,985 Fr., an Ausgaben 16,055,902 Fr., somit ein Defizit von 2,267,997 Fr. Hiernach werden die Postultate erledigt, und über die Petition eines entlassenen Polizeimannes geht der Rat zur Tagesordnung.

5. Dr. Rudolf Burckhardt, außerordentlicher Professor der Zoologie an der Universität nimmt eine Berufung als wissenschaftlicher Leiter der zoologischen Station in Rovigno an.

7. Der neue Helfer zu St. Leonhard, Pfr. Schachenmann wird mit feierlicher Ordination in sein Amt eingeführt.

Es findet in Basel unter dem Vorsitz von Oberst A. Thélin, Nationalrat, die Delegiertenversammlung des Schweiz. Schützenvereins zur Behandlung der laufenden Geschäfte statt.

10. Die Regierung ernennt den Hauptmann Otto Senn zum Major der Infanterie und überträgt ihm das Kommando des Batallions 97.

14. Bei den öffentlichen Lehrlingsprämierungen im großen Hörsaal des Bernoullianums hält u. A. auch der neue Regierungsrat Stöcklin eine Ansprache.

15. Es beginnt die Unterschriftensammlung für eine Initiative, die die in allernächster Aussicht stehende Ausführung der Jakob Burckhardt-Straße zu verhindern trachtet. Schon nach wenigen Tagen sind 1000 Unterschriften gesammelt.

16. Zum Präsidenten des Kunstvereins an Stelle von J. Sarasin-Schlumberger, der während 16 Jahren den Vorsitz führte, wird gewählt der bisherige Statthalter Hans Burckhardt-Burckhardt. Dem abtretenden Vorsitzenden wird das Ehrenpräsidium übertragen.

18. Großer Rat. Der Rat beschließt Ankauf eines Hauses in der Aeschenvorstadt, berät das Wohnungsgesetz durch und nimmt es an und erledigt einige bauliche Geschäfte; in der Nachmittagssitzung wird über eine Petition um Nichtausführung der Jakob Burckhardt-Straße zur Tagesordnung geschritten und nach einer längeren Debatte über die Platzfrage der Antrag mit der Gemeinnützigen Gesellschaft betr. das Schwimmbad verifiziert, endlich ein Programm betr. den Bau von Brausebädern in verschiedenen Stadtteilen angenommen.

19. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-Vereins beantragt der Generalversammlung, für 1906 eine Dividende von 8% zu beschließen.

20. Der Regierung wird ein Initiativbegehren um Aufhebung des Art. 164 des Strafgesetzbuches („Streikparagraph") eingereicht.

21. Der neu gewählte Bischof von Basel Dr. Jakob Stammler stattet der römisch-katholischen Gemeinde in Basel seinen ersten Besuch ab. Bei diesem Anlaß nimmt er in zwei Kirchen rund 1100 Firmungen vor. Am Abend erfolgte eine festliche Begrüßung im Musiksaal.

26. Im Alter von nur 44 Jahren stirbt der tüchtige Untersuchungsrichter K. Häring, gebürtig aus Arlesheim. —

Im Zuſammenhang mit den noch immer fortdauernden Streiken der Gärtner und Maler veranſtaltet die ſozialdemokratiſche Partei eine Demonſtrationsverſammlung auf dem Markt. Verſchiedene Redner hielten Anſprachen, dann folgte ein Umzug.

27. Die Initiative betr. Jakob Burckhardt-Straße wird, mit rund 2500 Unterſchriften verſehen, dem Regierungsrat überreicht und von dieſem dem Großen Rat überwieſen. — Der Verwaltungsrat der ſchweizeriſchen Nationalbank beantragt dem Bundesrat, als Subdirektor der Filiale Baſel der Bank zu wählen A. Müller- v. Mechel, bisher Prokuriſten der Bank in Baſel.

28. Der Kaufmänniſche Verein weiht ſein in dem käuflich erworbenen Gebäude der ehemaligen Speiſewirtſchaft zum Engel (Kornhausgaſſe) eingerichtetes neues Heim ein. Die Einrichtungen des Baues werden als in jeder Hinſicht gelungen geſchildert. Auf den Feſtakt am Vormittag in dem neuen Lokal, wobei einige Ehrenmitglieder ernannt wurden, folgte ein Bankett im Muſikſaal und am Abend eine geſellige Vereinigung.

29. Die 200. Wiederkehr von Leonhard Eulers Geburtstag am 15. April war in die akademiſchen Ferien gefallen und deshalb ungefeiert geblieben. Dies wird heute zu Beginn des Semeſters nachgeholt. Beim Feſtakt am Vormittag in der Martinskirche, dem die Profeſſoren, die Studentenſchaft in Wix, Abgeordnete der Schweizer Hochſchulen und der Akademien von Berlin und von Petersburg beiwohnten, hielt Prof. Karl Von der Mühll die Feſtrede, die Vertreter der auswärtigen und der ſchweizeriſchen gelehrten Anſtalten hielten kurze Anſprachen und der derzeitige Rektor Prof. John Meier ſchloß mit einem Dank Baſels. Umrahmt wurde die Feier durch Vorträge des akademiſchen Orcheſters. Den Feſttag beſchloß ein abendlicher Kommers.

30. Von Anſtößern und Nachbarn der Anlage bei der Wettſteinbrücke wird ein Referendum inſzeniert gegen den Großratsbeſchluß vom 18. ds. betr. den Bau eines Schwimmbades in dieſen Anlagen.

Witterung. Der April blieb in Bezug auf Wärme und Sonnenſchein bedeutend hinter den Normalwerten zurück. Dadurch hielt er aber auch in wünſchenswerter Weiſe alles Wachstum hintan und bewahrte es vor Frühfröſten. Folgendes ſind die Hauptwerte: Temperaturmittel 8,23°, mittleres Temperatur-Maximum 13,0°, mittleres Temperatur-Minimum 4,2°, Mittel des Luftdrucks 731,9 mm, Regenmenge 74,6 mm, Sonnenſcheindauer 115 Stunden.

Mai 1907.

1. Das erſte Schleppſchiff dieſes Jahres, der Dampfer Knipſcher XVIII. trifft mit einem Laſtkahn Kohlen aus Straßburg ein. Die Rheinſchiffahrt ſoll dieſen Sommer ſehr eifrig betrieben werden. Die Chronik ſieht davon ab, die Ankunft jedes Zuges zu melden.

Die Feier des 1. Mai leidet ſtark unter der Ungunſt der Witterung. Die Feſtakte werden in verſchiedenen geſchloſſenen Räumlichkeiten abgehalten.

Die Studentenſchaft veranſtaltet einen Fackelzug zu Ehren ihres verſtorbenen Kommilitonen stud. phil. W. Balmer.

2. Der Große Rat vernimmt nach einer Interpellation betr. die Haltung der Polizei gegenüber den noch immer andauernden Streiken das Rücktrittsgeſuch von Regierungsrat Hans Burckhardt, der in das Direktorium der Hypothekenbank übertreten wird, bewilligt den Verkauf eines Stückes Land an die badiſche Bahn, beſchließt Einrichtung der Zentralheizung im Gymnaſium, wählt zu ſeinem Präſidenten G. Krebs, zum Statthalter Dr. Ch. Rothenberger, zum Präſidenten der Re-

gierung Dr. Hans Burckhardt, zum Vizepräsidenten Dr. H. David, erklärt die Initiative betr. Jakob Burckhardt-Straße unerheblich und geht über zum Entwurf der Kommission für ein revidiertes Gewerbeschulgesetz.

4. Die amtlichen Regierungsverhandlungen teilen mit, der Kanton habe von einem in Rolle verstorbenen Basler Henri Grether, dessen Vermögen, 71,000 Fr. geerbt.

4./5. Es werden in verschiedenen Quartieren 4 Nachwahlen in den Großen Rat vorgenommen. Die neu zu besetzenden Sessel hatten bisher der sozialdemokratischen Partei gehört. In diesen Wahlen wurden ihnen zwei abgenommen, der eine von den Freisinnigen, der andere von den Liberalen. — Gleichzeitig fanden 5 Nachwahlen in die Synode für die zweite Hälfte der 6jährigen Amtsdauer statt. Hier ließen einander die Parteien ohne Kampf ihren bisherigen Besitz.

5. Auf dem Landhof wird eine Zeltmission eröffnet.

8. Der Gärtnerstreik endigt nach 7wöchentlicher Dauer mit einer bedingungslosen Unterwerfung der Arbeiter.

9. ffg. Die Feldschützengesellschaft feiert ihr 25jähriges Bestehen mit einem sehr wohlgelungenen Ehr- und Freischießen auf dem Schießplatz hinter dem Allschwiler Weiher.

10. In gewohnter Weise findet das Hebelmähli in Hausen statt, bei einer Beteiligung von etwa 120 Personen.

Von Zürich kommen auf einer Probefahrt etwa 20 Last-Automobile verschiedener Marken beladen nach Basel, um am folgenden Tag über Solothurn nach Bern, am dritten nach Thun, am vierten nach Luzern und am fünften wieder zurück nach Zürich zu fahren.

10./11. Miß Emily Hobhouse, die in den ehemaligen südafrikanischen Freistaaten zu einem großen Teil mit Unterstützung von Schweizer Freunden die Spinnerei und Weberei eingeführt hat, berührt auf ihrer Reise durch die Schweiz

auch Basel nnd spricht in engerm und in weiterm Kreis über ihr Werk.

11. Im Alter von erst 50 Jahren stirbt nach schwerem Leiden Primarschulinspektor Dr. Franz Fäh, gebürtig aus dem Kanton St. Gallen, dem Basel wie auch Wallenstadt für hervorragende Arbeiten aus ihrer Geschichte (jenes für eine Biographie Wettsteins) das Ehrenbürgerrecht verliehen haben.

11./12. Die Sektion Basel des schweizerischen Vereins vom Blauen Kreuz feiert das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens.

12. Die freisinnige Partei begeht mit ehrenden Reden das Gedächtnis des vor 20 Jahren verstorbenen Nationalrats Wilhelm Klein. Auf diesen Tag hatte Redakteur F. Brändlin eine Gedenkschrift verfaßt.

Im Alter von 62 Jahren stirbt der Strafgerichtschreiber Dr. Franz Girard-Kündig.

14. Dr. Felix Stähelin hält seine Habilitationsvorlesung über Probleme der jüdischen Geschichte.

Der Dampfer Knipscher IX., der seit einigen Tagen regelmäßige Fahrten zwischen Basel und dem Waldhaus in der Hardt ausführte, besucht als erster Dampfer, der so weit in den Rhein hinaufsteigt, die Stadt Rheinfelden.

16. Der Große Rat bewilligt Regierungsrat Hans Burckhardt die erbetene Entlassung auf den 1. August, berät das Gesetz betreffend Allg. Gewerbeschule in erster Lesung zu Ende, erledigt den Rückständebericht und bewilligt für Korrektion des Küchegäßleins 60,000 Fr.

22. Gegen den Großratsbeschluß betr. Erstellung eines Schwimmbades verlangen 1200 Stimmberechtigte das Referendum. Später wurden noch zahlreiche weitere Unterschriften eingereicht.

Die Staatsrechnung von 1906 weiſt auf an Einnahmen 14,846,731 Fr. 68 (Budget 12,435,442 Fr.), an Ausgaben 14,838,646 Fr. 26 (Budget 14,628,817 Fr.), ſomit einen Ueberſchuß von 8,085 Fr. 42 (Budget ein Defizit von 2,193,375 Fr. und 38,765 Fr. 62 Nachtragskredite.) Hierzu kommen 233,178 Fr. 40 (Budget 230,000 Fr.) Ausgaben auf Rechnung der Eiſenbahnbauten.

23. Die ſtänderätliche und die nationalrätliche Kommiſſion für eine Subvention der Basler Rheinſchiffahrts-Anlagen durch den Bund, die ſchon ſeit dem 22. in Baſel weilte, unternimmt in Geſellſchaft B. R. Ruchets, der Basler Regierung und einiger Vertreter der badiſchen und elſäßiſchen Stromverwaltung auf Knipſcher IX. eine Fahrt nach Straßburg. Unterwegs bei Sponheim kreuzen ſie die Bahn des bergwärts fahrenden Knipſcher XVIII., aus dem ſie Ingen. Gelpke an Bord nehmen. Die Kommiſſionen bleiben zunächſt in Straßburg zum Studium der dortigen und der Kehler Hafenanlagen.

24. Zum Vorſteher der Gemeinnützigen Geſellſchaft für 1907/08 wird gewählt Dr. Ernſt Köchlin.

25./26. Die Wahlen, die durch das neue Gerichtsorganiſationsgeſetz gefordert werden, fielen aus wie folgt: 1. Präſidenten des Appellationsgerichts die DDr. Götzinger, Brodbeck und Völlmy. 2. Mitglieder desſelben Gerichts Nationalrat Oberſt Iſelin, Nationalrat Müry, Profeſſor K. Wieland, Profeſſor E. Rabel, Dr. P. Wolf und Dr. Alfred Alioth; 3. vierter Präſident des Zivilgerichts Dr. Alfred Silbernagel, endlich 4. Statthalter des Strafgerichts Dr. Iſaak Iſelin Sohn. Die Wahlbeteiligung war ſchwach, 28 bis 30 Prozent. Sozialdemokraten und Katholiken hatten ſich der Wahl enthalten; die Vorſchläge der beiden übrigen Parteien ſtimmten bis auf 2 Mann überein; in dieſen beiden beſtrittenen Stellen ſiegten die liberalen Kandidaten, DDr. Alioth

und Iſelin Sohn. — Gleichzeitig wurde über das Initiativbegehren betr. Erſtellung der Jakob Burckhardt-Straße abgeſtimmt. Es war eine rege Agitation in Verſammlungen und in der Preſſe vorausgegangen. Die freiſinnige Partei empfahl Annahme des Großratsbeſchluſſes betr. die Initiative, d. h. Ausführung der Straße. Die drei andern Parteien gaben die Stimme frei. Mit 3489 gegen 1952 Stimmen wurde die Straße abgelehnt.

30. Im Weitern Bürgerrat wird die Motion Brändlin betr. Erhöhung der Gehalte der Beamten und Angeſtellten dem Engern Bürgerrat überwieſen; es wird der Kredit für den Bau einer Kühlanlage im Spital bewilligt und der Verkauf einiger Landparzellen auf der Schützenmatte durch das Pflegamt des Spitals genehmigt. Zum Schluß werden eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

31. Witterung. Der Monat Mai brachte ungewöhnliche Gegenſätze der Witterung und die total verregneten fröſteligen Pfingſttage haben ſo manchen Plan zu nichte gemacht, daß man noch lange daran denken wird. Das Temperaturmittel betrug 14,16°, das mittlere Temperatur-Maximum 19,9, das mittlere Temperatur-Minimum 8,9°, das Mittel des Luftdrucks 736,1 mm, die Regenmenge 58,9 mm, die Sonnenſcheindauer 153 Stunden und die Zahl der hellen Tage bloß 3.

Juni 1907.

1. Es findet die letzte Generalverſammlung der ſchweiz. Emiſſionsbanken in Baſel ſtatt. Die ſeit 25 Jahren vom Konkordat, ſeit 1893 unter dem Vorſitze der Bank in Baſel beſorgte Leitung des ſchweizeriſchen Banknotenweſens und der ſchweizeriſchen Diskontopolitik geht an die Nationalbank über. Im Anſchluß daran wurde unter dem Namen „Verband der Schweizeriſchen Kantonalbanken“ eine Vereinigung ge-

gründet, die einen Teil der Aufgaben des aufgelösten Konkordats in Zukunft übernimmt. Vorort ist die Basler Kantonalbank.

3. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche wählt zu ihrem Präsidenten Dr. Ed. Kern und genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1906.

5. Das Strafgericht wählt zum Strafgerichtschreiber Dr. Karl Löw.

Vor wenigen Tagen ist unter den Handlangern und Erdarbeitern am Theaterneubau ein Streik ausgebrochen und hat sich rasch ausgedehnt, so daß, die Maurer eingerechnet, die wegen dieser Arbeitseinstellung feiern müssen, 1700 Mann dieses Zweiges arbeitslos sind. Ferner ist unter den Tabakarbeitern ein Streik ausgebrochen, der jedoch bald beigelegt wird und der Malerstreik dauert noch immer an.

6. Großer Rat. Nach einer Interpellation über den Handlangerstreik, nach der Validierung der letzten Großrats- und Richterwahlen und nach Aufhebung der Baulinien an der Jakob Burckhardt-Straße wird das Initiativbegehren betr. Aufhebung von § 164 des Pol.-St.-Ges. (des Streikparagraphen) nach langem Redeturnier unerheblich erklärt.

7. Die Wahlen in den Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-Vereins ergeben einen Sieg der bürgerlichen über die sozialdemokratischen Kandidaten, und zwar mit einer Mehrheit von etwa 1200 Stimmen, bei total etwa 7500 Stimmenden.

8./10. In Basel hält der Schweiz. Automobilklub unter dem Vorsitz von Th. Empeyta (Genf) seine Generalversammlung ab, mit Ausfahrt am 9. nach Bad Bubendorf, am 10. nach Laufenburg.

11. Unter dem Vorsitz von Antistes von Salis findet in Basel die Kirchenkonferenz der evangelischen Kantone statt.

13. Die Frequenz der Universität Basel für das Sommersemester 1907 weist auf 604 immatrikulierte Studenten (14 Damen), dazu 79 (29) Zuhörer und zwar 455 (12) Schweizer und 149 (2) Ausländer, 62 Theologen, 59 Juristen, 175 (6) Mediziner und 308 (8) Angehörige der philosophischen Fakultät. Von den 212 (7) Angehörigen des Kantons Baselstadt studierten Theologie 15, Jurisprudenz 34, Medizin 48 (2), Philosophie 115 (5).

14. In der Aula des Museums findet unter dem Vorsitz von Nationalrat Iselin, Präsidenten der Akademischen Gesellschaft eine Versammlung von Angehörigen und Freunden der Universität statt, in der auf Grund eines Referats von Rektor John Meier über die Raumnot unserer Universitätsanstalten und über die Mittel ihr abzuhelfen beraten wurde.

15./16. Auf dem Feld von St. Jakob finden, von der Sektion Basel des Schweizerischen Rennvereins veranstaltet, sehr stark besuchte Wettrennen statt, die in Bezug auf den Sport einen Erfolg bedeuten; sie kosteten einem Pferd das Leben und mehrere Reiter wurden mehr oder minder schwer verletzt.

17. Die in Basel beschäftigten italienischen Maurer treten in einen Streik, dem sich aber bei weitem nicht alle Berufsgenossen anschließen, so daß noch etwa 500 weiter arbeiten.

Der am 23. Januar dieses Jahres vor dem Strafgericht verhandelte sogenannte Bärenprozeß wird heute vor dem Appellationsgericht erledigt. Sämtliche von der 1. Instanz ausgesprochenen Strafen werden bestätigt mit Ausnahme derjenigen gegen Löliger, dessen Zuchthausstrafe von 2 auf $1^1/_2$ Jahre ermäßigt wird.

20. Der Große Rat ratifiziert eine Reihe von Bürgeraufnahmen, er wählt 4 Ersatzrichter für das Appellationsgericht (DDr. Sulger, Elias Burckhardt und Max Stähelin, Professor

Nagler), ferner als Untersuchungsrichter Dr. Paul Siegfried, bewilligt eine Reihe Nachtragskredite, ratifiziert den Betriebsvertrag zwischen Straßenbahnverwaltung und Trambahngesellschaft Basel-Aesch, bewilligt für eine neue Heizung im Münster 45,000 Fr., für ein Mädchensekundarschulhaus an der Straßburger Allee 1,122,000 Fr., für eine Wassergasanlage in der Gasfabrik 365,000 Fr., für Kanäle in der Peter Rot- und Inselstraße 170,000 Fr., für Pflästerung der St. Albanvorstadt 70,000 Fr., faßt einen Beschluß über Ergänzung des Gesetzes betr. Verwaltungsrechtspflege, nimmt ein Gesetz an betr. Gewährleistung beim Viehandel, genehmigt die Straßenlinien für Glockengasse und Sattelgasse und erledigt endlich zwei Wirtschaftsrekurse, den einen begründet erklärend, den andern abweisend.

21. Prof. Dr. Dietrich Gerhardt, der neue Lehrer der Innern Medizin, hält seine akademische Antrittsvorlesung über Ausgleich- und Anpassungsvorgänge bei Krankheiten. — Die Bank in Basel tritt nach viele Jahrzehnte langem, für Basels Handel und Industrie und Wohlstand im Allgemeinen segensreichstem Wirken in Liquidation und macht einer Zweiganstalt der heute ins Leben tretenden Nationalbank Platz.

22./23. Das Basler Volk nimmt bei einer Beteiligung von gegen 7000 Stimmenden (19,537 Stimmberechtigte) die durch Referendumsbegehren vor seine Entscheidung gezogene Vorlage betr. Bau eines Schwimmbades in den Wettsteinanlagen mit 3764 Ja gegen 2963 Nein an und hebt endgültig die Baulinien für die Jakob Burckhardt-Straße mit 4538 gegen 2202 Stimmen auf. Zum Mitglied des Regierungsrates wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Regierungsrats Hans Burckhardt, Nationalrat Dr. Paul Speiser mit 4884 Stimmen, zum Strafgerichtspräsidenten Dr. Wilhelm Altermatt mit 5016, zum Zivilgerichtspräsidenten der bisherige Gerichtsschreiber Dr. Veith mit 3601 Stimmen; die Wahl eines zweiten Zivil-

gerichtspräſidenten kam nicht zu Stande, indem der Kandidat der Freiſinnigen, Dr. Emil Stöcklin, bei einem abſoluten Mehr von 2992 2211, der der liberalen Partei, Dr. P. Speiſer-Thurneyſen 2141, der von den Sozialdemokraten unterſtützte Kandidat der katholiſchen Volkspartei, Dr. Abt in Arlesheim 1887 Stimmen machte.

Die Delegierten des Verbands Schweizeriſcher Konſumvereine halten unter dem Vorſitz von Dr. Rudolf Kündig in Baſel ihre Verſammlung ab. Neben einer Reihe von geſchäftlichen Beratungen und von geſelligen Zuſammenkünften bildet einen Hauptgegenſtand der Tagung die Beſichtigung und Einweihung des großen neuen, dem Verband gehörenden Lagerhauſes in Prattelu.

24. Nach einem Proviſorium von 5 Jahren wird der Neubau des Bahnhofs der Bundesbahnen an Stelle des alten Zentralbahnhofes neu bezogen. Der Bau hat mit allen zugehörigen Straßenbauten und Geleiſeverlegungen rund 36 Millionen gekoſtet, an denen Baſel mit einer Ausgabe von 4 Millionen beteiligt war. Der Inbetriebſetzung war am 22. Juni eine Einweihungsfeier vorangegangen, an der Vertreter von Staats- und Bahnbehörden und befreundeten Bahnen in großer Zahl teilnahmen und die nach einer Beſichtigung des Neubaues in einem durch zahlreiche gehaltvolle Tiſchreden gewürzten geſelligen Akt ausklang.

24 ffg. In gewohnter Weiſe wird die Woche der religiöſen Jahresfeſte gefeiert, zum erſten Mal mit der Neuerung, daß beſondere Verſammlungen für Feſtgäſte franzöſiſcher Zunge angeordnet werden.

27. Großer Rat. Der Rat genehmigt Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank für 1906 und ändert das Kantonalbankgeſetz ab, er beſchließt Ankauf der Liegenſchaft Aeſchenvorſtadt 40, Erſtellung eines Straßenbahndoppelgeleiſes

in der Miſſionsſtraße und in der St. Johannvorſtadt nebſt Pflaſterung der letztern, eine Straßenlinie für die rechte Seite der Ochſengaſſe und für eine Verbindungsſtraße zwiſchen Wallſtraße und Steinentorſtraße und beſchließt Überweiſung der Petition des Hausbeſitzervereins betr. Reviſion des Brandverſicherungsgeſetzes an die Regierung, ſowie Ueberweiſung der Anzüge Dr. Adam betr. allgemeine Invaliden-, Witwen- und Waiſenverſicherung, Dr. Göttisheim und Konſ. betr. das genaue Studium eines Juradurchſtichs Baſel-Bern und Jäggi-Büttiker betr. Wohnungsreform. Zu Beginn der Nachmittagsſitzung wurde von der Regierung und vom Präſidenten des Großen Rates dem alten Appellationsgericht, deſſen Tätigkeit nunmehr erliſcht, und deſſen aus 50jähriger richterlicher Betätigung ausſcheidendem Präſidenten Prof. Andreas Heusler der Dank des Gemeinweſens ausgeſprochen. Endlich bewilligte der Rat für Korrektion des Fiſchmarktes und der Eiſengaſſe zu einem Liegenſchaftsankauf, eine Ausgabe von 75,000 Franken.

Der Genoſſenſchaftsrat des Allgem. Konſumvereins nimmt in ſeiner konſtituierenden Sitzung die ihm obliegenden Wahlen im Sinne der Vorſchläge der bürgerlichen Gruppe vor. Auf das vom Verwaltungsrat vorgelegte neue Betriebsreglement tritt er nicht ein, weil es den Statuten nicht entſpricht, empfiehlt dagegen Schaffung der Stelle eines Zentralſekretärs.

28. Privatdozent Dr. Rob. Bing hält ſeine Antrittsvorleſung über Den Begriff der Neuraſthenie.

29. Die Schweizeriſche Vereinigung zur Förderung des internationalen Arbeiterſchutzes hält ihre Generalverſammlung in Baſel zu Safran ab. Neben den Traktanden bildet den Hauptgegenſtand der Verhandlungen die Frage der Heimarbeit, über die Werner Krebs aus Bern referiert.

Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl des bisherigen Konservators des Historischen Museums, Dr. Ferdinand Holzach, als Nachfolger des verstorbenen Dr. Franz Fäh zum Inspektor der Knabenprimarschule.

29. ffg. Der Zirkus Sidoli hält auf der Margarethenwiese seine Vorstellungen ab.

29. 30. Der zweite Wahlgang der Zivilgerichtspräsidentenwahl fällt zu Gunsten des katholischen von den Sozialdemokraten unterstützten Kandidaten Dr. Abt in Arlesheim aus. Er machte 1816 Stimmen, der Kandidat der Liberalen, Dr. P. Speiser-Thurneysen 1486, der der freisinnigen Partei, Dr. Emil Stöcklin 1457.

Witterung. Der Monat Juni zeichnete sich aus durch ungewöhnlich wetterwendisches Wesen und hinterläßt wegen des häufigen Rückfalls in die Kälte den Ruf eines besonders kühlen Heumonats. Das Temperaturmittel betrug 16,17°, das mittlere Temperatur-Maximum 21,2°, das mittlere Temperatur-Minimum 12,1°, das Mittel des Luftdruckes 737,7 mm, die Regenmenge 74,3 mm, die Sonnenscheindauer 168 Stunden, die Zahl der hellen Tage, wie im Vormonat, 3.

Juli 1907.

1. Es bricht ein Streik der Droschkiers aus, die sich bessere Arbeitsbedingungen zu erringen trachten.

3. Das Appellationsgericht bezeichnet als Präsidenten des Gesamtgerichts Dr. Fritz Götzinger und wählt zum Substituten des Gerichtsschreibers Dr. Julius Hartmann; zu einem Substituten des Zivilgerichtsschreibers wird gewählt Dr. Paul Ronus, zum Substituten des Grundbuchverwalters Privatdozent Dr. E. Schweizer.

4. Die Aktionär-Generalversammlung des Stadttheaters genehmigt Jahresbericht und Jahresrechnung und nimmt

mit Bedauern die Mitteilung entgegen, daß, der verſchiedenen Streike (ſ. z. 5. Juni) wegen, die Eröffnung der Bühne keineswegs ſicher ſchon auf die Saiſon 1908/09 wird erfolgen können. — Der Streik der Handlanger des Baugewerbes hat einen teilweiſen Maurerſtreik nach ſich gezogen, indem eine große Zahl Maurer ſich weigern, die zu ihren Arbeiten unentbehrlichen Dienſte der Handlanger zu verrichten. (ſ. z. 17. Juni.)

Die Basler Juriſten veranſtalten im Sommerkaſino eine ſehr gelungene Feier zu Ehren des nach 50jährigem Dienſt aus der richterlichen Tätigkeit ſcheidenden Profeſſor Andreas Heusler und der Appellationsrichter Brand, Dr. Chriſt, Hermann La Roche und Reg.-Rat Speiſer.

5. Dr. E. Stäubli hält ſeine Habilitationsrede als Privatdozent der mediziniſchen Fakultät über Immunität und Dispoſition.

6. Der Streik der Droſchkiers wird beigelegt. — Die Regierung erteilt dem Staatskaſſier Hans Linder die aus Geſundheitsrückſichten erbetene Entlaſſung.

8. In der letzten Sitzung des Großen Rates vor den Ferien wird eine Interpellation betr. Teuerungszulagen für 1907 erledigt und werden die Richterwahlen validiert; zum Regierungspräſidenten an Stelle des zurücktretenden Dr. Hans Burckhardt wird gewählt der bisherige Vizepräſident Dr. David, zum Vizepräſidenten Dr. R. Chr. Burckhardt-Schazmann; zum Schluß wird ein Nachtragskredit von 1750 Franken bewilligt.

13. Zum 2. Zivilgerichtsſchreiber wird gewählt Dr. Rudolf Mieſcher; er wird dem Betreibungs- und Konkursamt vorſtehen.

Am eidgenöſſiſchen Schützenfeſt in Zürich ziehen die Schützen beider Baſel gemeinſam auf. Ihr Sprecher bei der Fahnenübergabe iſt Ständerat Dr. Paul Scherrer, das Banner nimmt entgegen Rechtsanwalt Dr. Bader. Der näm-

liche Tag war Veteranentag, und am Mittagsbankett sprach im Namen der Veteranen National-Rat Müry aus Basel, Lorbeergekrönt kehrten die Basler Schützen am 21. Juli heim, von einer zahlreichen Menge empfangen und durch Regierungs-Rat Stöcklin mit einer Ansprache begrüßt.

14. Der Malerstreik nimmt nach 20wöchiger Dauer durch Vermittlung des Baudepartements ein Ende.

Im benachbarten Dornach spielt sich in weiterm Rahmen als gewöhnlich das Jahrzeitfest für die Dornacher Schlacht ab, weil die von dem vor 8 Tagen daselbst gefeierten Gesangfest leerstehenden Räume dazu einladen. Die Festrede hält alt Bundesrat Oberst Emil Frey.

Das französische Nationalfest wird in gewöhnlicher Weise im Sommerkasino begangen.

18. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Professor Wilhelm His in Göttingen aus Basel, bis vor Kurzem an unserer Hochschule und unserem Spital tätig, nimmt einen Ruf als Nachfolger Leydens als Lehrer der Innern Medizin an der Universität Berlin an.

21. Die Typographia Basel feiert ihr 50jähriges Stiftungsfest. — Der deutsche Landwehr- und Reservistenverein in Basel begeht die Feier seines 25jährigen Bestandes verbunden mit einer Fahnenweihe und dem Delegiertentag des obermarkgräfischen Militär-Gauverbandes.

23. Dr. Marcel Großmann, Privatdozent an der Universität und Lehrer der Mathematik an der Obern Realschule wird vom Bundesrat zum Professor für Darstellende Geometrie an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich berufen.

Die Basler Wirte beschließen den Boykott über die Brauereien Feldschlößchen Rheinfelden, Löwenbräu und Kardinal Basel.

24. Bei den Grabarbeiten am Münſter zur Einrichtung einer neuen Heizung werden Töpferarbeiten aus vorgeſchichtlicher wie auch aus römiſcher Zeit aufgefunden. Die Fenſter der Seitenſchiffe werden gleichzeitig mit Glasgemälden ausgeſtattet.

29. In einem Wiederholungskurs der Batterie 36 in Biere findet der 24jährige Kanonier Heinrich Kaufmann aus Baſel, ein vielverſprechender junger Mann durch einen Unglücksfall den Tod.

30. In Schuls (Graubünden) wo er zur Kur weilte, ſtirbt plötzlich 50jährig Jules Seitelen-Imhof, der Inhaber des Droſchkengeſchäftes S., der dem Staat lange als Richter und als Mitglied des Großen Rates gedient hat, auch in den Kreiſen der freiſinnigen Parteileitung hervorragend tätig war.

31. Witterung. Der Juli 1907 hinterläßt den Ruf eines unfreundlichen und kalten Patrons, und auch die zum Teil glänzende Witterung in der zweiten Hälfte des Monats konnte den über alle Maßen unerfreulichen Eindruck der erſten Wochen nicht verwiſchen. Das Temperaturmittel betrug 16,29°, das mittlere Temperatur-Maximum 21,8°, das mittlere Temperatur-Minimum 11,7°, das Mittel des Luftdrucks 738,7 mm, die Regenmenge 79,3 mm, die Sonnenſcheindauer 194 Stunden.

Auguſt 1907.

1. Die Bundesfeier wurde an verſchiedenen Orten der Stadt mit patriotiſcher Rede, Geſang, Muſik und Feuerwerk begangen. So fanden ſich die Landsmannſchaften der verſchiedenen Kantone in der Burgvogtei, Angehörige der freiſinnigen Partei im Garten des Sommerkaſinos, die Bewohner des Quartiers hinter dem Bahnhof im Gundeldingerkaſino in großer Zahl zuſammen, nicht zu gedenken der vielen kleineren

Veranſtaltungen ähnlicher Art. Da die Witterung günſtig war, ſo nahmen alle dieſe Anläſſe einen ſehr befriedigenden Verlauf.

3. Der neu in die Regierung gewählte National-Rat Dr. Paul Speiſer übernimmt die Leitung des Finanzdepartements, die Militärdirektion wird Regierungs-Rat Stöcklin zugeteilt. — Im Alter von 49 Jahren ſtirbt Karl Lichtenhahn-Brüſchweiler, einer unſerer tüchtigſten Primarlehrer.

4. Der deutſche Arbeiter-Verein feiert ſein 75jähriges Beſtehen.

9. Die Hauptverſammlung der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft hält in der Aula des Muſeums ihre Eröffnungsſitzung ab, begrüßt im Namen der Kongreßſtadt Baſel durch Profeſſor Carl Schmidt, Regierungs-Rat Albert Burckhardt, Profeſſor John Meier, Rektor der Univerſität und Dr. Hans Stehlin, im Namen der Schweizeriſchen Geologiſchen Geſellſchaft durch Profeſſor Baltzer (Bern); zum Vorſitzenden wird gewählt Profeſſor Rothpletz (München). Es ſchloßen ſich an dieſen Akt wiſſenſchaftliche Vorträge; am 11. wurde ein Feſtmahl im Sommerkaſino abgehalten. Den Kongreßtagen waren vorangegangen Exkurſionen im Jura. Es folgten ihnen ſolche durch die Alpen bis Arona.

12. Eine Kommiſſion für das St. Jakobfeſt konſtituiert ſich und beſchließt, auch dies Jahr den 26. Auguſt zu feiern.

13. Der Bierboykott wird durch eine gütliche Vereinbarung zwiſchen Brauern und Wirten beigelegt.

16. Der Bundesrat ernennt zum Direktor des I. Zollkreiſes an Stelle des zurücktretenden Direktor Vogt mit Sitz in Baſel Theophil Linder von Baſel, bisher Oberzollinſpektor.

18. Gelungenes Wettſchwimmen auf dem Rhein durch die ganze Stadt, vom Schaffhauſer- bis zum St. Johann-Rheinweg.

19. Im Alter von 67 Jahren ſtirbt E. Liechtenhan-Burckhardt, der ſich in mancherlei gemeinnützigen und wohltätigen Werken betätigt hat.

21. Zum Staatskaſſier wird gewählt Theophil Baumann, bis dahin I. Kaſſier der Kantonalbank. Das Zivilgericht wählt zu einem Subſtituten des Zivilgerichtsſchreibers Dr. Hermann Matzinger.

22. Unter den Eiſenbahnern des Platzes Baſel herrſchte längſt Mißſtimmung, weil ſie behaupten, es werden zu wenig Leute angeſtellt, und infolge deſſen falle auf den Einzelnen eine zu große Arbeitslaſt, die Betriebsſicherheit und die Sicherheit der Arbeiter gefährdend. Die Leitung machte dagegen geltend, ſie beſchäftige ſo viele Angeſtellte als ihr der Raum geſtatte. Nach Ausbau des ganzen Bahnhofs werde die Zahl der Arbeiter auf eine Höhe gebracht werden, die alle Schwierigkeiten hebe. Seit mehreren Wochen drohten die Arbeiter mit paſſiver Reſiſtenz. In einer großen Verſammlung am heutigen Abend in der Gundeldinger Halle wurde beſchloſſen, damit noch zuzuwarten bis am 1. Oktober.

24. Die Regierungsratverhandlungen teilen mit, daß der Bundesrat den Rekurs der DDr. Linder und Knörr gegen die Wahl von Regierungs-Rat A. Stöcklin als unbegründet abgewieſen hat.

25. In dem benachbarten Biel-Benken wird ein Denkſtein für den verſtorbenen Dichter und Pfarrer Friedrich Oſer eingeweiht.

26. Das St. Jakobfeſt dieſes Jahres gewinnt einen beſonderen Glanz durch die Perſon des Feſtredners, Bundespräſident Müller, der in ſeiner Anſprache auf dem Schlachtfeld die Gelegenheit benützte, im Hinblick auf die am 3. November zur Abſtimmung kommende Militärvorlage zur Erhaltung der

Wehrhaftigkeit zu mahnen; ſonſt bewegte ſich das Feſt im gewohnten Rahmen.

31. Witterung. Der Monat Auguſt verlief normal und namentlich in ſeiner erſten Hälfte ſömmerlich warm. Die meteorologiſchen Beobachtungen verzeichnen ein Temperaturmittel von 18,14°, ein mittleres Temperatur-Maximum von 24,4° und ein mittleres Temperatur-Minimum von 13,3°, ein Mittel des Luftdrucks von 739,9 und eine Regenmenge von 68,6 mm. Die Sonnenſcheindauer betrug 271 Stunden.

September 1907.

7./8. Infolge einer von 3101 Stimmberechtigten unterzeichneten Initiative hatte das Basler Volk abzuſtimmen über Beibehaltung oder Abſchaffung des Streikparagraphen (§ 164 Pol. Str.-Geſ.). Die Initiative hatte deſſen Streichung verlangt. Der Große Rat war für Beibehaltung. Von den Parteien ſtellte ſich einzig die ſozialdemokratiſche, von der auch die Initiative ausgegangen war, auf Seite der Initianten. Es ging der Abſtimmung hüben und drüben eine ſtarke Bearbeitung der Maſſen und heftige Zeitungsfehde voran. Das Volk ſprach ſich mit 7392 gegen 3069 Stimmen im Sinne des Großen Rates, alſo für Beibehaltung des Paragraphen aus.

8. Eine engliſche Kommiſſion, die man die parlamentariſche nannte, obwohl ſie nur zu $^1/_3$ aus Mitgliedern des Unterhauſes beſtand und die keinen weitern amtlichen Charakter hatte, als daß ſie von ihrer Regierung der wohlwollenden Berückſichtigung durch die ſchweizeriſche empfohlen war, kam zum Studium unſerer Militäreinrichtungen in die Eidgenoſſenſchaft. In Baſel begann die Rundreiſe. Die Herren wurden empfangen von Oberſt Favre (Genf) von Oberſtleutnant Pfyffer (Luzern) als Vertretern des Bundesrat. Hier in Baſel wurde ihnen gezeigt, was auf den Boden der Freiwilligkeit für Mili-

tärzwecke geſchieht (Schießweſen, militär. Vorunterricht, Pontonniervereine, Turnweſen, Rotes Kreuz). Den ſtark ausgefüllten Tag unterbrach ein von der Regierung gebotenes Lunch im Café Spitz.

Im Margarethengut wird ein ſehr gelungener, auch von der Witterung außerordentlich begünſtigter Wettkampf für Turn- und Jugendſpiele im Freien abgehalten.

16. Vom Niederrhein trifft der Dampfer „Musmacher" ein zu Verſuchfahrten in dem Abſchnitt Neuenburg-Baſel-Rheinfelden; die Schiffahrt war in der letzten Zeit ins Stocken geraten, weil die Reeder ihre Schiffe durch ältere Verpflichtungen an die untere Strecke des Stroms gebunden hatten und der für Baſel im Bau befindliche Dampfer noch nicht vollendet war.

12. Großer Rat. Nach der Ratifikation einer Anzahl Bürgeraufnahmen wird von der Abweiſung des Rekurſes gegen die Wahl von Regierungs-Rat Stöcklin Vormerkung genommen. Zu Mitgliedern des Bankrats wählt der Rat die DDr. C. F. W. Burckhardt und H. Stumm, zum II. Staatsanwalt Dr. W. Lüber. Hierauf wird Kauf der Liegenſchaft der Firma Jäslin & Cie. in der St. Johann beſchloſſen, und — das Haupttraktandum der Sitzung — die Vorlage betr. Bau eines ſtädtiſchen Elektrizitätswerks bei Augſt gemeinſam mit den Rheinfelder Kraftwerken, der den Kanton auf 9,600,000 Franken wird zu ſtehen kommen, einſtimmig beſchloſſen. Hierauf beſchloß der Rat noch Eintreten auf den Geſetzesentwurf betr. Verſchmelzung der Gemeinde Klein-Hüningen mit der Stadt.

13. Das Bataillon 54 rückt mit den Infanterie-Bataillonen 52 und 53 (Landſchaft) und dem Infanterie-Regiment 17 (Solothurn, Bat. 49, 50, 51) zu einem Wiederholungskurs bis zum 30. September im obern Baſelbiet ein. Seine

Quartiere ſind für 2 Kompagnien Läufelfingen, für die andern der Reiſen.

14. Es ſtirbt der erſt vor Kurzem von ſeiner Stelle zurückgetretene Direktor des Zollkreiſes Baſel Arnold Vogt-Gelpke, ein ausgezeichneter Beamte.

18. ffg. Im Gewerbemuſeum finden gleichzeitig ſtatt eine Mono-Ausſtellung und eine Briefmarken-Ausſtellung, letztere zur Feier des 25jährigen Beſtehens des basleriſchen Philateliſtenvereins.

23. ffg. Der 49. Kongreß deutſcher Philologen und Schulmänner tagt in Baſel. Es beteiligten ſich rund 700 Mitglieder, darunter 100 Damen an dem Kongreß. Eine unüberſehbare Zahl von Vorträgen wurden gehalten und von Mitteilungen wurden gemacht in den nach den einzelnen Gebieten ſprachlichen und hiſtoriſchen Wiſſens geteilten Sektionen. Daneben gingen allgemeine Verſammlungen her, in denen Fragen des Unterrichts im Allgemeinen und andere gemeinverſtändliche Angelegenheiten behandelt wurden. So redete einmal Harnack (Berlin) über Geſchichts- und Religionsunterricht im Gymnaſium (Das offizielle Thema lautete „Parallelvorträge über Univerſität und Schule, insbeſondere die Ausbildung der Lehramtskandidaten"), ein andermal ſprachen Kluge (Freiburg) und Morf (Frankfurt) über den Stand der Mundartforſchung in der Schweiz. Neben den wiſſenſchaftlichen gingen geſellige Anläſſe her, am 24. ein Feſteſſen im Muſikſaal, am 26. eine Aufführung des Requiems von Berlioz im Münſter durch den Geſangverein, am 27. ein Bierabend im Muſikſaal, am 28. ein Ausflug an den Vierwaldſtätter See. Die Tage waren von einer anhaltend ſchönen Witterung begünſtigt. Vor beinahe auf den Tag genau 60 Jahren hatte Baſel den 10. deutſchen Philologenkongreß beherbergt.

24. In der Münſterkrypta findet man bei Arbeiten, die mit der Anlage der neuen Heizung zuſammenhängen, das Grab des Biſchofs Adalbero IV., Grafen von Froburg, † 1137. Es fanden ſich darin verhältnismäßig wohl erhalten ein Biſchofsſtab, der Ring, die Sandalen und andere Reſte des biſchöflichen Schmuckes.

29. In den reformierten Gottesdienſten wird das Kirchenopfer zu Gunſten der Evangeliſchen in Oeſterreich erhoben und wirft nach Abrechnung der Unkoſten 2330 Franken ab.

30. Es bildet ſich aus verſchiedenen Parteien und Vertretern verſchiedener Vereine ein Ausſchuß, um für Annahme der am 3. November vor die Volksabſtimmung gelangenden neuen Miltärorganiſation zu wirken.

Der Monat September hinterläßt in Bezug auf Witterung das beſte Andenken, indem wiederholt ganze Reihen ſchöner Spätſommertage, darunter von den ſchönſten während des Philologen-Kongreſſes, die Trauben reifen halfen. Das Mittel der Temperatur betrug 15,10°, das mittlere Temperatur-Maximum 20,4°, das mittlere Temperatur-Minimum 11,1°, das Mittel des Luftdrucks 740,4, die Summe der Regenmengen 46,4 mm; die Sonnenſcheindauer betrug trotz vielen Morgennebeln (an 14 Tagen) 177 gegen normal 187 Stnnden.

Oktober 1907.

5. Dr. med. Oswald Löb aus Neuſtadt an der Haardt erwirbt die venia legendi für Experimentelle Pathologie.

Die Regierung nimmt zur Erhöhung des Dotationskapitals der Kantonalbank ein 10 Millionen-Anleihen auf.

6. Der militäriſche Vorunterricht begeht ſeine wohlgelungene Schlußfeier mit Inſpektion durch Oberſt Gutzwiller aus Bern.

7. Es findet die 3. Konferenz schweizerischer Armenpfleger statt, die sich namentlich mit den aus der Fürsorge für bedürftige in der Schweiz niedergelassene Ausländer erwachsenden Schwierigkeiten befaßt.

5. und 6. Der Genfer Verein schweizerischer Hotelangestellter hält in Basel seine Jahresrechnung ab.

10. Großer Rat. Nach Erledigung zweier Interpellationen wählt der Rat an Stelle des ausscheidenden J. Levy-Isliker zum Mitglied des Bureaus Dr. Wilh. Vischer. Weiter beschließt er Verschmelzung der Gemeinde Klein-Hüningen mit der Stadt, bewilligt eine Teuerungszulage für 1908 an Beamte und Angestellte der Staatsverwaltung, nimmt einen Bebauungsplan der Gemeinde Riehen für deren dem Rhein näher gelegenes Gebiet an, beschließt endlich Aufhebung der Baulinie am Ringgäßlein und verzichtet auf eine neue Straßenlinie an der Rheinseite der mittleren St. Albanvorstadt.

13. Ein Distanzritt für Schweizer Offiziere Luzern-Baden-Mumpf-Magden-Liestal-Arlesheim-Basel (über Schlatthof und Bruderholz), der am 12. September in Luzern angetreten und in Mumpf durch das Nachtquartier unterbrochen worden war, nimmt im Laufe des Vormittags bei St. Margarethen sein Ende. Von den 12 Offizieren, die den Ritt angetreten hatten, mußte nur einer aufgeben. Die Prüfung der Pferde am 14. ergab einen vollkommen befriedigenden Zustand.

17. Nach langem Leiden stirbt im Alter von 62 Jahren Hans Sarasin-Thurneysen, Bandfabrikant, lange Jahre hindurch Präsident der Evangelischen Stadtmission.

19. 20. Der Schweizerische Frauenbund hält seine Delegiertenversammlung in Basel ab und tagt im Rathaus in geschlossener Verhandlung, um nachher im großen Hörsaal des Bernoullianums verschiedene Vorträge anzuhören, die mit der Frauenbewegung in Zusammenhang stehen. Am zweiten Tag

Digitized by Google

werden Berichte der verſchiedenen Kommiſſionen entgegengenommen. Gemeinſame Mahlzeiten dienten an beiden Tagen der Pflege der Geſelligkeit.

Gleichzeitig hielt die Schweizeriſche Numismatiſche Geſellſchaft ihre Verſammlungen im Stadthaus. Dr. Alfred Geigy (Baſel) und Dr. Grunau (Bern) hielten Vorträge über numismatiſche Fragen. Für den Nachmittag des 20. ſtand ein Ausflug nach Augſt auf dem Programm.

20. Veranſtaltet auf Veranlaſſung der Turner- und Schützenvereine, der Offiziers- und Unteroffiziersvereine der Stadt, ſowie der freiſinnigen, der liberalen und der katholiſchen Partei findet im Klingental bei günſtiger Witterung ein großer baſelſtädtiſcher Volkstag ſtatt zur Beſprechung der demnächſt zur Abſtimmung kommenden Militärvorlage. Es beteiligten ſich an der Kundgebung etwa 5000 Bürger. Als Redner traten auf Ständerat Scherrer, National-Rat Iſelin und Pfarrer Probſt. Es wurde eine der Vorlage günſtige Reſolution gefaßt. Vorgreifend erwähnen wir, daß am 3. November die neue Militärorganiſation, für und gegen die in den nächſten Tagen auch bei uns noch eine lebhafte Agitation betrieben wurde, mit 329,953 gegen 267,605 Stimmen angenommen wurde. Baſelſtadt ergab 11,894 Ja und 5320 Nein, nachdem das von den Sozialdemokraten ergriffene Referendum in unſerm Kanton mehr als 4000 Unterſchriften gefunden hatten.

21. Die Hiſtoriſche Geſellſchaft beſtellt in der erſten Sitzung des Winters die Kommiſſion neu und wählt zum Präſidenten auf eine Amtsdauer von 3 Jahren Profeſſor J. Schneider.

Im Alter von erſt 41 Jahren ſtirbt plötzlich der Bandfabrikant Fritz Senn-Otto, Major der Artillerie und Mitglied des Großen Rates, ein tätiger und opferfreudiger Bürger, und

65jährig der Buchhändler Benno Schwabe-Changuion, Mitglied der Kuratel, eifriger Förderer des Handarbeitsunterrichts.

22. Ein Schlaganfall rafft plötzlich, in seinem Arbeitsraum, den Postdirektor des Postkreises Basel, M. Jenny von Basel und Langenbruck, hinweg. Er brachte sein Leben auf 62 Jahre; seine Direktorenstelle versah er erst seit 5 Jahren.

Die katholischen Mädchenschutzvereine der Schweiz halten in Gegenwart von Dr. Stammler, Bischof von Basel, ihre Versammlung in Basel ab.

13. Von populären Kursen sind dieses Jahr vorgesehen: vor Neujahr: 1. Im heiligen Land, von Professor Böhringer; 2. Otto Ludwig, von Professor Albert Geßler; nach Neujahr: 3. Die Bedeutung der Blumen, von Dr. Wilh. Brenner und 4. Beethoven, von Ernst Markees.

24. Großer Rat. Es werden die Straßenlinie für die Ecke Aeschenvorstadt-St. Albangraben mit Dringlichkeit angenommen, ein Kredit von 162,000 Franken für Anlegung der Rosentalstraße bewilligt, die Erbauung eines Dienstgebäudes für die Materiallagerplätze auf dem Dreispitz beschlossen, das Sabbatistenhaus am Weiherweg für Schulzwecke angekauft und einige Nachtragskredite für 1907 bewilligt; ferner wird eine Subvention für die Turnvereine beschlossen und die Fortbildungsschule für die männliche Jugend in den Landgemeinden (provisorisch eingeführt 1884) wieder abgeschafft. Die Beratung der Revision der Geschäftsordnung des Großen Rates wird in Angriff genommen.

Das Budget für 1908 sieht vor an Einnahmen 13,653,889, an Ausgaben 16,505,793 Fr., für Eisenbahnbauten 700,000 Fr., ein Defizit der laufenden Rechnung von 2,851,904 Fr.

26. Die Messe wird eingeläutet, schon am 26., weil der traditionelle 27. auf einen Sonntag fällt. Sie bietet in keiner Weise etwas Erwähnenswertes.

30. Die Regierung bezeichnet als Mitglied der Kuratel an Stelle des verstorbenen B. Schwabe, Chr. Buchmann-Schardt.

31. Der Weitere Bürgerrat genehmigt Geschäftsbericht und Rechnung des Engern Bürgerrats für 1906 und bestellt die Prüfungskommission für 1907. Ferner genehmigt er einen mit den Organen der Einwohnergemeinde für die nächsten 8 Jahre (1907—1914) vereinbarten neuen Teilungsmodus für den Ertrag der Chr. Merianischen Stiftung, $^2/_5$ der Einwohner-, $^3/_5$ der Bürgergemeinde, 100,000 Franken vom Mehrerlös der 1907 verkauften Liegenschaften zur Erweiterung der Anstalt Friedmatt.

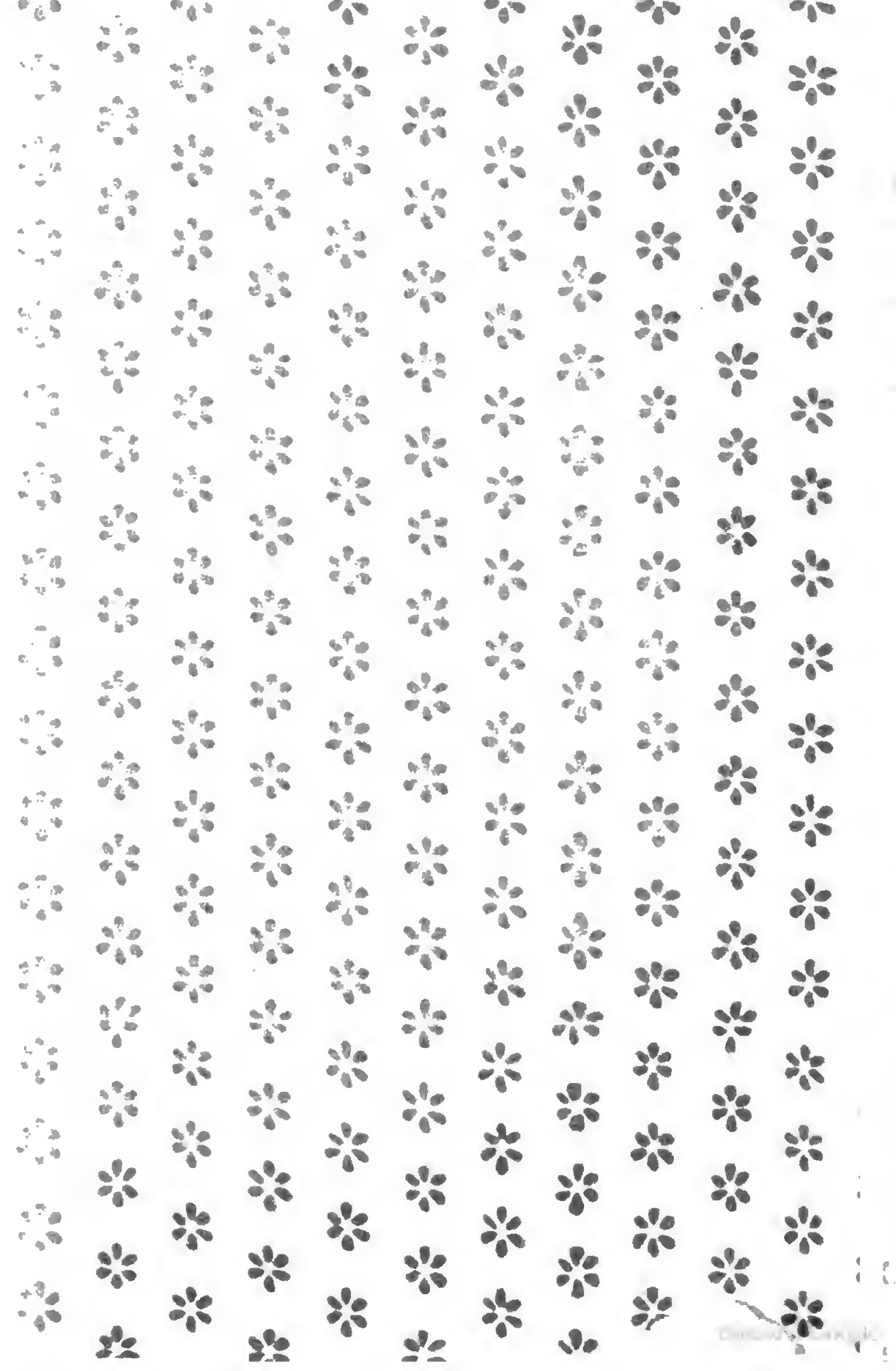
Der Maurerstreik wird vertagt, da der 9stündige Arbeitstag, den die Arbeiter vor Allem durch ihren Streik herbeizuführen trachteten, durch die Witterung und die Kürze der Tage jetzt ohnedies in Kraft tritt. Über eine Unternehmerfirma bleibt die Sperre verhängt.

Witterung. Temperatur, Luftdruck und Niederschlagsmenge ergaben im Monat Oktober 1907 folgende Zahlen: Temperaturmittel 10,97°, mittleres Temperatur-Maximum 15,1°, mittleres Temperatur-Minimum 8,1°, Mittel des Luftdrucks 734,0, Summe der Regenmenge 61,0 mm; statt 110 schien die Sonne bloß 102 Stunden. Dennoch hat der Oktober durch seine Freundlichkeit, Milde und Wärme den kalten Juni und Juli vergessen lassen, und da ein nicht minder freundlicher November folgte, so daß noch nach der Mitte dieses Monats das Vieh täglich auf die Herbstweide ging, namentlich die Bauern mit dem Jahr 1907 aussöhnen helfen.

Berichtigung.

S. 92, neunte Zeile von unten ſoll ſtehen: Der eine ſeiner Söhne, Hans Georg, Strälmacher, hatte einen Sohn Paul, Strälmacher und Ratsbote; dieſer hat ſich u. ſ. w.

(In Tafel I. iſt der Zuſammenhang richtig).



Stanford University Libraries
3 6105 014 739 101

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

DQ
381
B3
1908

Digitized by Google